

**Zeitschrift des
Breisgau-Geschichtsvereins
„Schau-ins-Land“**



111. Jahreshft 1992

Außenbild:
Theresia Stein (1790—1856)
(s. den Beitrag von A. Schmid, S. 64)

**Zeitschrift des
Breisgau-Geschichtsvereins
„Schau-ins-Land“**



111. Jahreshft 1992

*Vorstand und Ausschuß
des
Breisgau-Geschichtsvereins
gratulieren
ihrem langjährigen Vorsitzenden,
Schriftleiter der Zeitschrift
und Ehrenmitglied*

Prof. Dr. Berent Schweineköper

zum 80. Geburtstag

*Herausgegeben mit Unterstützung
des Regierungspräsidiums Freiburg, der Stadtverwaltung Freiburg, der Land-
kreise Breisgau-Hochschwarzwald und Emmendingen.*

Mitarbeiter des III. Bandes:

BÖHNERT, LOTHAR, Studiendirektor, Bad Krozingen
BOLL, BERND, Freiburg
BROMMER, HERMANN, Prof., Rektor i. R., Merdingen
GEINITZ, CHRISTIAN, stud. phil., Freiburg
HUG, WOLFGANG, Dr., Univ.-Prof., Freiburg
HUGGLE, URSULA, Dr., Freiburg
KURRUS, KARL, Stadtdirektor i. R., Freiburg
LIESSEM-BREINLINGER, RENATE, Realschulkonrektorin, Freiburg
MATYS, GUDRUN, M. A., Münstertal
MELZER, THOMAS, stud. phil., Freiburg
MÜNCH, GUDRUN, stud. phil., Freiburg
SCHMID, ADOLF, Oberstudiendirektor, Freiburg
SCHULZE, WILLY, Studienrat, Rümplingen
SOBIERAJ, SILKE, stud. phil., Freiburg
SPECK, DIETER, Dr., Archivrat, Freiburg
TREFFEISEN, JÜRGEN, Dr., Archivrat, Karlsruhe
VOGEL, DETLEF, Dr., Glottertal
WEGNER, GUNDA, Dr. med., Auggen
WILKE, KLAUSPETER, Studienrat, Gundelfingen
ZOTZ, THOMAS, Dr., Univ.-Prof., Freiburg

Schriftleitung: Dr. HANS SCHADEK

Selbstverlag des Breisgau-Geschichtsvereins Schau-ins-Land
Geschäftsstelle: Stadtarchiv, Grünwälderstraße 15, 7800 Freiburg i. Br.
(Telefon: 07 61 – 2 16 36 51)

Satz und Druck: Buchdruckerei Franz Weis KG, 7800 Freiburg i. Br.

Inhaltsverzeichnis zum 111. Band

Aufsätze

	Seite
THOMAS ZOTZ	
Est in Alsaciae partibus castellum Brisicau. Breisach als Schauplatz der politischen Geschichte im 10. Jahrhundert.	9
WILLY SCHULZE	
Herrschaftswechsel und städtische Verschuldung Bemerkungen zur finanziellen Lage Freiburgs im späten Mittelalter . . .	25
KARL KURRUS	
Die Scharfrichterfamilie Burkhard von Endingen	47
ADOLF SCHMID	
Ferdinand Stein (1791—1835), Großherzoglich-badischer Regierungsrat — ein „Vorderösterreicher“ im badischen Staatsdienst Biographischer Abriß zum 200. Geburtstag	57
HERMANN BROMMER	
„Die Bruderschaft zum ewigen Frieden in der Schnecken-Vorstadt zu Freiburg i. Br.“	73
GUNDA WEGNER	
Das Leben des Georg von Langsdorff: Turner, Revolutionär und Wissenschaftler	79
GUUDRUN MATYS	
„Der Münsterturm freut sich am Kranz schöner Kirchen“ — Überlegungen zu den Freiburger Kirchenbauten des 19. Jahrhunderts in ihrem Bezug zum Münster	95
RENATE LIESSEM-BREINLINGER	
Zur Biographie von Dr. Otto Winterer (1846—1915)	129
WOLFGANG HUG	
Soldatsein im Kaiserreich Militärischer Alltag in Zeugnissen aus der Region	141
CHRISTIAN GEINITZ, SILKE SOBIERAJ, THOMAS MELZER, GUUDRUN MÜNCH	
„Mit uns das Volk, mit uns der Sieg!“ Rosa Luxemburgs Rede in Freiburg am 7. März 1914	155
BERND BOLL	
Zwangsarbeiter während des Zweiten Weltkriegs in Baden	179

Buchbesprechungen

- Themen der Landeskunde. Veröffentlichungsreihe aus dem Alemannischen Institut Freiburg im Breisgau. Hg. von KONRAD SONNTAG. Heft 1—5, Konkordia Verlag GmbH, Bühl/Baden. (URSULA HUGGLE) 205
- Die Bestände des Generallandesarchivs Karlsruhe, Teil 1: Selekte, Nachlässe und Sammlungen (A-U), bearb. von MARIE SALABA und HANSMARTIN SCHWARZMAIER (Veröffentlichungen der Staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg Bd. 39/ 1) Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart 1988.
- Die Bestände des Generallandesarchivs Karlsruhe, Teil 3: Haus- und Staatsarchiv sowie Hofbehörden (46—60), bearb. von HANSMARTIN SCHWARZMAIER und HILTBURG KÖCKERT (Veröffentlichungen der Staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg Bd. 39/3) Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart 1991. (DIETER SPECK) 208
- PETER-JOHANNES SCHULER, Notare Südwestdeutschlands. Ein prosopographisches Verzeichnis für die Zeit von 1300 bis circa 1520. Text- und Registerband (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B Forschungen 90. und 99. Band). W. Kohlhammer Verlag, Stuttgart 1987. (JÜRGEN TREFFEISEN) 210
- HOLGER KRUSE, WERNER PARAVICINI, ANDREAS RANFT (Hg.), Ritterorden und Adelsgesellschaften im spätmittelalterlichen Deutschland. Ein systematisches Verzeichnis (Kieler Werkstücke Reihe D: Beiträge zur europäischen Geschichte des späten Mittelalters 1) Verlag Peter Lang, Frankfurt am Main, Bern, New York, Paris 1991. (DIETER SPECK) 210
- Barockschloß Ebnet bei Freiburg i. Br. (Oberrheinische Quellen und Forschungen 2). Verlag Schnell u. Steiner. München/Zürich 1989. (KLAUSPETER WILKE) 212
- Historische Beiträge zur Geschichte von Hecklingen und der Herrschaft Lichtenneck. In: Die Pforte. Hg. von der Arbeitsgemeinschaft für Geschichte und Landeskunde in Kenzingen e.V. 7. und 8. Jahrgang Nr. 13 bis 16, 1987/88. (URSULA HUGGLE) 212
- KLAUS WEBER, Brauchtum in St. Peter. Hg. v. der Gemeinde St. Peter, St. Peter 1990. 222 S; mit einer Übersichtskarte über die Gemarkung und die volkskundlichen Sehenswürdigkeiten.
- KLAUS WEBER, St. Peter im Wandel der Zeit. Hg. v. der Gemeinde St. Peter, St. Peter 1992. (HERMANN BROMMER) 213
- ALFONS KIND, Malteserstadt Heitersheim im Rückspiegel — Bauern/Handwerker/Geistesmänner. Selbstverlag, Bad Krozingen 1991. (LOTHAR BÖHNERT) 214

MANFRED LANGE, Äbte/Vögte/Bergleute — Gewerbechronik der Gemeinde Münstertal/Schwarzwald. Schillinger-Verlag, Freiburg 1991. (LOTHAR BÖHNERT)	214
ERNST M. WALLNER, Zastler. I. Eine Holzhauergemeinde im Schwarzwald. II. Ein Schwarzwalddorf im Wandel. Selbstverlag der Gemeinde Oberried. Ortsteil Zastler, 1991. (RENATE LIESSEM-BREINLINGER)	214
WOLFGANG RITZEL, Johann Peter Hebel. Waldkircher Verlagsgesellschaft, Waldkirch 1991. (DETLEF VOGEL)	216
MARIA SCHAETTGEN, Hansjakob und das Schwarzwälder Brauchtum. Mit Zeichnungen von Wilhelm Hasemann, Curt Liebich und Richard Schilling. Waldkircher Verlag 1991. (HERMANN BROMMER)	217
Das Schicksal der Freiburger Juden am Beispiel des Kaufmanns Max Mayer und die Ereignisse des 9./10. November 1938. Mit Beiträgen von ROLF BÖHME und HEIKO HAUMANN. (Stadt und Geschichte. Neue Reihe des Stadtarchivs Freiburg i. Br., Heft 13). Schillinger Verlag Freiburg i. Br., 1989. (KLAUSPETER WILKE)	217
BERTHOLD HAMELMANN, Helau und Heil Hitler. Alltagsgeschichte der Fasnacht 1919—1939 am Beispiel der Stadt Freiburg (Alltag und Provinz Bd. 2) Edition Isele, Eggingen 1989. (DETLEF VOGEL)	218
ROSEMARIE BECK, ROLAND MEINING, Brunnen in Freiburg. Rombach Verlag, Freiburg i. Br. 1991. (JÜRGEN TREFFEISEN)	218
Vereinschronik 1992	221

Est in Alsaciae partibus castellum Brisicau.
Breisach als Schauplatz der politischen Geschichte
im 10. Jahrhundert.*

Von
THOMAS ZOTZ

*Est in Alsaciae partibus castellum Brisicau patrio vocabulo nuncupatum, quod et Rhenus in modum insulae cingens et naturalis ipsa loci asperitas munit.*¹ „Es liegt im Gebiet des Elsaß eine Burg, in der heimischen Sprache Breisach genannt, gesichert sowohl durch den Rhein, der sie wie eine Insel umströmt, als auch durch die natürliche Schroffheit des Ortes.“ So beschreibt Liudprand von Cremona, ein um die Mitte des 10. Jahrhunderts an den Hof König Ottos I. geflüchteter Langobarde und bedeutender Geschichtsschreiber seiner Zeit, den Ort Breisach,² dessen mittelalterlicher Anfänge zu gedenken die Eröffnung des „Museums für Stadtgeschichte Breisach am Rhein“ am 25. Oktober 1991 Anlaß gab. Liudprands Worte zur Lage und Eigenart dieser historischen Stätte führen dabei wesentliche Merkmale Breisachs vor Augen, nämlich seinen doppelten natürlichen Schutz, gegeben zum einen durch den steilen, aus der Niederung der Rheinebene mit knapp 50 m Höhe eindrucksvoll herausragenden Basaltfelsen, zum anderen durch die Insellage inmitten des Rheines.³

Es ist leicht einsichtig, daß eine solche Begünstigung durch die Natur Breisach seit alters für die Menschen im wahrsten Sinne des Wortes attraktiv machte, und so lassen sich denn auch gesicherte Spuren einer Besiedlung seit der jüngeren Urnenfelderkultur, also seit etwa 1000 v. Chr., nachweisen. Von besonderer Bedeutung erscheint aber die Entwicklung des Ortes seit ca. 500 v. Chr., dem Übergang von der eisenzeitlichen Hallstatt- zur LaTène-Kultur; denn damals wurde das ovale Plateau der Erhebung durch die künstliche Verfüllung einer Senke in der Bergmitte hergestellt. Dies geschah wohl in herrschaftlichem Auftrag, so daß wir hier einen frühen „Fürstensitz“ vermuten dürfen. Damals begann offensichtlich jene Funktion Breisachs als eines herrschaftlichen Zentrums, die die vorstädtische Geschichte des Ortes und dabei vor allem die Zeit des 10. Jahrhunderts ausmacht, von der hier genauer die Rede sein soll.

Ins Licht der schriftlichen Überlieferung trat Breisach in spätrömischer Zeit, als, bedingt durch die Alemanneneinfälle des späten 3. Jahrhunderts, der Limes an den Rhein zurückgenommen worden war.⁴ Im Zuge dieser Maßnahme hatten die Römer in der ersten Hälfte des 4. Jahrhunderts ein Kastell auf dem Breisacher Berg, auf dem *mons Brisiacus*, zur Grenzverteidigung angelegt.⁵ Hier machte Kaiser Valentinian I. im Jahre 369 auf dem Weg durch das Imperium Romanum Station und erließ ein Edikt.⁶ Sein Aufenthalt ist vor dem Hintergrund der politisch-militärischen Situation

jener Zeit zu sehen: Zwölf Jahre zuvor, im August 357, waren die Alemannen in der Schlacht bei Straßburg von den Römern unter Kaiser Julian besiegt worden.⁷ In der Folgezeit herrschte an Rhein und Donau zwischen Römern und Alemannen Ruhe; doch mit dem Regierungsantritt von Julians zweitem Nachfolger Valentinian änderte sich die Situation: Auf Angriffe von Alemannenfürsten reagierte Valentinian im Jahre 368 mit einem Feldzug und ließ die Rhein-Donau-Grenze erneut befestigen.⁸

Es ist gewiß als Demonstration der Römerherrschaft am Oberrhein zu werten, wenn damals der von Altrip rheinaufwärts ziehende Kaiser sich am 30. August 369 gerade hier in Breisach aufhielt und ein den ungestörten Ruhestand seiner Hofbeamten (*palatini*) betreffendes Regierungsschreiben an den *praefectus praetorio* Probus richtete. Dieser Breisachbesuch eines römischen Kaisers verdient aber noch in anderer Hinsicht unsere Aufmerksamkeit. Denn er kann als frühes, wenn auch vereinzelt Vorspiel zu der hier interessierenden Funktion Breisachs als Schauplatz politischer Geschichte im 10. Jahrhundert gelten, die sich in eindrucksvoller Breite in den Quellen präsentiert.

Die römische Zeit Breisachs wirkte sich aber auch noch in anderer Weise aus: Der Ort wurde offensichtlich für einen größeren Bezirk rechts des Rheins und südlich von Breisach namengebend; zu ihm gehörten nach Auskunft der *Notitia dignitatum*, eines Verzeichnisses des römischen Heeres aus dem 5. Jahrhundert, die *Brisigavi seniores* und *Brisigavi iuniores*, alemannische Auxiliartruppen aus dem „Breisgau“.⁹ Mit diesem Landschaftsbegriff¹⁰ ist nun endgültig die nachrömische Geschichte der Gegend rechts des Oberrheins angesprochen; um die Mitte des 8. Jahrhunderts begegnet sie erstmals als *finis Prisegauginsis* bzw. *Prisicauwe* in der zeitgenössischen schriftlichen Überlieferung und ab der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts auch als *Brisachgaouue*.¹¹ Wir treffen hier auf das Beispiel einer vorortsbezogenen Gaubezeichnung, wie sie auch für die gleichfalls an römischen Kastellorten orientierten Namen des Augstgaus, Zürichgaus und Arbongaus südlich des Hochrheins bzw. des Bodensees zu beobachten ist.¹² Die enge Zuordnung von Breisach und Breisgau wird im übrigen auch am Beispiel einer Ort wie Landschaft zusammensehenden bzw. zusammenziehenden Namengebung im Hochmittelalter deutlich: Etliche Handschriften der eingangs zitierten Antapodosis des Liudprand von Cremona aus dem 10. und 12. Jahrhundert enthalten die Namensvariante *Brisicau* bzw. *Brisecgauue* für das *castellum* Breisach.¹³

Der hier mehrfach herangezogene Liudprand von Cremona macht nun allerdings eine politisch-geographische Angabe zu Breisach, die interessanterweise nicht auf den rechtsrheinischen Breisgau, sondern in eine andere Richtung, nämlich auf die linksrheinische Seite, weist, wenn er den Ort als im Elsaß gelegen bezeichnet. Wie ist diese Doppelausrichtung Breisachs zu erklären? Sicher zunächst einmal geographisch gesehen mit seiner Lage am Rhein oder genauer: inmitten des Rheins. Von daher ergibt sich also gewissermaßen die janusköpfige Doppelorientierung Breisachs, und wir können als ein wichtiges, auch für die geschichtlichen Ereignisse des 10. Jahrhunderts aufschlußreiches Merkmal festhalten: Breisach war Grenzort. Das ist es bekanntlich auch heute noch, wenngleich der Grenzcharakter des Rheins im Zuge der europäischen Integrationspolitik der letzten Jahre erheblich abgeschwächt wurde. Gerade diese vordergründige Ähnlichkeit der Situation Breisachs als Grenzort

damals wie heute gibt aber Anlaß, genauer nach der Grenzfunktion Breisachs im Frühmittelalter zu fragen. Indem wir dem Thema „Breisach an der Grenze“ nachgehen, kommen wir im übrigen unversehens zu den politischen Ereignissen, die sich im 10. Jahrhundert auf dieser landschaftlich herausragenden Bühne abgespielt haben.

Zum besseren Verständnis der frühen Grenzlage Breisachs ist zunächst kurz auf die Geschichte des Fränkischen Reiches einzugehen, die in der Person und Wirksamkeit Kaiser Karls des Großen gipfelte.¹⁴ Am Anfang dieser Geschichte stand der Sieg des Merowingerkönigs Chlodwig über die Alemannen,¹⁵ ein Volk, das ähnlich wie die Franken in der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts im westlichen Mitteleuropa entlang der Rheinlinie expandierte, so daß es fast unweigerlich zum Zusammenstoß beider *gentes*, beider Völker, kommen mußte. Im Jahre 496 siegten die Franken in einer entscheidenden Schlacht über die Alemannen und richteten für diese einen politischen Siedlungsraum, die *Alemannia* bzw. den *ducatus Alamannorum*, das alemannische Herzogtum, ein.¹⁶ Diese *Alemannia*, die keineswegs mit dem bis dahin erfaßten Siedelgebiet der Alemannen übereinstimmte, sondern eine politische und insofern herrschaftlich angelegte Provinz darstellte, schloß sich östlich an den Oberrhein an. Bereits daraus wird erkennbar, worin die Grenzlage Breisachs wurzelte: Der Ort lag am Rhein, welcher in spätrömischer Tradition die östliche Grenze des eigentlichen Frankenreiches, der *Francia*, genauer ihres östlichen Teiles „Austrasien“, bildete.¹⁷ Was sich in unseren Breiten wiederum östlich daran anschloß, unterstand zwar auch der fränkischen Herrschaft, doch in einer wesentlich lockereren Form. Das blieb so bis zum Ende der Merowingerzeit, also bis zur Mitte des 8. Jahrhunderts, und erst die karolingischen Könige und Kaiser haben diesen Raum östlich des Rheins stärker in das *regnum Francorum*, das Frankenreich, integriert.¹⁸

Doch bei aller Integration und Vereinheitlichung bleiben alte Grenzen im Bewußtsein weiter bestehen und können bei Bedarf reaktiviert werden. In der Geschichte des Frankenreiches kam diese alte Binnenstruktur wieder zur Geltung, als das Großreich in der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts unter mehreren gleichberechtigten Brüdern der karolingischen Familie aufgeteilt wurde.¹⁹ Damals orientierte man sich an den überkommenen Grenzen, und hierbei fiel auch dem Oberrhein erneut seine Rolle als alte Trennungslinie zu: Während Alemannien im epochemachenden Vertrag von Verdun 843 zum östlichen Reich Ludwigs des Deutschen geschlagen wurde, kam das Elsaß zusammen mit anderen Gebieten an das sogenannte Mittelreich Kaiser Lothars I., nach dessen gleichnamigem Sohn dieses später Lotharingen genannt wurde.²⁰

Auf dieses Mittelreich richtete sich in der Folgezeit das Interesse der beiden flankierenden Teilreiche, des ostfränkischen und später deutschen ebenso wie des westfränkischen bzw. später französischen.²¹ Dabei wurde das Elsaß Spielball im wahrsten Sinne des Wortes — und dies bekanntlich nicht nur in der frühmittelalterlichen Geschichte. So brachte nach dem Tod König Lothars II. im Jahre 869 Karl der Kahle mit der Herrschaft über das Mittelreich auch das Elsaß an sich, doch bereits ein Jahr später gelang es dem ostfränkischen König Ludwig dem Deutschen, durch den Vertrag von Meerssen das Elsaß seinem Reich einzuverleiben und somit die Grenze des ostfränkischen Reiches vom Oberrhein weg nach Westen zu verschieben.²² Welches Schicksal in jenen bewegten Jahrzehnten des politischen Hin und Her den Grenzort Breisach ereilt hat, entzieht sich unserer Kenntnis. Erst zu Beginn des 10. Jahrhun-

derts tritt der Ort wieder in das Licht der schriftlichen Überlieferung, der wir uns nun konzentriert zuwenden wollen, um etwas davon zu erfahren, was Breisach damals bedeutete, welche Rolle es auf der politischen Bühne der Zeit spielte.

Halten wir noch einmal die Ausgangssituation fest: Seit 870 gehörte das Elsaß zum ostfränkischen Reich. Doch als hier mit dem Tode König Ludwigs des Kindes im Jahre 911 die Karolingerherrschaft zu Ende gegangen und die Krone auf Konrad I. übergegangen war, versuchten die in Westfranken weiter regierenden Karolinger in Person König Karls des Einfältigen, die Zugehörigkeit des Elsaß ebenso wie Lothringens nach Osten wieder rückgängig zu machen; dies gelang Karl auch zunächst wegen der schwachen Königsherrschaft Konrads I.²³ Doch der sächsische König Heinrich I., der Begründer der ottonischen Dynastie, konnte zuerst vertragsweise 921, dann 925 endgültig das Elsaß und Lothringen wieder für das östliche Reich zurückgewinnen, nicht zuletzt dadurch, daß er den hochangesehenen Lothringer Giselbert zum Herzog in Lothringen einsetzte und ihn durch ein Freundschaftsbündnis und durch Verheiratung mit seiner Tochter Gerberga an das ottonische Haus zu binden versuchte.²⁴

Diese politische Situation hielt allerdings nicht lange vor. Denn die ersten Jahre König Ottos I., der seinem Vater Heinrich 936 auf den Thron folgte, waren für den neuen Herrscher, aber damit auch für das Reich Jahre der Krise und des Widerstandes, hervorgerufen durch Auseinandersetzungen im Königshaus, vor allem mit Ottos Bruder Heinrich, ebenso wie durch eine neue Politik, die sich, verglichen mit der Politik des Ausgleichs und der Rücksichtnahme seines Vaters gegenüber dem Adel, verstärkt zur Geltung zu bringen trachtete.²⁵ Als sich die Krise von Ottos Königsherrschaft im Jahre 939 zuspitzte, hatte dies auch an der Westgrenze des Reiches Konsequenzen: Nach dem Bericht des Reimser Annalisten Flodoard²⁶ fielen die Lothringer von König Otto ab und kamen zu König Ludwig IV., dem Sohn Karls des Einfältigen, der nach Jahren des Exils in England im Jahre 936 wieder die Herrschaft im Westfrankenreich hatte übernehmen können.²⁷

Zwar mißlang dieser erste Versuch der Lothringer, sich an König Ludwig zu binden, da sich dieser durch einen mit Otto I. geschlossenen Freundschaftsvertrag gebunden fühlte, doch kurz darauf und zwar zu einer Zeit, als Ottos Stellung im Reich aufs höchste gefährdet war, gab König Ludwig dem Wunsche der von Herzog Giselbert geführten Lothringer statt. Da Ottos Bruder Heinrich inzwischen mit den Abtrünnigen Verbindung aufgenommen hatte, zog Otto I. im Juni 939 nach Lothringen und belagerte Giselberts Burg Chèvremont bei Lüttich. Allerdings mußte der König letztlich unverrichteter Dinge wieder nach Sachsen zurückkehren, wo Angriffe der Slawen die Anwesenheit des Königs erforderlich machten; am 11. September treffen wir ihn in der nördlich des Harzes gelegenen Pfalz Werla.

Vor diesem Hintergrund sind nun die politisch-militärischen Ereignisse im Elsaß und in Breisach zu betrachten: Wie wir aus zuverlässiger Quelle erfahren, drang König Ludwig IV. in der erklärten Absicht, das lothringische Reich, das sein Vater verloren hatte, wiederzugewinnen, um die Mitte des Jahres 939 in das Elsaß ein.²⁸ Dies geschah offensichtlich nach dem urkundlich nachgewiesenen Aufenthalt des westfränkischen Königs in Laon am 2. August,²⁹ also zu einer Zeit, da König Otto in Sachsen weilte. Wir hören weiter davon, daß sich König Ludwig im Elsaß eher

feindlich als königlich verhalten habe, ein Vorwurf, der darauf abzielt, daß er hier gerade nicht als würdiger Erbe seines Vaters aufgetreten ist.

Doch nicht nur das Elsaß, sondern auch Breisach selbst spielte in der damaligen Politik Ludwigs IV. eine augenfällige Rolle: Uns ist eine Urkunde dieses Königs für das katalanische Kloster Ripoll überliefert vom 24. August, *actum secus castrum quod dicitur Brisacha supra Rheni flumen*,³⁰ also verhandelt bei der Burg, die Breisach heißt, über dem Rheinfluß. Die nur in später Kopie erhaltene Urkunde nennt als weitere Zeitangabe das dritte Regierungsjahr Ludwigs IV. und würde somit in das Jahr 938 fallen. Während die Forschung diesem Zeitansatz überwiegend folgt,³¹ gibt es auch gewichtige Gegenstimmen, die aufgrund der politischen Gesamtsituation annehmen, daß die Regierungshandlung des westfränkischen Königs am Oberrhein erst in das folgende Jahr 939 gehört, als Ludwig ohnehin im Elsaß nachgewiesen ist und als sich die Lage König Ottos derart zugespitzt hat, daß ein Bruch der noch Anfang 939 offensichtlich wirksamen *amicitia* zwischen den beiden Königen plausibler als im Vorjahr erscheint.³²

Wie immer man sich in der Frage der Datierung von Ludwigs Urkunde entscheidet, so ist in jedem Fall davon auszugehen, daß die Regierungshandlung des westfränkischen Königs bei Breisach dessen Herrschaftsanspruch über Lothringen gerade in Verbindung mit einem Ort zum Ausdruck bringen wollte, der am östlichen Rand dieses wiederzugewinnenden Gebietes lag. Hier wurde das Machtgebiet durch die Präsenz des Herrschers bewußt abgesteckt und zwar anders als der oben zitierte Chronist meinte: *regaliter* und nicht *hostiliter*.³³

Wenden wir uns nun den unstrittig in die zweite Hälfte des Jahres 939 fallenden politisch-militärischen Ereignissen am Oberrhein zu: Wenn Ludwig IV. damals im Elsaß Fuß fassen konnte, so lag dies nicht zuletzt auch daran, daß der dominierende Platz Breisach von Leuten des aufständischen Herzogs Eberhard von Franken besetzt war, der mit Ottos I. Bruder Heinrich und mit Giselbert von Lothringen und insofern auch mit dem westfränkischen König gemeinsame Sache gegen Otto I. machte. In dieser Situation mußte Otto I. handeln, wollte er sein Königtum nicht ganz aufs Spiel setzen. So rückte Breisach damals in den Mittelpunkt der Geschichte, und davon zeugen auch die zahlreichen, allerdings nicht in allem miteinander übereinstimmenden Nachrichten von zeitgenössischen und späteren Chronisten, die zum Teil sogar Ereignisse nach Breisach verlegen, die nachweislich andernorts stattgefunden haben.³⁴

Es kann als sicher gelten, daß Otto nach seinem Aufenthalt in Werla am 11. September an den Oberrhein zog, den westfränkischen König aus dem Elsaß vertrieb und daraufhin das *castellum munitissimum* Breisach belagerte.³⁵ Wie uns die Chronisten berichten, war der König damals zweifellos in einer der tiefsten Krisen seiner Herrschaft. Viele Große aus seiner Umgebung sollen ihn verlassen haben, während andererseits die Herzöge Eberhard und Giselbert ihre Angriffe auf die ostrheinischen Gebiete verstärkten. Der sonst auf Ottos Ansehen und Stärke abhebende sächsische Geschichtsschreiber Widukind von Corvey brachte die Not des Königs vor Breisach unverblümt zum Ausdruck: Es habe zeitweise für den Herrscher keine Hoffnung mehr bestanden, weiter König zu sein.³⁶

Wie in solchen Situationen immer wieder zu beobachten, gab es auch damals Leute, die aus dieser Schwäche Ottos Kapital zu schlagen versuchten.³⁷ Wir hören

von einem namentlich nicht genannten sehr reichen Grafen, der mit vielen Kriegen das Heer des Königs verstärkte. Er soll die Bedrängnis Ottos vor Breisach ausgenutzt haben, indem er von ihm erpresserisch forderte, ihm die berühmte Reichsabtei Lorsch zu überlassen. Vor dem ganzen Heer hat der König dieses Ansinnen jedoch zurückgewiesen und dem Grafen empfohlen, wenn sein Sinn danach stehe, sich doch gleich mit den übrigen Treulosen zu entfernen. Wer dieser sehr reiche Graf war, der es wagte, Otto zu erpressen, sagen uns die Berichte nicht; es spricht allerdings vieles dafür, daß es sich um den bekannten Grafen Guntram handelt, dem Otto I. Jahre später im August 952 auf einer Reichsversammlung in Augsburg den Prozeß machte.

Die prekäre Situation des Königs vor Breisach nahm schließlich doch ein gutes Ende. Denn auf die Nachricht hin, daß die aufständischen Herzöge Giselbert von Lothringen und Eberhard von Franken bei Andernach besiegt worden seien und den Tod gefunden hätten, übergab sich die Breisacher Burgbesatzung Otto I., und dieser konnte die Herrschaft über die Burg und mit ihr auch über das Elsaß für die Folgezeit sichern. Dabei fiel dem schwäbischen Herzog offenbar eine wichtige Rolle zu, der vielleicht schon vorher mit Breisach eine Position seiner Herrschaft am Oberrhein besaß.³⁸ Wir kennen jedenfalls vier Breisacher Münzen Herzog Hermanns I. von Schwaben, der von 926 bis 948 amtierte; auf drei von ihnen wird auch der König genannt, zweimal als *OTTO PIUS REX*, der milde König Otto.³⁹ Eine solche qualifizierende Ergänzung des Königsnamens auf Münzen kommt äußerst selten vor. Wir finden Vergleichbares allerdings auch noch auf Straßburger Münzen, sowohl königlichen wie bischöflichen, aus der ersten Hälfte und um die Mitte des 10. Jahrhunderts.⁴⁰ Auch dort erscheinen das Attribut *pius*, bezogen auf Ludwig das Kind, und das Attribut *pacificus* zur Bezeichnung Ottos I. auf Münzen aus der Zeit Bischof Utos (950–965). Von daher wäre zu überlegen, ob die Breisacher Münzstätte vielleicht in Verbindung mit der Straßburger Münze gestanden hat. Auch hierin käme die Beziehung Breisachs zum Elsaß zum Ausdruck.⁴¹

Breisacher Münzen sind auch für die beiden Nachfolger Herzog Hermanns I. bezeugt, nämlich für Herzog Liudolf (949–954), den Sohn Ottos des Großen, der auch Graf im Breisgau war, also zum Oberrhein engste Beziehungen pflegte, und für Herzog Burkhard II. (954–973).⁴² Dann bricht die Reihe der Herzogsmünzen aus Breisach völlig ab, anders als in Zürich, wo wir sie mit Denaren Herzog Ottos (973–982) und Herzog Ernsts (I. 1012–1015 oder II. 1015–1030) bis ins frühe 11. Jahrhundert weiter verfolgen können.

Gibt bereits dieses frühzeitige Ende der Münzprägung schwäbischer Herzöge in Breisach Anlaß, nach möglichen Hintergründen zu fragen, so wird die Frage durch einige Breisacher Münzen des späten 10. Jahrhunderts geradezu herausgefordert, die unsere allergrößte Aufmerksamkeit verdienen: zum einen mehrere Denare König Ottos III., des einzigen Königs, der hier Münzen allein auf den königlichen Namen hat prägen lassen,⁴³ und zum anderen den Denar eines *HEINRICUS DUX*.⁴⁴ Die Zuweisung dieser Münze, die uns die Beziehung eines Herzogs Heinrich zu Breisach vor Augen führt, ist seit langem ein Problem der Forschung. Man hat sie früher König Heinrich III. zugeschrieben, der in der Tat von 1038 bis 1045 gleichzeitig das schwäbische Herzogtum verwaltet hat. Doch sprechen gewichtige Argumente dagegen, und die jüngere Forschung konzentriert sich auf die Person Heinrichs des Zän-

kers, der von 955 bis 976 und nach zeitweiligem Amtsentzug noch einmal von 985 bis 995 Herzog von Bayern war.⁴⁵

Indem wir die naheliegende Frage stellen, wie die Verbindung eines Herzogs von Bayern mit Breisach zu erklären ist, kommen wir unversehens zu einem zweiten hochwertigen Datum in der Geschichte Breisachs im 10. Jahrhundert, ein Datum, das zugleich die Geschichte von Königtum und Reich auf stärkste berührt. Wir hören nämlich, um mit dem Faktum zu beginnen, aus einem Brief Erzbischof Adalberos von Reims an Bischof Notger von Lüttich, daß am 1. Februar 984 in Breisach ein Treffen zwischen dem westfränkischen König Lothar und seinem mitregierenden Sohn Ludwig V. einerseits und Herzog Heinrich dem Zänker andererseits stattfinden sollte.⁴⁶ Wie ist diese knappe Mitteilung zu verstehen? Zunächst registrieren wir die Ähnlichkeit mit der Situation von 939: Wieder ging es um die Anwesenheit eines westfränkischen Königs in Breisach. Was war der Hintergrund der für 984 geplanten Zusammenkunft zwischen den westfränkischen Königen und dem bayerischen Herzog Heinrich?

Beginnen wir mit der Person Heinrichs des Zänkers: Dieser war damals alles andere als ein auf Bayern beschränkter Amtswalter des Königs. Als Sohn von Ottos des Großen Bruder Heinrich gehörte er zum Königshaus, von dessen Turbulenzen in den Anfängen der Regierungszeit Ottos des Großen bereits im Zusammenhang mit Breisach die Rede war.⁴⁷ Wie der Vater des Zänkers 941 noch unter Ausnutzung der Schwächung Ottos I. von 939 versucht hatte, seinen Bruder des Königtums zu berauben,⁴⁸ so verschwor sich der Zänker nach Ottos I. Tod 974 gegen dessen Nachfolger Otto II., welcher ein Vetter dieses zweiten Heinrich war.⁴⁹ Dies war der Grund, weshalb Heinrich 976 als Herzog von Bayern abgesetzt wurde und an seiner Stelle Otto, ein Enkel Ottos I., trat, der bereits seit 973 das Herzogtum Schwaben verwaltete.⁵⁰

Eine solche Kränkung konnte Heinrich der Zänker nicht leicht hinnehmen, und so rebellierte er bei der nächsten Gelegenheit — sie bot sich Ende 983 nach dem frühen Tod Kaiser Ottos II. in Italien — erneut gegen die ottonische Dynastie, verkörpert durch den damals dreijährigen Otto III., dieses Mal mit dem Ziel, die Königswürde zu erlangen.⁵¹ Dabei kam Heinrich zugute, daß die Nachfolge Ottos III. unter den Fürsten des Reiches offenbar nicht unstrittig war.⁵² Nachdem er als nächster männlicher Verwandter den am Weihnachtstag 983 in Aachen zum König gekrönten kleinen Otto III. in seine Obhut, man könnte auch sagen: in seine Gewalt gebracht hatte, versuchte er, für seine Königspläne Unterstützung beim westfränkischen König Lothar zu finden.⁵³ Wir sehen, in welches Spiel Breisach im Frühjahr 984 hineingeriet bzw. geraten sollte. Denn das offenbar zu Jahresbeginn durch Botenaustausch zwischen den beiden Seiten vereinbarte Treffen kam nicht zustande. Hierüber teilt uns der gut unterrichtete Geschichtsschreiber Richer von Reims⁵⁴ einige aufschlußreiche Details mit: Heinrich der Zänker habe sich in seinem Streben nach Krone und Szepter den westfränkischen König Lothar zum Bundesgenossen und Freund (*sotius et amicus*) zu machen versucht.⁵⁵ Das konnte ihm aber offenbar nur dadurch gelingen, daß er dem Partner dafür auch eine Gegenleistung anbot. Sie bestand in der Abtretung der *Belgica*, d. h. Lothringens, also des alten Zankapfels zwischen den beiden Reichen, an den westfränkischen König. Lothar und sein Sohn Ludwig V. dürften

daran größtes Interesse gehabt haben, denn den beiden karolingischen Königen blies damals der Wind ins Gesicht, betrieb doch der mächtige Adlige Hugo Capet, Herzog von Franzien und über seine Mutter Hadwig Neffe Ottos des Großen, eine eigenständige, mitunter an die ottonischen Könige angelehnte Politik mit dem Ziel, den immer schwächer werdenden westfränkischen Karolingern das Königtum abzunehmen, was ihm 987 schließlich auch gelang.⁵⁶

Während nun die Könige Lothar und Ludwig verabredungsgemäß nach Breisach kamen, sah Heinrich von einem Zusammentreffen ab. Der Grund ist nach Richer von Reims darin zu suchen, daß er fürchtete, vor den Fürsten des Deutschen Reiches in den Verdacht zu geraten, daß er, falls er gerade hier mit Lothar zusammenkomme, ihn damit gleichsam in das Reich (oder in die Königsherrschaft) aufnehmen wolle (*acsi eum in regnum recipere vellet*). Diesen Verdacht, der angesichts der Absprache über Lothringen keineswegs unbegründet war, wollte Heinrich offenbar nicht schüren — und kam deshalb nicht nach Breisach, so daß Lothar nach den Worten Richers *illus*, verspottet durch den Wortbruch der Gegenseite, den Rückzug antreten mußte.⁵⁷ Dieser Rückzug glich aber wohl eher einem Spießbrutenlaufen: Nicht nur daß die Lothringer ihn und sein Heer bedrängten und damit zum Ausdruck brachten, wie wenig sie von einer westfränkischen Herrschaft über ihr Land hielten; auch der amtierende Herzog Konrad von Schwaben, treuer Anhänger Ottos III., trug offenbar zur schnellen Rückkehr Lothars bei. Statt auf den erwarteten Herzog Heinrich den Zänker traf König Lothar also auf den schwäbischen Herzog Konrad.⁵⁸

Ziehen wir eine kurze Zwischenbilanz: Wie 939, als Breisach gleichsam weithin sichtbares Zeichen der Herrschaft über das Elsaß war, sollte dieser Ort auch 984 offenbar dazu dienen, in einer nicht minder heiklen Situation Zeichen zu setzen. Dieses Mal war geplant, hier wohl in bewußtem Rückgriff⁵⁹ auf 939 und auf die damalige Ambivalenz der Lage die durch die Abtretung Lothringens zu vergeltende *amicitia* König Lothars und des Thronaspiranten Heinrich in der persönlichen Begegnung beider zu besiegeln. Daß Breisach damals — anders als 938/39 — auch aus westfränkischer Sicht unstrittig zum Reich gehörte, bezeugt im übrigen eine bislang nicht gewürdigte Formulierung in dem Brief Erzbischof Adalberos von Reims an Bischof Notger von Lüttich.⁶⁰ Er schreibt zu Beginn des Jahres 984 von dem geplanten Treffen in Breisach: Jetzt suchten die *reges Francorum*, also Lothar und sein Sohn Ludwig, heimlich *germanum Brisaca Rheni litoris* auf, und der zum „Staatsfeind“ (*rei publicae hostis*) erklärte Heinrich eile ihnen zum 1. Februar entgegen. *Germanum Brisaca* — das ‚deutsche‘ Breisach. Hier wird ganz klar zum Ausdruck gebracht, daß der Weg nach Breisach ein Weg in das Imperium bedeutet hätte, der, wenn wir Richer folgen dürfen, konsequenzenreich gewesen wäre.

Nachdem wir die Absichten der westfränkischen Könige und Heinrichs des Zänkers im Hinblick auf Breisach 984 beleuchtet haben, bleibt nun noch zu klären, was den bayerischen Herzog Heinrich den Zänker mit Breisach verband. Wurde Breisach 984 nur deswegen als Treffpunkt ausgesucht, weil der Ort des öfteren ein „Refugium für Rebellen im frühen Mittelalter“ war?⁶¹ In diese Richtung, nämlich als *latibulum semper Deo regique rebellantium*, als Schlupfwinkel für Empörer gegen Gott und den König, charakterisiert Adalbert von Magdeburg in den 60er Jahren des 10. Jahrhunderts den Ort Breisach, als er zum Jahre 953 davon berichtet, daß hier ein

Anhänger des gegen Otto I. aufständischen Herzogs Liudolf von Schwaben, nämlich Erzbischof Friedrich von Mainz, den ganzen Sommer über Zuflucht gesucht habe.⁶² So aufschlußreich diese plastische Wertung eines Zeitgenossen ist, der dies ganz gewiß mit Blick auf die von ihm gleichfalls berichtete Verschanzung der Rebellen in Breisach 939 sagt, so sollte dies allerdings nicht in den Hintergrund treten lassen, daß Breisach 939 außer einer solchen ereignisgeschichtlichen Funktion strukturell doch einen anderen Stellenwert in der Geschichte des 10. Jahrhunderts hatte. Schon der genaue Vergleich der Vorgänge von 939 und 984 hat gezeigt, daß es bei Breisach insgesamt gesehen um mehr ging, nämlich um einen Ort, der aufgrund seiner politisch-geographischen Lage bestimmte Herrschaftsansprüche symbolisieren konnte.

Wenn der gegen die ottonische Dynastie opponierende und den Zeitgenossen als *rei publicae hostis* erscheinende Heinrich der Zänker für den Februar 984 ein landesverräterisches Treffen mit dem westfränkischen Königtum plante, dann ist eindringlich zu fragen, aufgrund welcher Herrschaftsrechte bzw. -positionen er dies tun konnte, ist doch davon auszugehen, daß Breisach zum Reichsgut gehörte und in dieser Eigenschaft dem schwäbischen Herzog zustand.⁶³ Hier ist nun noch einmal auf die Breisacher Münze eines Herzogs Heinrich zurückzukommen. Ihre Zuweisung an den Zänker ist allerdings nicht unumstritten, und es lassen sich durchaus gewichtige Gründe finden, sie mit dem gleichnamigen Sohn Heinrichs des Zänkers, auch er Herzog von Bayern und ab 1002 König im Reich als Heinrich II., zu verbinden.⁶⁴ Wenn aber beide Heinriche von Bayern als Herren der Breisacher Münze im späten 10. Jahrhundert in der Forschung diskutiert werden können, dann drängt sich die Frage auf, was diese Familie mit dem Oberrhein zu tun hatte. Die Antwort dürfte in der Person der Hadwig zu finden sein, der Schwester des Zänkers, die Gemahlin Herzog Burkhardts II. von Schwaben war und nach dessen Tod im Jahre 973 bis zu ihrem eigenen 994 über zwei Jahrzehnte lang als *dux*, als Herzog, in Teilen Schwabens herrschte.⁶⁵ Dabei gab es merkwürdigerweise neben ihr zwei reguläre Amtsnachfolger Burkhardts, nämlich die Herzöge Otto und Konrad. Zu den Gebieten Schwabens, in denen Hadwig gleichzeitig zu diesen beiden Herzögen Einfluß ausübte, gehörte das Bodenseegebiet als Herzstück Schwabens mit dem Hohentwiel als herzoglicher Residenz und mit den beiden einflußreichen Reichsabteien Reichenau und St. Gallen, gehörte aber auch der nördliche Breisgau und insonderheit das Kaiserstuhlgebiet.

Hier verfügte sie über das Margaretenkloster in Waldkirch und über Besitzpositionen in Schelingen und vor allem in Sasbach.⁶⁶ Diesen seit der Karolingerzeit bezugten Königshof besaß die Herzogin als Lehen von seiten des Königs. Es ist kaum anders vorstellbar, als daß dieser Hof zum Ausstattungsgut des schwäbischen Herzogs im 10. Jahrhundert gehörte, also auch zum Besitz Burkhardts II., an dem aber Hadwig nach dessen Tod weiter festhielt und sich der Bitte des Königs entzog, diesen Besitz an St. Gallen abzutreten. Diese Konstellation ist nun auch für die Probleme um Breisach in jener Zeit von großer Aussagekraft, wie Karl Schmid gezeigt hat.⁶⁷ Der beabsichtigte Zugriff Heinrichs des Zänkers auf Breisach Anfang Februar konnte sich wohl auf die starke Stellung seiner Schwester und Herzogin Hadwig am Kaiserstuhl stützen. Diese Machtposition erklärt auch, warum wir von den Amtsnachfolgern Burkhardts, den Herzögen Otto und Konrad, keine Breisacher Münzen kennen. Brei-

sach und Sasbach, die zwei Kastellorte der Römerzeit an der Südwest- und Nordwestecke des Kaiserstuhls,⁶⁸ sind auch für das frühe Mittelalter zusammenzusehen.

Dies wird deutlich, wenn nun abschließend auf die geschichtlichen Daten zu Breisach um das Jahr 1000 einzugehen ist. Dabei spielen wiederum Breisacher Münzen eine Rolle, und zwar jene König Ottos III., von denen bereits die Rede war.⁶⁹ Wann und wie sind sie in die Breisacher Geschichte einzuordnen? Hier dürfte dem Jahr 994 eine wichtige Bedeutung zugekommen sein.⁷⁰ Im August jenes Jahres ist nämlich die *dux* Hadwig gestorben, und nur wenige Monate später zog König Otto III. hier in den Südwesten, um die Rechte des Reiches am Erbe der Hadwig durch seine Gegenwart zu unterstreichen. Er hielt sich in der Burg Hohentwiel und in Sasbach auf, also ausgerechnet an zwei zentralen Positionen der Herzogin.⁷¹ Warum er so eilig hierher kam, wird deutlich, wenn wir uns klarmachen, daß noch andere an dem Erbe der Hadwig interessiert waren, nämlich ihr Bruder Heinrich der Zänker und dessen gleichnamiger Sohn. Sie standen der verstorbenen Herzogin verwandtschaftlich um einiges näher als König Otto, der nur ihr Neffe zweiten Grades war.

Otto III. mußte also die Rechte des Reiches in diesem Raum durchzusetzen versuchen, und er tat dies ganz offensichtlich dadurch, daß er in Breisach erstmals Münzen allein auf den Namen des Königs schlagen ließ. In diesem historischen Zusammenhang sind demnach die königlichen Denare vom Ende des 10. Jahrhunderts zu sehen. Doch von der anderen Seite des Kaiserstuhls, von Sasbach, gab es zur selben Zeit bei der Durchsetzung der königlichen Rechte Probleme.⁷² Im Jahre 997 beklagt sich nämlich Gerbert von Aurillac, ein Vertrauter Ottos III., beim König, daß er daran gehindert werde, das ihm angetragene großartige königliche Geschenk Sasbach in Besitz zu nehmen — und zwar durch einen unbekanntem und namenlosen *imperator*, der sich anmaße, dem auf dem gesamten Erdkreis hochberühmten *imperator* — gemeint ist Otto III. — zu befehlen. Wer ist dieser ungenannte und angeblich unbekannt Störfried? Wohl kein anderer als jener Heinrich von Bayern, Sohn des Zänkers, der als Neffe der Hadwig auf deren Lehen Sasbach Anspruch erhob. So leicht wollte er die überkommene Familienposition am Oberrhein offensichtlich nicht räumen, und dazu wird genauso Breisach gehört haben. Die berühmte Herzog-Heinrich-Münze würde vor diesem Hintergrund in der Tat bestens auf den Sohn des Zänkers passen, der hier in Konkurrenz und Opposition zu Otto III. und seinen Breisacher Denaren gleichsam dagegen hielt.

Wenige Jahre später hören wir erneut von Breisach, das letzte Mal für lange Zeit, so daß damit dann auch das Bild von der Geschichte Breisachs im frühen Mittelalter abzurunden ist. Diese letzte Szene spielt genauer gesagt im Spätsommer des Jahres 1002, wenige Monate nach dem Tod des kinderlosen Ottos III., wodurch im Reich ein großer Streit um die Nachfolge auf dem Königsthron entfesselt wurde.⁷³ Hauptkonkurrenten um die Königswürde waren Herzog Heinrich von Bayern, der Sohn des Zänkers, und Herzog Hermann von Schwaben, der 997 seinem Vater Konrad im Amt nachgefolgt ist. Blicken wir nun auf die damalige Situation hier am Oberrhein: Heinrich von Bayern verfügte hier, wie der Fall Sasbach erkennen läßt und möglicherweise auch die Breisacher Herzog-Heinrich-Münze, weiterhin über beachtliche königlich-herzogliche Positionen, obwohl es einen „offiziellen“ Schwabenherzog in der Person Hermanns gab. Dabei spielte nun auch Breisach eine interessante und zu-

gleich amüsante Rolle. Der sächsische Geschichtsschreiber Thietmar von Merseburg berichtet uns nämlich, daß Breisach, eine *civitas munitissima*, damals im Sommer 1002, als Heinrich zwar schon zum König gewählt worden war, aber Hermann von Schwaben immer noch gegen ihn stand, in Händen zweier Parteigänger Heinrichs, der Bischöfe Werner von Straßburg und Adalbero von Basel, war.⁷⁴ Dies fügt sich aufs beste zu der früheren Beobachtung: In Breisach hatte um das Jahr 1000 der Bayernherzog das Sagen, nicht der Schwabenherzog Hermann als Stellvertreter der Königsgewalt. Heinrich konnte die bekanntlich nicht gerade leicht einzunehmende Feste durch seine Anhänger kontrollieren lassen.⁷⁵

Aber dann passierte folgendes: Die *militēs*, die Kriegersleute der beiden Bischöfe, ritten täglich aus, um Futter für die Pferde zu besorgen. Dies hatten die Freunde des Schwabenherzogs behutsam beobachtet und ersannen eine List: Als die Furagiere einmal für gewisse Zeit sich von der Burg entfernt hatten, erschienen die Herzoglichen in ähnlicher Kleidung und mit beladenen Rossen singend vor der Burg. Der Plan gelang: Die Wachen ließen sie als ihre Freunde herein. Da warfen sie ihre Lasten weg, unter denen vermutlich zusätzlich Waffen versteckt waren, gaben sich mit lautem Gebrüll als Feinde zu erkennen und plünderten alles auf der Burg; nur mit Mühe konnten die beiden Bischöfe entweichen. Lediglich mit einer List also war damals die Breisacher Burg zu erobern.⁷⁶

Gleichwohl blieb dieser herzogliche Zugriff auf Breisach ein Zwischenspiel. Denn König Heinrich II. konnte seine Herrschaft im deutschen Südwesten Zug um Zug festigen und gewährte im Rahmen dieser Politik dem Basler Bischof Adalbero umfangreiche Besitzpositionen und Rechte im Breisgau, einem Gebiet, das gar nicht in seiner Diözese lag.⁷⁷ Zu den neuen Basler Stützpunkten hat allem Anschein nach auch Breisach gezählt; im 12. Jahrhundert erscheinen jedenfalls der Hof und die Kirche Breisach ebenso wie der Eckartsberg im Besitz der Basler Bischofskirche.⁷⁸ Damals begann ein neuer Abschnitt der Breisacher Geschichte,⁷⁹ geprägt von der seit 1185 geltenden Doppelherrschaft des Basler Bischofs und König Heinrichs VI. über die inzwischen städtisch gewordene Siedlung,⁸⁰ geprägt weiterhin von der zeitweiligen Herrschaft des letzten Zähringerherzogs Berthold V.,⁸¹ nach deren Ende im Jahre 1218 wieder der König und Basler Bischof, später allein das Reich bzw. die Pfandherren Österreich und Burgund die Geschichte Breisachs prägten, die hier aber nicht mehr Thema sein soll.

Gegenstand der vorausgehenden Ausführungen waren vielmehr die Geschichte und die Funktion des Ortes in vorstädtischer Zeit, im 10. Jahrhundert, dessen Überlieferung erstaunlich viel und Interessantes über Breisach zu berichten weiß, über seine Grenzlage im mittelalterlichen Reich an seinem westlichen Rand, der keineswegs durchgehend gesicherter und unstrittiger Bestandteil des Ganzen war. Diese Grenzlage ließ Breisach zu einem nicht unwichtigen Ort in der grenzüberschreitenden Politik der Zeit werden. Doch nicht weniger bedeutungsvoll war Breisachs Funktion für den König und für den schwäbischen Herzog, neben dem auch der bayerische Herzog seinen Part in spannungsvollem Gegenüber spielte.

Anmerkungen

- * Geringfügig erweiterte Fassung des Vortrags zur Eröffnung des Museums für Stadtgeschichte Breisach am Rhein am 25. Okt. 1991. Diesen Beitrag Berent Schwineköper zu seinem 80. Geburtstag widmen zu können ist mir eine besondere Freude. Denn seit der Zeit meiner Dissertation vor nunmehr 20 Jahren fühle ich mich dem Jubilar wegen zahlreicher Gespräche und Anregungen in Dankbarkeit verbunden.
- ¹ Liudprand von Cremona, Antapodosis IV/27, in: Die Werke Liudprands von Cremona, 3. Aufl. hg. v. J. BECKER (MGH SS rer. Germ.), Hannover 1915, S. 122.
 - ² Vgl. G. HASELIER, Geschichte der Stadt Breisach am Rhein 1, Breisach 1969, G. FINGERLIN, Breisach, in: Reallexikon der germanischen Altertumskunde, 2. Aufl. hg. v. H. BECK, H. JANKUHN, K. RANKE, R. WENSKUS, 3, 1978, S. 431ff. und neuerdings H. MAURER, Breisach, in: Die deutschen Königspfalzen 3: Baden-Württemberg, 1. Lfg., Göttingen 1988, S. 46–62.
 - ³ Hierzu und zum folgenden vgl. FINGERLIN (wie Anm. 2).
 - ⁴ Vgl. Die Römer in Baden-Württemberg, hg. v. PH. FOLTZINGER, D. PLANCK, B. CÄMMERER, Stuttgart 1986, S. 97ff. Zu Breisach in der römischen Zeit ebenda S. 257ff. Zu Problemen um die Geschichte des Limes vgl. H. U. NUBER, Das Ende des Obergermanisch-Raetischen Limes — eine Forschungsaufgabe, in: Archäologie und Geschichte des ersten Jahrtausends in Südwestdeutschland (Archäologie und Geschichte 1), 1990, S. 51–68.
 - ⁵ Als *monte Brisiaco* erscheint Breisach in dem Itinerarium Antonini von ca. 300 n. Chr. Vgl. K. MILLER, Itineraria Romana. Römische Reisewege an der Hand der Tabula Peutingeriana dargestellt, Stuttgart 1916, S. LX Nr. 239.
 - ⁶ Codex Theodosianus VI/35/8, in: Theodosiani libri XVI, ed. TH. MOMMSEN, 1/2, Berlin 1904 Ndr. 1971, S. 306. Vgl. dazu auch HASELIER (wie Anm. 2) S. 34f.
 - ⁷ Vgl. Die Römer in Baden-Württemberg (wie Anm. 4) S. 106f. und W. KUHOFF, Zeittafel von 213 bis etwa 530, in: Quellen zur Geschichte der Alamannen 6 (Heidelberger Akademie der Wissenschaften. Kommission für Alamannische Altertumskunde. Schriften 9), 1984, S. 107. Ferner — aus alamannischer Perspektive — zur Schlacht H. KELLER, Archäologie und Geschichte der Alamannen in merowingischer Zeit, in: ZGO 129, 1981, S. 1–51, hier S. 29ff. und D. GEUENICH, Zur Landnahme der Alamannen, in: Frühmittelalterliche Studien 16, 1982, S. 25–44, hier S. 30ff.
 - ⁸ Vgl. Die Römer in Baden-Württemberg (wie Anm. 4) S. 109ff.
 - ⁹ Vgl. Notitia dignitatum, ed. W. SEECK, Berlin 1876, S. 124 u. ö. Dazu D. HOFFMANN, Das spätrömische Bewegungsheer 1, Düsseldorf 1969, S. 164f., 168, der die *Brisigavi* erst dem Truppenzuwachs unter dem Heermeister von Kaiser Honorius, Stilicho, gegen Ende des 4. Jahrhunderts zurechnet und sich damit von der bis dahin gängigen Datierung in die Zeit des Fürsten Vadomar nach der Mitte des 4. Jahrhunderts abgrenzt. Zu den *Brisigavi* vgl. neuerdings G. FINGERLIN, Brisigavi im Vorfeld von Breisach. Archäologische Spuren der Völkerwanderungszeit zwischen Rhein und Schwarzwald, in: Archäologische Nachrichten aus Baden 34, 1985, S. 30–45, und DERS., Frühe Alamannen im Breisgau. Zur Geschichte und Archäologie des 3.–5. Jahrhunderts zwischen Basler Rheinknie und Kaiserstuhl, in: Archäologie und Geschichte (wie Anm. 4) S. 97–137, bes. S. 100ff.
 - ¹⁰ Hierzu grundlegend P. VON POLENZ, Landschafts- und Bezirksnamen im frühmittelalterlichen Deutschland 1, Marburg 1961. Zum Breisgau vgl. Namensregister S. 289.
 - ¹¹ Alle Namensbelege bequem zugänglich bei A. KRIEGER, Topographisches Wörterbuch des Großherzogtums Baden 1, Heidelberg 1904, Sp. 273f.
 - ¹² Vgl. den Historischen Atlas von Baden-Württemberg Karte IV,3 Bezirksnamen des 8. bis 12. Jahrhunderts mit Beiwort von H. JÄNICHEN, Stuttgart 1972. Allgemein VON POLENZ (wie Anm. 10) S. 75ff., der davon ausgeht (S. 77), daß die „ins römische Besatzungsgebiet eingedrungene(n) Germanen ... damals ihr neues Wohngebiet nach dem Römerkastell *Brisiacum* benannt (haben).“
 - ¹³ Vgl. die Edition (wie Anm. 1) S. 122 und dazu die Handschriftenübersicht ebenda S. XXIVff.
 - ¹⁴ Vgl. hierzu und zum folgenden übersichtlich H. H. ANTON und J. FLECKENSTEIN, Franken, Frankenreich (B), in: Lexikon des Mittelalters 4, München 1989, Sp. 693–718. Zu Karl dem Großen jüngst J. FLECKENSTEIN, Karl der Große (A), in: Lexikon des Mittelalters 5, München 1991, Sp. 956–961.
 - ¹⁵ Vgl. H. KUHN, H. JÄNICHEN, H. STEUER, Alemannen, in: Reallexikon (wie Anm. 2) 1. Berlin 1973, S. 137–163, TH. ZOTZ, H. AMENT, Alamannen, in: Lexikon des Mittelalters 1, München 1980, Sp. 263–266, R. CHRISTLEIN, Die Alamannen. Archäologie eines lebendigen Volkes, Stuttgart 1979, KELLER (wie Anm. 7), GEUENICH (wie Anm. 7).

- ¹⁶ Vgl. B. BEHR, Das alemannische Herzogtum bis 750 (Geist und Werk der Zeiten 41), 1975.
- ¹⁷ Vgl. K. F. WERNER, La genèse des duchés en France et en Allemagne, in: DERS., Vom Frankenreich zur Entfaltung Deutschlands und Frankreichs, Sigmaringen 1984, S. 278–310, TH. ZOTZ, Austrien, in: Lexikon des Mittelalters 1, München 1980, Sp. 1258 f.
- ¹⁸ Zu diesem Integrationsvorgang vgl. am Beispiel der Grafen M. BORGOLTE, Geschichte der Grafschaften Alemanniens in fränkischer Zeit (Vorträge und Forschungen Sonderbd. 31), Sigmaringen 1984.
- ¹⁹ Vgl. FLECKENSTEIN (wie Anm. 14) Sp. 711 ff.
- ²⁰ Dazu jüngst M. PARISSÉ, Austrasie, Lotharingie, Lorraine (Histoire de la Lorraine 2), Nancy 1990, S. 49 ff. und DERS., Lotharingien, in: Lexikon des Mittelalters 5, München 1991, Sp. 2128–2131.
- ²¹ Vgl. K. F. WERNER, Les origines (Histoire de France I), Paris 1984, dt. u. d. T. Die Ursprünge Frankreichs bis zum Jahre 1000 (Geschichte Frankreichs 1) 1989.
- ²² Vgl. H. BÜTTNER, Geschichte des Elsaß I und Ausgewählte Beiträge zur Geschichte des Elsaß im Früh- und Hochmittelalter, hg. v. T. ENDEMANN, Sigmaringen 1991, S. 106 ff., bes. S. 129 ff., PH. DOLLINGER, Elsaß, in: Lexikon des Mittelalters 3, München 1986, Sp. 1852–1860.
- ²³ Vgl. B. SCHNEIDMÜLLER, Karl (III.) der Einfältige, in: Lexikon des Mittelalters 5, München 1991, Sp. 970 f.
- ²⁴ Vgl. G. ALTHOFF, H. KELLER, Heinrich I. und Otto der Große (Persönlichkeit und Geschichte 124/125), 1985, S. 70 ff.
- ²⁵ Vgl. hierzu ALTHOFF-KELLER (wie Anm. 24) S. 135 ff. und K. LEYSER, Rule and Conflict in an Early Medieval Society. Ottonian Saxony, Oxford ²1989, S. 8 ff., und dt. u. d. T. Herrschaft und Konflikt. König und Adel im ottonischen Sachsen (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 76), 1984, S. 20 ff.
- ²⁶ MGH SS 3, Hannover 1839 Ndr. Stuttgart 1987, S. 385 f.
- ²⁷ Vgl. B. SCHNEIDMÜLLER, Ludwig IV. (Transmarinus), in: Lexikon des Mittelalters 5, München 1991, Sp. 2176 f.
- ²⁸ Adalbert von Magdeburg, Continuatio Reginonis, in: Quellen zur Geschichte der sächsischen Kaiserzeit, hg. v. A. BAUER und R. RAU (Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters 8), ³1990, S. 198.
- ²⁹ Recueil des actes de Louis IV, roi de France (936–954), ed. PH. LAUER (Chartes et Diplômes relatifs à l'histoire de France), Paris 1914, Nr. 11 S. 33 ff.
- ³⁰ Recueil des actes (wie Anm. 29) Nr. 8 S. 21 ff.
- ³¹ Vgl. R. KÖPKE — E. DÜMMLER, Kaiser Otto der Große, Leipzig 1876, Ndr. Darmstadt 1962, S. 77, Regesta Imperii II/1, Nr. 76e, W. KIENAST, Deutschland und Frankreich in der Kaiserzeit (900–1270) I (Monographien zur Geschichte des Mittelalters 9/1), 1974, S. 59 und zuletzt MAURER (wie Anm. 2) S. 57.
- ³² Vgl. A. HEIL, Die politischen Beziehungen zwischen Otto dem Großen und Ludwig IV. von Frankreich (936–954) (Historische Studien 46), 1904, S. 29 ff., und C. BRÜHL, Deutschland–Frankreich. Die Geburt zweier Völker, Köln 1990, S. 477 Anm. 117, 120. Zum Phänomen von politischen Freundschaftsverträgen in jener Zeit vgl. beispielhaft K. SCHMID, Unerforschte Quellen aus quellenarmer Zeit. Zur amicitia zwischen Heinrich I. und dem westfränkischen König Robert im Jahre 923, in: Francia 12, 1984, S. 119–147.
- ³³ Vgl. oben S. 4 f. Zur Gegenwart des Herrschers vgl. TH. ZOTZ, Präsenz und Repräsentation. Beobachtungen zur königlichen Herrschaftspraxis im hohen und späten Mittelalter, in: Herrschaft als soziale Praxis. Historische und sozial anthropologische Studien, hg. v. A. LÜDTKE (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 91), 1991, S. 168–194.
- ³⁴ Vgl. die Zusammenstellung der Quellenbelege bei MAURER (wie Anm. 2) S. 53 f. Vgl. ferner G. ALTHOFF, Breisach — ein Refugium für Rebellen im frühen Mittelalter?, in: Archäologie und Geschichte (wie Anm. 4) S. 457–471.
- ³⁵ So der gut informierte Adalbert von Magdeburg. Die von HEIL (wie Anm. 32) S. 103 ff. aufgestellte Chronologie der Ereignisse, wonach die Belagerung Breisachs und auch die Schlacht bei Andernach vor dem Werla-Besuch stattgefunden haben, überzeugt nicht.
- ³⁶ Widukind von Corvey, Res gestae Saxonicae II 24, in: Quellen (wie Anm. 28) S. 110. Zur obigen, von der herkömmlichen Übersetzung abweichenden Wiedergabe des Textes vgl. TH. ZOTZ, König Otto, Graf Guntram und Breisach, in: ZGO 137, 1989, S. 64–77, hier S. 70.

- ³⁷ Hierzu und zum folgenden vgl. ZOTZ (wie Anm. 36) S. 70 ff.
- ³⁸ Vgl. H. MAURER, Der Herzog von Schwaben. Grundlagen, Wirkungen und Wesen seiner Herrschaft in ottonischer, salischer und staufischer Zeit, Sigmaringen 1978, S. 75 ff.
- ³⁹ Vgl. die Liste bei MAURER (wie Anm. 38) S. 341 und B. KLUGE, Deutsche Münzgeschichte von der späten Karolingerzeit bis zum Ende der Salier (Römisch-germanisches Zentralmuseum. Monographien 29), 1991, S. 206 Nr. 247 f. (unvollständig).
- ⁴⁰ Vgl. KLUGE (wie Anm. 39) S. 136 Nr. 37, S. 282 Nr. 475, 477 f.
- ⁴¹ Vgl. F. WIELANDT, Die Basler Münzprägung von der Merowingerzeit bis 1373, Bern 1971, S. 12, der für die nur auf Herzog Hermann I. lautende Breisacher Münze eher einen Bezug der dortigen Münzstätte zu Basel vermutet.
- ⁴² Vgl. zur Geschichte der schwäbischen Herzöge im 10. Jahrhundert TH. ZOTZ, Der Breisgau und das alemannische Herzogtum. Zur Verfassungs- und Besitzgeschichte im 10. und beginnenden 11. Jahrhundert (Vorträge und Forschungen Sonderbd. 15), 1974. Zu den oben erwähnten Münzen MAURER (wie Anm. 38) S. 341 f. und KLUGE (wie Anm. 39) S. 206 Nr. 251 und S. 207 Nr. 253.
- ⁴³ Vgl. H. DANNENBERG, Die deutschen Münzen der sächsischen und fränkischen Kaiserzeit 1, Berlin 1876, Nr. 905, 905a–c, und MAURER (wie Anm. 38) S. 81 f.
- ⁴⁴ DANNENBERG (wie Anm. 43) S. 500 Nr. 1374 und MAURER (wie Anm. 38) S. 342. Dazu ausführlich ZOTZ (wie Anm. 42) S. 160 ff.
- ⁴⁵ Vgl. H. KELLER, Kloster Einsiedeln im ottonischen Schwaben (Forschungen zur oberrheinischen Landesgeschichte 13), 1964, S. 120 Anm. 172, und ZOTZ (wie Anm. 44). Zur Person und Geschichte des bayerischen Herzogs vgl. jetzt A. SCHMID, Heinrich II. der Zänker, in: Lexikon des Mittelalters 4, München 1989, Sp. 2063.
- ⁴⁶ Vgl. Regesta Imperii II/3, Nr. 956a/1 und neuerdings MAURER (wie Anm. 2) S. 57 f. Dazu vgl. auch ALTHOFF (wie Anm. 34) S. 462 f.
- ⁴⁷ Vgl. oben S. 4.
- ⁴⁸ Vgl. dazu Regesta Imperii II/1, Nr. 94a, b.
- ⁴⁹ Regesta Imperii II/2, Nr. 667c.
- ⁵⁰ Dazu ZOTZ (wie Anm. 42) S. 132 ff.
- ⁵¹ Vgl. zu den Ereignissen M. UHLIRZ, Jahrbücher des Deutschen Reiches unter Otto II. und Otto III. 2: Otto III. 983–1002, Berlin 1954, S. 10 ff.
- ⁵² Vgl. das Zeugnis des Richer von Reims in Regesta Imperii II/3, Nr. 956v.
- ⁵³ Vgl. auch Regesta Imperii II/3, Nr. 956y ff.
- ⁵⁴ Zu ihm vgl. jetzt H.-H. KORTÜM, Richer von Saint-Remi. Studien zu einem Geschichtsschreiber des 10. Jahrhunderts (Historische Forschungen 8), 1985.
- ⁵⁵ Richer, Histoire de France (888–995) 2, ed. R. LATOUCHE (Les classiques de l'histoire de France au moyen âge 17), 1937, III/97, S. 122. Vgl. UHLIRZ (wie Anm. 51) S. 433.
- ⁵⁶ Vgl. zur Gesamtsituation WERNER (wie Anm. 21) S. 471 ff. (dt. S. 500 ff.) und speziell H.-W. GOETZ, Hugo Capet, in: Lexikon des Mittelalters 5, München 1991, Sp. 157 f.
- ⁵⁷ Richer (wie Anm. 55) III/98, S. 124.
- ⁵⁸ Vgl. UHLIRZ (wie Anm. 51) S. 434 und Regesta Imperii II/3, Nr. 956f/1.
- ⁵⁹ Beispiele solchen Rückgriffs auf bestimmte Orte in vergleichbaren Situationen finden sich öfters im frühen Mittelalter. Vgl. G. ALTHOFF, Zur Frage nach der Organisation sächsischer coniurationes in der Ottonenzeit, in: Frühmittelalterliche Studien 16, 1982, S. 129–142, der auf die wiederholte Rolle Saalfelds als Ort verdächtiger *convivia* im Rahmen der Rebellion Heinrichs 939 und Liudolfs 951 gegen Otto I. hinweist. Vgl. dazu auch DERS. (wie Anm. 34) S. 465 f. Zu Saalfeld jetzt M. GOCKEL, Saalfeld, in: Die deutschen Königspfalzen 2: Thüringen, 4. Lfg., Göttingen 1991, S. 465 ff.
- ⁶⁰ Vgl. Nachweis oben in Anm. 46.
- ⁶¹ So die Ansicht von ALTHOFF (wie Anm. 34). Zitat aus Aufsatztitel. Zu Breisach 984 vgl. dort S. 462 ff.
- ⁶² Adalbert von Magdeburg a. 953 (wie Anm. 28) S. 208. Dazu ALTHOFF (wie Anm. 34) S. 461.
- ⁶³ Vgl. MAURER (wie Anm. 2) S. 59. Entgegen den Bedenken von ALTHOFF (wie Anm. 34) S. 461 mit Anm. 20 erklärt sich so auch am ehesten der Zugang des mit dem schwäbischen Herzog Liudolf gegen Otto I. opponierenden Erzbischofs Friedrich von Mainz zu Breisach.
- ⁶⁴ Vgl. K. SCHMID, Sasbach und Limburg. Zur Identifizierung zweier mittelalterlicher Plätze, in: ZGO

- 137, 1989, S. 33–63, hier S. 47f., und ALTHOFF (wie Anm. 34) S. 463, der nur die Zuweisung der Münze an Heinrich den Zänker in Zweifel zieht. Zur Datierung der hier als Argument benutzten Prachthandschrift (Paris, BN., lat. 8851) vgl. allerdings jetzt die Skepsis von H. HOFFMANN, *Buchkunst und Königtum im ottonischen und frühsalischen Reich. Textband* (Schriften der MGH 30/1) 1986, S. 483, gegen eine Zuweisung in das Jahr 984.
- ⁶⁵ Vgl. ZOTZ (wie Anm. 42) S. 140ff., MAURER (wie Anm. 38) Register S. 354 und jetzt eindringlich SCHMID (wie Anm. 64).
- ⁶⁶ Vgl. hierzu und zum folgenden ZOTZ (wie Anm. 42) S. 147 mit Anm. 173, DERS., *Grundlagen und Zentren der Königsherrschaft im deutschen Südwesten in karolingischer und ottonischer Zeit*, in: *Archäologie und Geschichte* (wie Anm. 4) S. 275–293, hier S. 288, und bes. SCHMID (wie Anm. 63) S. 43ff.
- ⁶⁷ Vgl. SCHMID (wie Anm. 64).
- ⁶⁸ Vgl. dazu G. FINGERLIN, *Kastellorte und Römerstraßen im frühmittelalterlichen Siedlungsbild des Kaiserstuhls. Archäologische Aspekte fränkischer Herrschaftssicherung im südlichen Oberrheintal*, in: *Von der Spätantike zum frühen Mittelalter. Aktuelle Probleme in historischer und archäologischer Sicht*, hg. v. J. WERNER und E. EWIG (Vorträge und Forschungen 25), 1979, S. 379–409.
- ⁶⁹ Vgl. oben S. 6.
- ⁷⁰ Vgl. hierzu ZOTZ (wie Anm. 42) S. 147ff.
- ⁷¹ Vgl. hierzu SCHMID (wie Anm. 64) S. 38ff.
- ⁷² Hierzu erneut SCHMID (wie Anm. 64) S. 43ff.
- ⁷³ Vgl. dazu im Hinblick auf den Südwesten des Reiches ZOTZ (wie Anm. 42) S. 172ff. und H. KELLER, *Schwäbische Herzöge als Thronbewerber: Hermann II. (1002), Rudolf von Rheinfelden (1077), Friedrich von Staufen (1125)*, in: *ZGO* 131, 1983, S. 123–162, hier S. 135ff.
- ⁷⁴ Thietmar von Merseburg, *Chronicon* V/21, ed. R. HOLTZMANN (MGH SS NS 9), Berlin ²1955, S. 247. Vgl. auch MAURER (wie Anm. 2) S. 58 und ALTHOFF (wie Anm. 34) S. 464.
- ⁷⁵ Insofern besetzten nicht wieder die „falschen Truppen den Breisacher Berg“, wie ALTHOFF (wie Anm. 34) S. 464 schreibt.
- ⁷⁶ Zur Bedeutung der List im Mittelalter vgl. G. ALTHOFF, *Gloria et nomen perpetuum*. *Wodurch wurde man im Mittelalter berühmt?*, in: *Person und Gemeinschaft. Festschrift für K. Schmid zum 65. Geburtstag*, hg. v. G. ALTHOFF, D. GEUENICH, O. G. OEXLE, J. WOLLASCH, Sigmaringen 1988, S. 297 bis 313.
- ⁷⁷ Zur Neuordnung des südlichen Oberrheingebietes durch Heinrich II. vgl. ZOTZ (wie Anm. 42) S. 172ff. und jüngst A. ZETTLER, *Die Quellen zum mittelalterlichen Bergbaugeschehen*, in: *Erze, Schlacken und Metalle. Früher Bergbau im Südschwarzwald* (Freiburger Universitätsblätter 109), 1990, S. 59–78, und J. E. LICHDI, *Bistum Basel und zähringische Herrschaftsbildung in der Freiburger Bucht*, in: *ZBreisGV* 110, 1991, S. 7–63.
- ⁷⁸ Vgl. hierzu K. SCHMID, *Die Zähringer Kirche unter den breisgauischen Besitzungen Basels in der um 1180 auf 1139 gefälschten Papsturkunde*, in: *Die Zähringer. Schweizer Vorträge und neue Forschungen*, hg. v. K. SCHMID (Veröffentlichungen zur Zähringer-Ausstellung 3), Sigmaringen 1990, S. 281–304.
- ⁷⁹ Vgl. hierzu allgemein HASELIER (wie Anm. 2) S. 74ff.
- ⁸⁰ Vgl. dazu B. SCHWINEKÖPER, *Das „Paragium“ als Mittel staufischer Territorialpolitik*, in: *Geschichte und ihre Quellen. Festschrift für F. Hausmann zum 70. Geburtstag*, hg. v. R. HÄRTEL, Graz 1987, S. 99–110.
- ⁸¹ Vgl. dazu A. ZETTLER, *Zähringerburgen – Versuch einer landesgeschichtlichen und burgenkundlichen Beschreibung der wichtigsten Monumente in Deutschland und in der Schweiz*, in: *Die Zähringer* (wie Anm. 78) S. 95–176, hier S. 137ff. Von der hier S. 139 besprochenen Inschrift an der Breisacher Burg, die Berthold V. hat anbringen lassen und die bislang nur aus der schriftlichen Überlieferung bekannt war, fand sich neuerdings ein Bruchstück, das in dem Museum für Stadtgeschichte Breisach am Rhein zu besichtigen ist. Vgl. G. WEBER, „Hanc Dux Berchtoldus . . .“ *Zur Wiederaufindung eines zähringischen Inschriftenfragments von der Breisacher Burg*, in: *Denkmalpflege in Baden-Württemberg* 21 H. 2, 1992, S. 52–54.

Herrschaftswechsel und städtische Verschuldung

Bemerkungen zur finanziellen Lage Freiburgs im späten Mittelalter

Von
WILLY SCHULZE

Das Jahr 1367 war für Freiburg zum Katastrophenjahr geworden. In einer ihrer zahlreichen Fehden mit dem Stadtherren, dem Grafen Eginno von Freiburg, hatte die Stadt eine vernichtende Niederlage einstecken müssen, obwohl sie von den verbündeten Städten Basel, Breisach und Neuenburg unterstützt worden war. In den folgenden Friedensverhandlungen im Frühjahr 1368 war beiden Seiten klargeworden, daß ihr Verhältnis heillos zerrüttet war. Graf Eginno willigte ein, die Stadt gegen eine hohe Entschädigung aus seiner Herrschaft zu entlassen. Gegen 15 000 Mark Silber (M. S.) trat er seine Herrschaftsrechte über die Stadt ab, für die Auslösung der Gefangenen verlangte er weitere 5000 Mark Silber. Zudem mußten die Freiburger für ihn die Herrschaft Badenweiler von den Grafen von Fürstenberg zum Preis von 25 000 Gulden (fl.) erwerben.¹

So kam der Herrschaftswechsel die Stadt teuer zu stehen. Sie mußte, in Gulden umgerechnet, die gewaltige Summe von rund 135 000 fl. aufbringen. Daneben waren der Stadt noch weitere Kosten entstanden durch die Anwerbung von Söldnern, durch Aufwendungen für Kriegsrüstungen und durch die unvermeidlichen Kriegsschäden. Auch die Hilfeleistung der Verbündeten war nicht kostenlos erfolgt. Als die Basler nach der verlorenen Schlacht bei Emdingen einen Zug gegen Heinrich von Geroldseck, Graf Eginos Verbündeten, unternahmen, stellten sie dafür den Freiburgern 1644 fl. in Rechnung.²

Obwohl Freiburg um die Mitte des 14. Jahrhunderts ein blühendes Gemeinwesen war, so überstiegen doch die Kosten des Kriegs und des Herrschaftswechsels seine Finanzkraft bei weitem. Dieses Mißverhältnis wird besonders deutlich, wenn man berücksichtigt, daß die Einkünfte des Grafen aus der Stadtsteuer jährlich nur rund 200 M. S. betragen.³ Um die gewaltigen Summen, die zudem kurzfristig zu leisten waren, aufzubringen, mußte die Stadt zu massiven Kreditaufnahmen greifen.

An diesem Punkt soll unsere Untersuchung einsetzen und die finanzielle Seite des Herrschaftswechsels beleuchten. Zuerst stellt sich die Frage, welche Summen die Stadt als Kredite aufnahm, wer die Geldgeber waren und auf welchen Geldmärkten sie ihr Kapital beschaffen mußte. Danach soll ein Blick auf die Finanzierungsarten geworfen werden. Da die Festlegung auf ein bestimmtes Finanzierungssystem immer deutliche Konsequenzen für die Finanzlage einer Stadt hat, soll kurz auf die Entwicklung der finanziellen Lage der Stadt in den folgenden Jahrzehnten eingegangen werden.

I.

Die Beantwortung dieser scheinbar einfachen Fragen erweist sich aber bald als ausgesprochen schwierig. Anders als im 16. Jahrhundert, wo Ausgaben, Einnahmen und Kreditbewegungen der Stadt ausführlich und systematisch dokumentiert sind,⁴ ist die Quellenlage am Ende des 14. Jahrhunderts stark punktuell und im allgemeinen dürftiger.

Wichtigste Quelle ist das Kopialbuch C,⁵ 1368 angelegt, in das die Abschriften der Kreditverträge eingetragen wurden. Es ist nicht chronologisch angelegt, sondern die Verträge mit ähnlichen Konditionen wurden oft gruppenweise zusammengefaßt oder weitere Gläubiger genannt, die einen Vertrag mit gleichem Wortlaut besaßen. Damit besaß das Kopialbuch C gleichzeitig die Eigenschaft eines Formularbuchs. Abgelöste Kredite wurden durch Querstriche getilgt.

Da aber dieses Kopialbuch für die Belange einer rationell arbeitenden Finanzverwaltung viel zu unhandlich und unübersichtlich war, wurde seit 1384 ein Zinsbuch angelegt.⁶ Nach den Zinsauszahlungsterminen im Jahr geordnet, wird nur der Empfänger und der zu zahlende Zinsbetrag genannt. Manchmal finden sich noch Bemerkungen zu Auszahlungsmodus und Verrechnungsarten.⁷ Das Zinsbuch 1384, das „inner Zinsbuch“ genannt, umfaßt somit nur die Beträge, die in Freiburg an die hiesigen Gläubiger und die im näheren Umkreis gezahlt wurden. Zinszahlungen nach Basel oder Straßburg, um die häufigsten Empfängerorte zu nennen, werden dort nicht erfaßt. Die weiteren Zinsbücher aus den Jahren 1438, 1445 und 1479 umfassen dann sowohl einheimische wie fremde Gläubiger. Sie geben einen guten Einblick in die jeweilige Zinsbelastung der Stadt, sagen aber nichts über die Verschuldung aus, da der Kreditbetrag nie genannt wird.

Sind die Einträge über Geldaufnahmen zur Zeit des Herrschaftswechsels und der folgenden Jahre im Kopialbuch C von erfreulicher Dichte, so werden sie gegen Ende des Jahrhunderts immer weniger, bis sie ab 1413 ganz aufhören. Bereits ab 1380 mehrten sich die Hinweise über Geldaufnahmen, die weder im Kopialbuch C noch im Urkundenbestand festgehalten sind.⁸ Die Hoffnung, statt dessen im Urkundenbestand⁹ die gesuchten Belege zu finden, wird ebenfalls enttäuscht. Dort befinden sich nur wenige Schuldurkunden, die durch Ablösung wieder in den Besitz der Stadt gekommen sind. Dieser Urkundenbestand umfaßt nur diejenigen Urkunden, die entweder extrem lange Laufzeiten hatten oder deren Ablösung oft langwierige Rechtsstreitigkeiten mit sich brachte. Die abgelösten Schuldurkunden wurden vermutlich recht bald vernichtet, da sie keine rechtliche Bedeutung mehr hatten, oder als Einbände für Aktenbände verwertet. Ein loser Zettel im Zinsbuch von 1438,¹⁰ der ursprünglich aus den Kaufhausrechnungen stammte, nennt für das Rechnungsjahr 1435 (24. Juni 1435 bis 24. Juni 1436) unter dem Titel „uffgenomen“ folgende Geldaufnahmen:

Zins	Kapital	Gläubiger
10 lb.	160 lb.	Heinrich Lauffenberg (Leibg.)
1 lb.	5 MS	Rohart-Pfründe
20 lb.	400 fl.	Ludwig Heinrichs und Frau (Leibgeding)
23 fl.	506 fl.	Erhard Turnheim, Johanniter

Zins	Kapital	Gläubiger
4 lb.	120 fl.	Lienhard Snewlin
2 lb.	40 lb.	Barfüßerkloster Freiburg
15 s.	15 lb.	Büttricher-Spende
10 lb.	340 fl.	Conrat Müntzmeister
3 lb.	102 fl.	Clewy von Ougspurg

Dies ergibt eine Gesamtsumme von 5 M.S., 215 lb. und 1468 fl.;¹¹ zum damaligen Guldenkurs sind das umgerechnet 1894 fl. Nach den Belegen im Urkundenbestand waren im Rechnungsjahr nur 3 Geldaufnahmen im Wert von 291,5 fl. erfolgt. Somit vermittelt der Urkundenbestand für das 15. Jahrhundert nur einen kleinen Ausschnitt der wirklichen Kreditaufnahme.

Aus diesem Grunde beschränkt sich unsere Untersuchung auf die besser überlieferten Jahre des Herrschaftswechsels bis 1387. Doch das dünne Datenfeld zwingt uns zu vorsichtiger Interpretation, so daß nur Konturen und Tendenzen der Freiburger Finanzpolitik herausgearbeitet werden können.^{11a}

Bevor wir uns der Frage zuwenden, welche Kreditsummen Freiburg bis 1387 aufgenommen hat, müssen wir noch einen Blick auf die finanzielle Abwicklung des Herrschaftswechsels werfen. Von den 15 000 M.S., die Freiburg für die Abtretung der Herrschaftsrechte zahlen mußte, konnten 1800 M.S. schnell aufgebracht werden. Dies geschah vermutlich durch die Abtretung des Viertels an der Stadt Staufen, das Freiburg besessen hatte.¹² Über die Restsumme von 13 200 M.S. wurde eine Verschreibung mit der jährlichen Zinszahlung von 880 M.S. ausgestellt, für die sich nicht weniger als 60 Freiburger Bürger, darunter 14 Ritter, verbürgen mußten.¹³ Diese Lösung gestattete dem Grafen nur den Genuß der Zinsen, erlaubte aber keinen Zugriff auf das Kapital. Das war für den Grafen um so dringender, weil er bereits seit längerem in schweren Geldnöten steckte. Hier sahen die Habsburger ihre Chance. Gegen eine Zahlung von 30 000 fl.¹⁴ unterstellte sich Freiburg ihrer Hoheit, doch auch sie konnten die Summe nicht sofort bereitstellen. So verpfändeten die Habsburger dem Grafen Egino eine große Anzahl ihrer Besitzungen im Elsaß, die sie früher dem Basler Bürger Johann von Wallpach für 25 175 fl. verpfändet hatten. Diese wurden mit 30 000 fl. gelöst, wobei die Stadt Freiburg diesen Betrag als Kredit an Johann von Wallpach vorfinanzieren mußte.¹⁵ Die Habsburger trugen diese Schuld in den folgenden Jahren dann langsam ab.¹⁶ Dieses Dreiecksgeschäft war ein politisches Meisterstück der Habsburger. Sie konnten zu günstigem Preis ihre vorländischen Besitzungen abrunden, und gleichzeitig brachten sie durch die Verpfändung den Grafen von Freiburg unter ihre Klientel.

Auch die Herrschaft Badenweiler, die Freiburg im April 1368 für 25 000 fl. kaufte, konnte nur mit Hilfe der Gebrüder Harzer aus Konstanz finanziert werden. Ende Dezember 1368 quittierte der Verkäufer über die Teilsumme von 12 005 fl. und 4 s., und erst im März 1371 war bis auf die Restsumme von 501 fl. 4,5 lb. der Kaufpreis bezahlt.¹⁷ Die Restsumme blieb als Kredit stehen und wurde mit 50 fl. jährlich verzinst, die an eine Verwandte des Grafen Heinrich von Fürstenberg zu zahlen waren.

Alle neueren Arbeiten, die auf die Stadtverschuldung eingehen, basieren auf einer ungedruckten Studie Hermann Flamms unter dem Titel „Skizze einer Geschichte der

Anleihepolitik der Stadt Freiburg im Breisgau bis zum Ausgang des Mittelalters¹⁸, die bisher die einzige einschlägige Arbeit zu diesem Thema geblieben ist. Im Anhang listete Flamm alle ihm bekannten Anleihen der Stadt auf. Nach seinen Angaben nahm die Stadt im Zeitraum 1365–1370 die Summe von 3842 M.S., 4765 lb. und 86 148 fl. auf; in Gulden umgerechnet rund 115 869 fl.¹⁹ In den folgenden Jahren folgten weitere Kreditaufnahmen, so daß sich bis 1387 die Summe auf 6104 M.S., 6666 lb. und 110 518 fl. erhöhte. Nach dem Guldenkurs von 1387 betrug die Summe 160 252 fl.

Überprüfen wir Flamms Angaben bis 1387 kritisch, so zeigt sich, daß einige Berichtigungen notwendig sind. Der Kredit der Gebrüder Harzer aus Konstanz über 2542 lb. erfolgte nicht in Breisgauer Währung, sondern in der höherwertigen Konstanzer Währung. Das Kursverhältnis wird im Schuldbrief ausdrücklich genannt: diese Summe sollte 1017 M.S. entsprechen.²⁰

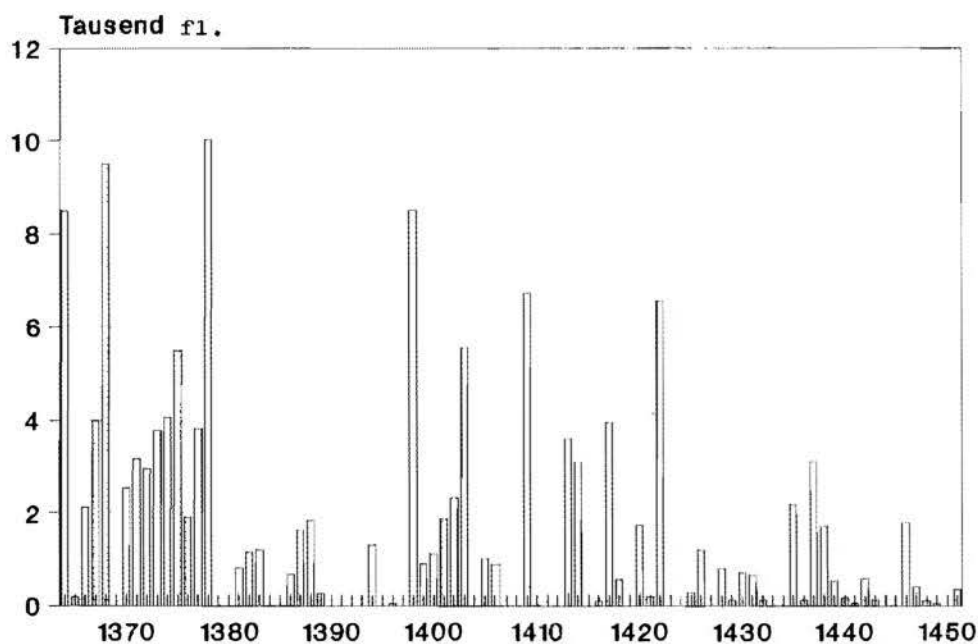
Ebenso fehlt bei Flamm der Schuldbrief über die Restsumme von 501 fl. und 4,5 lb., die beim Kauf der Herrschaft Badenweiler übriggeblieben war. Ferner sind zwei offensichtliche Lesefehler zu berichtigen: 650 statt 750 fl. und $56\frac{1}{4}$ statt 61 M.S.²¹ Stärker zu Buche schlägt aber ein Betrag von 43 692 $\frac{1}{2}$ fl. Dieser Betrag, von Flamm selbst in Klammern gesetzt, aber in seiner Aufstellung berücksichtigt, beruht nur auf einer kurzen Notiz im Kopialbuch C, in der festgehalten wird, daß dieser Betrag erst an Burkart von Finstingen, einen Verwandten des Grafen und Mitberechtigten, ausgehändigt werden soll, wenn dessen Fehde mit Freiburg beigelegt sei.²² Es handelt sich offensichtlich um einen Auszahlungsvermerk, nicht um eine Kreditaufnahme. In Zinsbriefen wird aber immer wieder ein Zins von 305 M.S. erwähnt, der einem Kapital von 4575 M.S. entspricht, den Freiburg an den Grafen zu zahlen hatte. Nach 1375 erscheint dann ein weiterer Zinsbrief über 130 M.S., der zum gleichen Zinssatz 1950 M.S. entsprach, und der als Graf Eginos „nachgehender brief“ bezeichnet wurde.²³ In unserer Auflistung sollen nur diese beiden Zinsbriefe berücksichtigt werden. Offen bleibt, was mit dem Restbetrag von rund 82 M.S. Zins (= 1230 M.S. Kapital) geschehen ist, der vom ursprünglichen Zinsbetrag von 880 M.S. übriggeblieben ist.²⁴

Korrigieren wir nun Flamms Angaben mit den oben genannten Werten, so erhalten wir für den Zeitraum 1365–1387 eine Kreditaufnahme von 13 391 M.S., 4128 $\frac{1}{2}$ lb. und 67 226 $\frac{1}{2}$ fl. Umgerechnet zum Guldenkurs von 1387²⁵ ergibt sich eine Gesamtsumme von 155 693 fl. Sie liegt um 4559 fl. niedriger als Flamms Angabe. Obwohl 4559 fl. damals eine beachtliche Kaufkraft darstellten, so macht der Unterschied zu Flamms Zahl nur 2,84 % aus und hat somit weniger Gewicht als ursprünglich befürchtet.

Stellen wir eine Auflistung der jährlichen Kreditaufnahmen, jeweils in fl. umgerechnet, als Graphik dar (für den Zeitraum bis 1387 vergleiche man die Aufstellung im Anhang), ergeben sich überraschende Beobachtungen. (Siehe Graphik 1.)

Die exorbitante Geldaufnahme der Jahre um 1368 ist ohne weiteres einleuchtend, doch wir bemerken mit Erstaunen, daß sich die Geldaufnahmen auch in den folgenden Jahren noch fortsetzen und zwischen 1575 fl. und 16 696 fl. schwanken. Erst die Jahre nach 1378 bringen eine deutliche Reduzierung der Kredithöhen und sogar Jahre ohne Kreditaufnahmen (1379, 1380, 1384, 1385, 1390–93, 1397), um dann gegen Ende des Jahrhunderts erneut kräftig anzusteigen. Auch wenn wir die jährlichen Kre-

Graphik 1: Jährliche Kreditaufnahmen 1365—1451

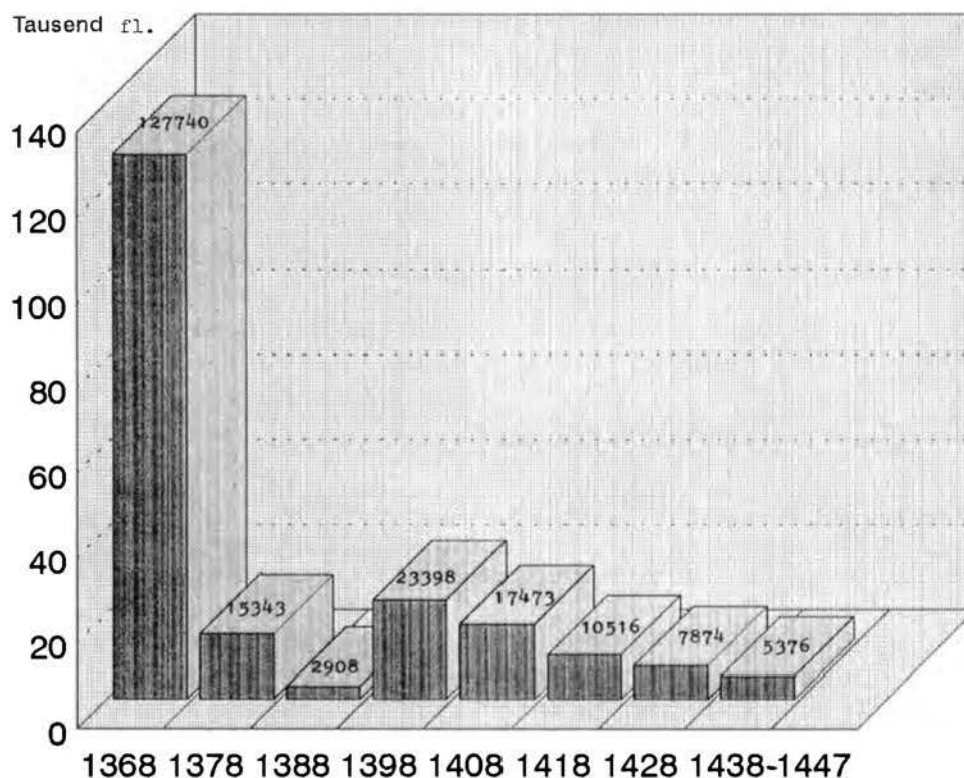


In dieser Graphik sind die undatierten Kredite (um 1370) mit 75 519 fl. nicht aufgeführt. Auch 1375 würde sich bei Berücksichtigung von Graf Eginos zweitem Darlehen der Wert auf 16 696 fl. erhöhen.

ditaaufnahmen ab 1368 zu Zehnjahresblöcken (Dekaden) zusammenfassen, um kurzfristige Schwankungen und Ausschläge auszugleichen, zeigt sich das gleiche Bild. (Siehe Graphik 2.)

Mit Überraschung beobachten wir, daß einige große Darlehen schon sehr schnell wieder zurückgezahlt wurden und somit nur kurzfristigen Charakter hatten. Das Darlehen der Gebrüder Harzer, das zum Kauf von Badenweiler gebraucht worden war, wurde bereits 1371 getilgt. Auch das große Darlehen Martin Malterers über 305 M. S. wurde schon bald zur Hälfte abgelöst, und das große Wallpach-Darlehen über 30 000 fl. muß vermutlich ebenfalls binnen weniger Jahre zurückgezahlt worden sein, da es nicht mehr erwähnt wird. Eventuell mußte Freiburg sogar erneut in Vorlage treten, bevor die Habsburger alle Raten ihres Zuschusses ausgezahlt hatten. Die Gläubiger der großen Kredite waren offensichtlich an rascher Rückzahlung interessiert und wollten solche enormen Summen nicht stehen lassen, besonders weil die Kreditsicherheiten wenig wirkungsvolle Zugriffsmöglichkeiten bei Insolvenz ermöglichten. Somit diente die fortgesetzte Kreditaufnahme teilweise dazu, die großen Kredite durch eine Vielzahl kleiner zu ersetzen. Die Atempause in den 1380er und 1390er Jahren mußte dann notwendigerweise erfolgen, um eine Überschuldung und Zahlungsunfähigkeit zu vermeiden. Dieses Problem ist nicht zuletzt zum Auslöser einer Ratsänderung geworden (1388—1392), in der die Zünfte die Macht weitgehend in ihre

Graphik 2: Kreditaufnahmen 1368—1447 in Dekaden



Hände brachten.²⁶ In dieser Zeit wurden auch energische Anstrengungen unternommen, um mit der Institution der Kaufhausherren eine effektive zentrale Finanzbehörde einzurichten und durch Neueinführung hoher Sondersteuern die Finanzlage wieder in den Griff zu bekommen. Vor diesem Hintergrund muß auch die Erhebung des Weingelds von 1390/91, die alle Haushalte betraf und von außergewöhnlicher Härte war, gesehen werden.²⁷

Das erneute starke Ansteigen der Geldaufnahme um 1400, die dann auf beträchtlichem Niveau anhält, läßt Umschuldungsoperationen vermuten, denn Freiburg hatte die Grenzen seiner Schuldenkapazität schon längst erreicht, und es wäre sehr schnell die Zahlungsunfähigkeit eingetreten. Das ist aber, trotz einiger Engpässe, nie eingetreten.

II.

Um diesen noch reichlich groben Befund zu verfeinern, müssen wir unsere Aufmerksamkeit auf die Zins- und Finanzierungsstruktur der Freiburger Kreditaufnahme richten.

Sie erfolgte in der Form von Ewig-, Wiederkaufs- und Leibrenten (Leibgedinge).²⁸ Rechtlich wurden die Geschäfte als Kaufvertrag betrachtet. Der Käufer (Gläubiger) kaufte sich für sein Kapital beim Verkäufer (Schuldner) eine regelmäßig zu zahlende Rente. Die Leistung des Käufers bestand in der Übergabe eines Kapitals, die des Verkäufers in der Zusicherung eines Forderungsrechts auf die Rente. Die ursprüngliche Form der Ewigrente erwies sich in der Praxis als wenig sinnvoll, denn sie hätte bei dem laufenden Kreditbedarf der Städte schnell zur Überschuldung geführt. Deshalb wurde die ursprüngliche Unkündbarkeit bald durch das vertraglich verbrieftete Recht auf jederzeitige Ablösung (Wiederkauf) ersetzt. Die Ewigrente kommt unter den Freiburger Anleihen nur selten vor; sie wurde von den Gläubigern meist religiösen Stiftungen übergeben. Auch diese Ewigrenten versuchte die Stadt später möglichst in Wiederkaufsrenten umzuwandeln.

Unter den bis 1387 aufgenommenen 95 Renten waren 81 Wiederkaufs- und Ewigrenten (85,3 %), aber nur 12 Leibgedinge (14,7 %). Am Kreditvolumen von 155 693 fl. nehmen die Leibrenten bloß einen Anteil von 3,73 % ein. Warum hüteten sich die Freiburger vor dem Verkauf von Leibrenten, während sich in anderen Städten diese Rentenform einiger Beliebtheit erfreute? Leibrenten waren für den Verkäufer unkündbar und sicherten dem Käufer eine lebenslange Einnahme; für ihn stand die Versorgungsfunktion im Vordergrund. Als Abgeltung für die endgültige Hingabe des Kapitals lag der Leibrentenzins erheblich höher als der einer Wiederkaufsrente.²⁹ Die Zinssätze für Leibrenten schwankten 1365–1387 zwischen 10 % und 15,38 % (Durchschnitt 12,97 %). Das bedeutete für den Schuldner zwar eine hohe Zinsbelastung, doch mit dem Tode des Gläubigers war die Schuld getilgt. Die Zinszahlung schloß eine Amortisationsrate ein. Nur wenn der Gläubiger lange lebte, hier länger als 6,5 bzw. 10 Jahre, dann überstieg die Summe aller Renten, die er erhalten hatte, den von ihm gezahlten Betrag. Andererseits begünstigten die geringe Lebenserwartung, die ständige Bedrohung durch Seuchen und Kriegsgefahr eher den Schuldner. Ein treffendes Beispiel ist dafür der Leibrentenkauf des Bürgers Hans Ulrich Lup, der 1498 eine Leibrente von 6 lb. erwarb und bereits 1499 als Oberstzunftmeister an der Spitze des Freiburger Aufgebots in der Schlacht bei Dornach fiel.³⁰

Der Stadt aber brachte diese Rentenform nur relativ kleine Kapitalsummen; sie überstiegen in der Regel kaum 700 fl. Da Freiburg aber gezwungen war, rasch große Geldmengen herbeizuschaffen, war diese Kreditform zu diesem Zweck wenig geeignet.

Typisch ist die Leibrente auf ein Leben, doch häufig wird auch eine Leibrente auf mehrere Leben vereinbart. Nach dem Tode eines Berechtigten bleibt der andere im Genuß der Rente. Unter den Freiburger Leibrentenverträgen bis 1387 finden sich überwiegend Abschlüsse auf mehrere Begünstigte, meist 2 Personen, doch sogar auf 3 und 4 Personen wurde vereinbart.³¹ Leibrenten auf mehrere Leben hatten einen niedrigeren Zinsfuß, denn sie wurden länger ausgezahlt; die Regel waren $8\frac{1}{3}$ % bei 10 % der Rente auf ein Leben.³² Die Freiburger Leibgedingverträge aber sahen den vollen Zins für alle Berechtigten vor. Da sich die Laufzeit nicht nur auf die Lebenszeit des Berechtigten und seines Ehegatten, sondern teilweise auch noch auf alle Kinder erstreckte und somit volle zwei Generationen umfaßte, erwiesen sich die Leibgedinge für die Stadt als außerordentlich teures Finanzierungsinstrument.

Graphik 3: Zinssätze für Wiederkaufs- und Leibrenten 1365—1387

Zinssatz %	Anzahl	
15,3	1	Leibrenten
14,6	1	
13,4	1	
13,3	3	
12,5	2	
10	22	Wiederkaufsrenten
8,75	1	
8,3	5	
8,2	1	
8,16	1	
8	3	
7,7	1	
7,6	1	
7	4	
6,6	39	
6,5	1	
6,3	1	
6,0	1	
5,3	1	
5	3	
gesamt: 8,18%	93	
Gesamtzinssatz der Wiederkaufsrenten: 7,56 %		
Gesamtzinssatz der Leibrenten : 12,97%		

Einigen einheimischen Schuldner gewährte sie neben den hohen Zinsen noch weitere beachtliche Vergünstigungen wie Steuerbefreiungen auf Lebenszeit.³³

Erst im 15. Jahrhundert, als der Leibrentenzinssatz auf rund 10 % zurückging, wird beim Abschluß auf mehrere Leben dem überlebenden Vertragspartner nur noch eine

niedrigere Rente gewährt. Zugleich suchte man den Zinssatz stärker an der voraussichtlichen Lebensdauer des Gläubigers zu orientieren.

Nach dem Zinsbuch von 1445 stieg dann der Anteil der Leibgedingzinsen kräftig auf 14,58 % an; unter den auswärtigen Gläubigern erreichte er sogar 27,64 %. Die allgemein sinkende Zinstendenz, verbunden mit dem Amortisationseffekt der Leibrente, hatten diese Finanzierungsform wieder attraktiver werden lassen.

Das 14. Jahrhundert war ein Jahrhundert hoher Zinssätze. Auch die Geldaufnahmen der Stadt Freiburg in den Jahren 1365—1387 erfolgten exakt in dieser Hochzinsphase. (Siehe Graphik 3.)

Der Gesamtzinssatz von 8,18 % war hoch und bewirkte eine drückende Zinslast. Gehen wir für 1387 von einem grob geschätzten Schuldenstand von knapp 120 000 fl. aus — das Wallpach- und das Harzer-Darlehen wurden von der Gesamtsumme von 155 693 fl. abgezogen, weil sie bereits getilgt waren —, so bedeutete das die beachtliche Zinslast von 9816 fl. im Jahr. Graphik 3 zeigt deutlich die Massierung der Leibrenten bei 10 und 13,3 %, sowie die der Wiederkaufsrenten bei 10 und 6,6 %. Freiburg mußte mit den zehnprozentigen Wiederkaufsrenten einen Zinssatz zugestehen, der üblicherweise die Untergrenze bei den Leibgedingen bildete. (Von den 22 Zehnprozentern waren 11 Wiederkaufsrenten und 4 Leibgedinge.)

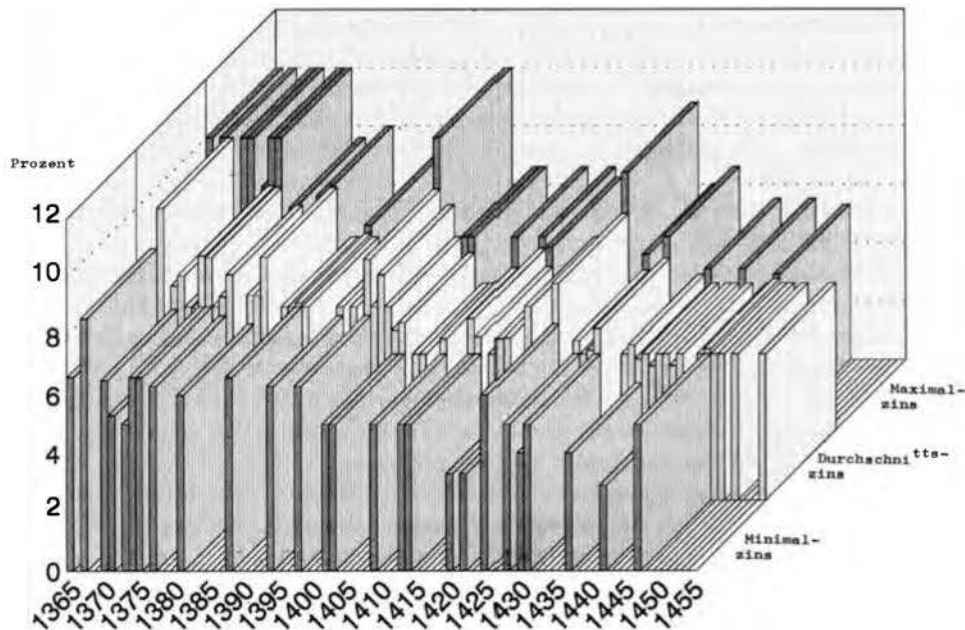
Verfolgen wir die Entwicklung der Durchschnittzinssätze der jährlich neu aufgenommenen Renten, so fällt der deutliche Zinsspitzen in den Jahren des Herrschaftswechsels auf, der nach einer kurzen Beruhigung in den Jahren 1372 und 1373 in den beiden folgenden Jahren nochmals anstieg, um dann langsam und zögernd sich gegen das Jahrhundertende bei 6,6 % einzupendeln. Ab 1405 senkte er sich langsam in den Bereich zwischen 5 und 6 %, um sich dann ab der Jahrhundertmitte bei 5 % zu stabilisieren. (Siehe Graphik 4.)

Wie Graphik 4 zeigt, kamen auch innerhalb eines Jahres stark schwankende Zinssätze vor. Von den 11 Kreditaufnahmen von Wiederkaufsrenten im Jahr 1398 erfolgten 4 zu 10 %, 2 zu 9 %, 4 zu 6,6 % und 1 zu 6,3 %. Sicher führte erhöhte Kreditnachfrage zu einem Anziehen der Zinssätze im kurzfristigen Bereich, doch wie weit das freie Spiel der Marktkräfte die Einregulierung der Zinssätze bestimmt hat, muß offenbleiben. Die „erratischen Zinssätze des 14. Jahrhunderts“ (Gilomen) deuten auf einen wenig entwickelten Markt hin, der durch starke Zinsschläge im gleichen Jahr bestimmt ist.³⁴

Erst die Ausbildung eines geregelten und funktionierenden Geldmarktes, dessen sich die Stadt bedienen konnte, scheint im 15. Jahrhundert zu einer Verstetigung der Durchschnittszinsen, wie auch der Maximal- und Minimalzinsen geführt zu haben.

Die Zinshöhe hatte bei den Rentenkäufen nichts mit höheren Risiken zu tun; diese wurden durch höhere Sicherheitsleistungen des Schuldners abgedeckt. In den Freiburger Verträgen war folgende Progression möglich: zuerst die Stellung von namentlich genannten Bürgen, die bei Zahlungsverzug nach einer vereinbarten Frist zum Einlager verpflichtet waren. Das war ein geiselartiger Aufenthalt in einem Gasthaus auf eigene Kosten, bis der Gläubiger befriedigt war. Als nächster Schritt konnte der Gläubiger die ausstehenden Zinsen bei Juden und Kawertschen aufnehmen und die Kosten dem Schuldner belasten. Als letztes konnte der Gläubiger Bürger der Stadt Freiburg ergreifen und pfänden, nachdem seine Forderung durch geistliches oder

Graphik 4: Durchschnittzinssatz bei Wiederkaufsrenten 1365–1500 mit jeweiligen Höchst- und Tiefstzinsen



weltliches Gericht bestätigt worden war, bis die ausstehenden Zinsen bezahlt waren.³⁵ Im äußersten Fall nahmen erstklassige Schuldner für weniger kreditwürdige Personen oder Städte eine Anleihe auf und ließen ihre Forderungen durch einen „Schadlosbrief“ sichern. Ich habe bis jetzt noch keinen Hinweis gefunden, daß Freiburg im 14. und beginnenden 15. Jahrhundert auf diese Kreditform zurückgegriffen hat. Vielleicht schreckte Freiburgs Schuldenlast mögliche Bürgen ab.

Als zu Ende des 14. und Beginn des 15. Jahrhunderts die Zinssätze kräftig sanken, bot sich für Freiburg die Chance, die langlaufenden Wiederkaufsrenten, die früher zu hohen Zinssätzen aufgenommen worden waren, abzulösen und durch niedrigerverzinsliche zu ersetzen. Ein Großteil der fortlaufenden Kreditaufnahme im 15. Jahrhundert dürfte zu diesem Zweck gedient haben. Der Schuldenstand veränderte sich dadurch nicht, doch die Konversion in niedrigverzinsliche Renten erleichterte die Zinslast der Stadt erheblich.

Als weitere Möglichkeit konnte der Schuldner vom Gläubiger eine Erhöhung des Kapitals verlangen, um den gleichen Rentenbetrag beizubehalten, diesmal aber zum aktuellen Zinssatz.³⁶ Diese Art von Rentenkonversion ist aber aus den Zinsbüchern nur schwer zu erkennen, weil der gezahlte Zinsbetrag unverändert blieb. Ich habe bisher dafür keine Belege in den Quellen gefunden.

Erheblich häufiger trat eine andere Variante auf. Der Schuldner ermäßigte die

Zinszahlung bei unverändertem Kapital und glich die Schuld somit ans herrschende Zinsniveau an.³⁷ Der Gläubiger konnte nur zähneknirsch zustimmen, denn sonst hätte die Stadt eine neue Anleihe aufgenommen und damit die alte abgelöst.

Solche Zinsreduktionen treten bereits um die Jahrhundertwende auf, als ein vereinbarter Zinssatz von 6,6 % auf 5,12 % erniedrigt wurde.³⁸ Zwar sind im Urkundenbestand nur drei ausdrückliche Vereinbarungen dieser Art erhalten, doch im Zinsbuch von 1445 findet sich eine große Anzahl dieser Operationen. Einige ausgewählte Beispiele sollen das verdeutlichen.³⁹

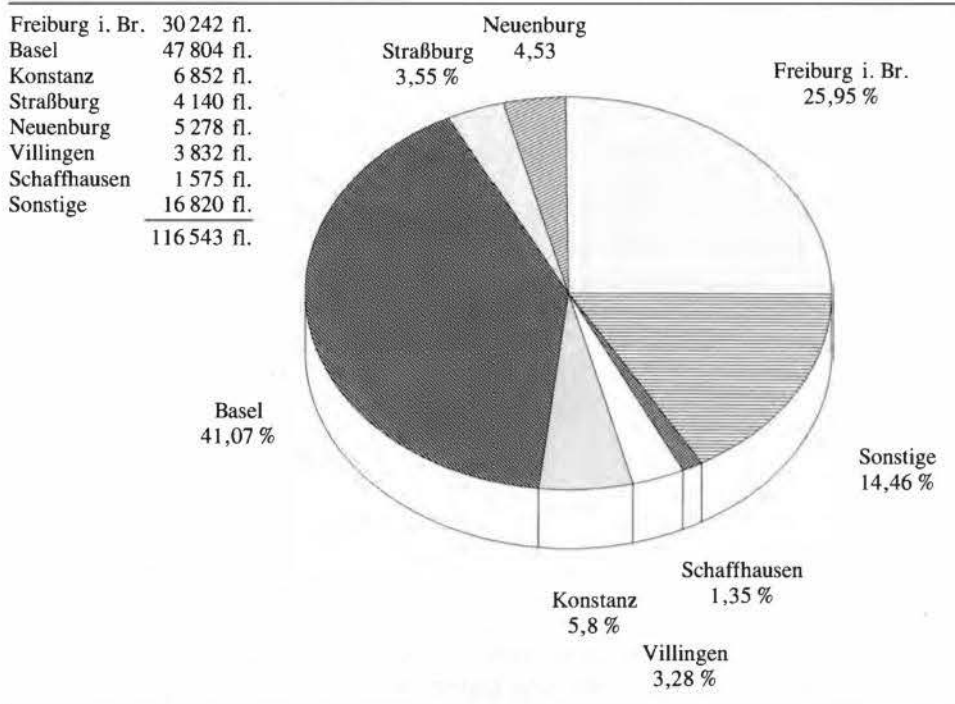
Hinter dem Eintrag für den Freiburger Bürger Heinzman Fürstenberg, der einen Zins von 30 fl. von 480 fl. Hauptgut bezog, findet sich die Bemerkung „dafür git man 24 fl.“. Hinter dieser knappen Bemerkung steht die Reduktion des Zinses von 6,25 % auf die üblichen 5 %. Ebenso erging es Rudolf von Kilchein und Frau Anastasia, der Witwe Thomanns von Kilchein. Ihre Gülte von 2½ lb. (75 fl. Kapital) wurde auf 2 lb. 3 sch. 1½ d. gesenkt, d. h. von 5,79 % auf die wohlbekannten 5 %. Sogar die Rente an die Klosterfrau Elisabeth Absolon im Kloster St. Clara zu Freiburg, die bisher mit 8,8 % verzinst worden war, wurde rigoros auf 4,34 % gesenkt. Da es sich in diesem Fall um eine Ewigrente handelte, bedeutete das für die Stadt eine besonders deutliche Entlastung.

Nicht immer war der Gläubiger zu solchen Konzessionen bereit, wie die Bemerkung hinter dem Zinsbetrag für den Geistlichen Claus von Ougspurg zeigt: „wil dhein abschlag tün“. Vor diesem Hintergrund sind neben anderen Gründen möglicherweise die zahlreichen Teilablösungen, die in den Zinsbüchern auftreten, zu erklären. Um die Gläubiger nicht allzusehr zu verärgern, gab man sich mit einer Teilablösung zufrieden. Mit dieser Kompromißlösung konnte der Schuldner hochverzinsliche Darlehen wenigstens teilweise ablösen, während dem Gläubiger die hochrentierende Rente noch teilweise erhalten blieb. Die Stadt konnte es sich nicht leisten, den Gläubiger, in dem sie auch den zukünftigen Kapitalanleger sah, zu verprellen, denn er war, wie wir im folgenden sehen werden, keineswegs nur auf seine Heimatstadt fixiert.

Wo hatte sich Freiburg im Zeitraum 1365–1387 die benötigten Kredite beschafft? Juden und Kawerschen spielten bei der Kreditaufnahme keine Rolle, vor allem, weil die Stadt Rentenkäufe als Kreditform bevorzugte.⁴⁰ (Siehe Graphik 5.)

Bis 1387 ergibt sich folgendes Bild: Die Stadt konnte ihren Geldbedarf nur in bescheidenem Rahmen auf dem eigenen Kreditmarkt decken (26,95 %). Dies zeigt deutlich die Grenzen der Finanzkapazität Freiburgs. Es war gezwungen, vor allem in den benachbarten Städten des Oberrheingebiets Kreditgeber zu finden (Basel, Straßburg, Konstanz, Villingen, Neuenburg, Schaffhausen). Dabei kam Basel mit 41,01 % eine überragende Rolle zu. Auch wenn man den „Ausreißer“ des Wallpach-Darlehens (30 000 fl.) nicht berücksichtigt, bleibt Basel größter auswärtiger Gläubigerort (15,27 %). Damit zeigt sich erneut die dominierende Stellung Basels als oberrheinischer Finanzplatz. Freiburg erscheint als Schuldner geradezu auf den Rentenmarktplatz Basel fixiert. Möglicherweise spielte auch die alte politische Solidarität mit dem befreundeten Freiburg mit, daß kapitalkräftige Basler Bürger in der Dreisamstadt eine lukrative und zugleich vertrauenswürdige Anlagemöglichkeit sahen.⁴¹ Neben den bereits genannten Wallpach finden wir weitere bedeutende Basler Fami-

Graphik 5: Kreditherkunft 1365—1387



lien mit großer Finanzkraft als Kreditgeber: Billung,⁴² Puliant v. Eptingen, von Birchidorf, Murnhart, Sevogel, Schaler, von Efringen, von Ramstein.

Auch der durchschnittliche Kreditbetrag überragte mit 2225,5 fl., wenn man das große Wallpach-Darlehen einbezieht, sogar 5311,5 fl., weit alle anderen kreditgebenden Städte:

Freiburg i. Br.	818,3 fl.
Villingen	648,6 fl.
Straßburg	591,4 fl.
Neuenburg	439,8 fl.
Konstanz	375,0 fl.

Der Basler Kreditanteil bleibt auch in den folgenden Jahrzehnten unverändert hoch. Im Zinsbuch von 1445 nehmen die nach Basel gehenden Zinsen mit 1300 fl. an den insgesamt 4416 fl. „äußeren“ Zinsen immer noch den gewichtigen Anteil von 29,43 % ein. Erst Herzog Albrechts kriegerische Auseinandersetzungen mit Basel 1444—49, das sich nun stärker Richtung Eidgenossenschaft zu orientieren beginnt, leiten einen allmählichen, aber deutlichen Rückzug Basler Kapitals aus Freiburg ein.⁴³

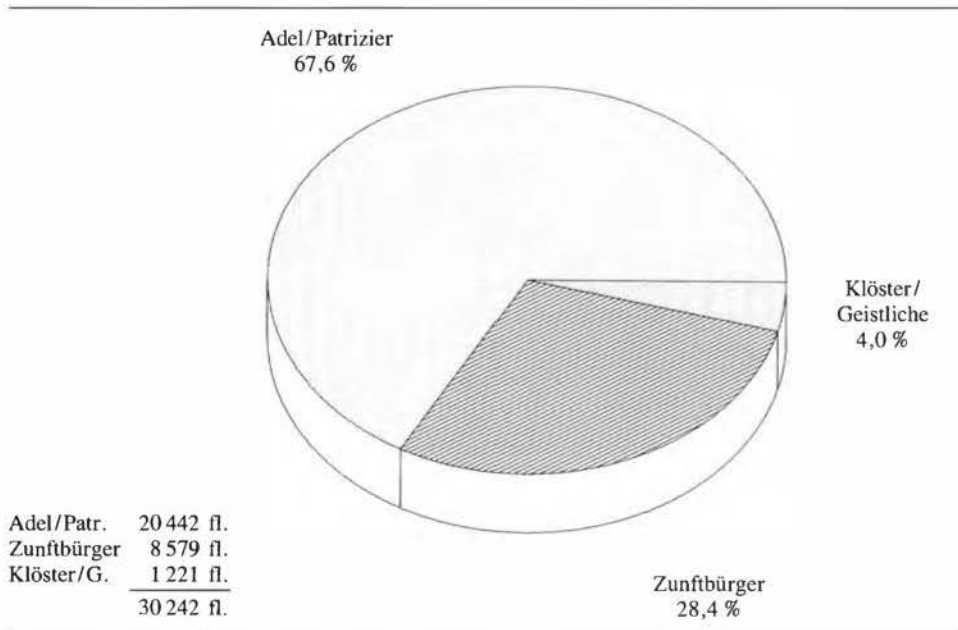
Auffällig ist hingegen die schwache Präsenz Straßburgs unter den Kreditgebern, die nicht seiner wirtschaftlichen Bedeutung, vor allem als oberrheinischer Kreditmarkt,

entspricht. Sein Anteil liegt sogar noch unter dem des kleinen Neuenburg. Hat die Straßburger Zurückhaltung auch politische Hintergründe? Oder klingt hier noch der Groll der Freiburger über die mangelnde Unterstützung Straßburgs während des Kriegs im Jahre 1367⁴⁴ nach? Jedenfalls läßt sich aber ab 1400 ein stärkeres Straßburger Kreditengagement in Freiburg beobachten, das dann im ganzen 15. Jahrhundert anhält.

Die Freiburger Kreditaufnahme stützte sich bevorzugt auf Städte. Die Rubrik „Sonstige“ (14,46 %) war ein buntes Feld. Darin verbargen sich zum Teil kreditierte Soldzahlungen⁴⁵ oder meist kleine Darlehen von Bürgern und Geistlichen aus Säkingen, Gengenbach und dem Kloster Riedern; ebenso waren elsässische Bürger und Kleinadlige wie von Andlau, Schenk von Utenheim, Westhusen/Girsberg unter den Kreditgebern. Im 15. Jahrhundert erweiterte sich der Kreis der Kreditgeber. Neben den oben genannten Städten, mit denen die Stadt weiterhin in Kreditbeziehungen blieb, kamen neue hinzu: Kenzingen, Breisach, Waldkirch, Schlettstadt, Bern, Aarau und zahlreiche Adelsgeschlechter der näheren und weiteren Region.

Die Kreditgeber innerhalb der Stadt Freiburg waren ganz unterschiedlich verteilt. So besaßen der Adel und die ihm nahestehenden Patrizier den absoluten Löwenanteil von 67,6 %. Sie waren auch jene Gruppe, die wohl Hauptträger und -antreiber im Kampf gegen den Grafen gewesen war und nun an hervorragender Stelle auch die Lasten mittrug. Hier finden wir viele Namen von bedeutendem Gewicht, wie die Malterer, Snewlin, Statz, Fürstenberg, Falkenstein, Keppenbach, Turner, Tegenlin, Kippenheim, Baldinger, Kilchein, Küchlin, Meigerniess. Doch nicht nur hehrer Op-

Graphik 6: Freiburger Bürger als Kreditgeber 1365–1387



ferwille, sondern auch eine ausgeprägte Geschäftstüchtigkeit ist auszumachen, indem sie ihre Kredite als lukrative Geldanlage einsetzten. Mußten sich einheimische Kreditgeber oft mit niedrigeren Zinssätzen als auswärtige zufriedengeben, so sah die Sache in Freiburg ganz anders aus. Der Durchschnittzinssatz der Wiederkaufsrenten von Freiburger Herren und Patriziern betrug stolze 7,49 %; Zunftangehörige mußten sich mit 7,07 % begnügen. Von den auswärtigen Kreditgebern vermochte nur das kapitalkräftige Basel einen höheren Satz durchzusetzen (8,21 %), die anderen Städte mußten sich mit deutlich niedrigeren Durchschnittzinssätzen zufrieden geben: Straßburg 7,36 %, Villingen 6,62 % und Neuenburg 6,55 %.

Die Kreditgeber aus den Zünften nehmen nicht nur einen deutlich schwächeren Anteil ein (28,4 %), auch die durchschnittliche Kreditsumme ist mit 714,9 fl. erheblich niedriger als die der Adligen/Patrizier mit 929,1 fl. Auch hier fallen führende Zunftvertreter ins Auge: Walther von Staufen (Kürschner); der reiche Claus von Biegen aus der Tucherzunft, der mit 3 Krediten vertreten ist; Claus Rohart, der Wechsler (Bäckerzunft) und Fritschi Schröter aus Münster (Schneiderzunft), um die wichtigsten zu nennen. Auffällig ist aber das Fehlen einiger reicher Zünftiger. So war der reiche Clewi Messerer, dessen Kreditgeschäfte sich auf Freiburg, den Schwarzwald und bis Schaffhausen erstreckten, unter den städtischen Gläubigern nicht vertreten, obwohl er vor 1389 der Stadt Schaffhausen 100 M.S. geliehen hatte. Auch andere reiche Zünftige hielten sich gegenüber der Stadt als Kreditgeber spürbar zurück. Ebenso zurückhaltend blieben Geistliche und Klöster. Hier handelte es sich meist um private Anlagen von Geistlichen; das Kloster St. Agnes hatte 1365 die bescheidene Summe von 20 M.S. angelegt. Dieser Personenkreis sollte dann im 15. Jahrhundert stärker ins städtische Kreditgeschäft einsteigen.

III.

In einer Instruktion an ihre Gesandten, die mit Herzog Albrecht von Österreich verhandeln sollten, legte Freiburg ausführlich seine schwierige wirtschaftliche Lage und drückende Schuldenlast dar.⁴⁶ So müsse es jährlich bei 12 000 fl. Gesamtausgaben 9000 fl. für Zinszahlungen aufbringen; das belaste sie aber schwer, weil die Einkünfte, aus denen die Zinsen bezahlt würden, durch Kriegsereignisse ausgefallen und zudem durch den Rückgang der Steuerzahler und wegen anderer wirtschaftlicher Rückschläge geschrumpft seien. Zudem nennt die Quelle den ungefähren Schuldenstand der Stadt: 180 000 fl. Auch wenn wir berücksichtigen, daß das Jammern über die schlechte Haushaltslage zum kommunalpolitischen Handwerk gehört, so zeigt ein Blick ins Zinsbuch von 1445, daß diese Zahl eher leicht untertrieben ist.⁴⁷

Diese Angaben lassen uns stutzen! Wie wir oben gesehen haben, hatte die Stadt in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts durch zahlreiche Rentenkonversionen und Zinsreduktionen die Zinslast ihrer hochverzinslichen Kredite gemildert, doch die erhoffte Entlastung war nicht eingetreten. Anstatt die drückende Schuldenlast langsam abzubauen, hatte man im Gegenteil den Schuldenberg nochmals kräftig erhöhen müssen, und inzwischen hatte die Stadt Mühe, die laufenden Zinsen zu zahlen.⁴⁸

In der Haushaltspolitik der mittelalterlichen Städte war es üblich, hohe außerordentliche Aufwendungen durch Kreditaufnahme vorzufinanzieren; erst in einem zweiten Schritt geschah die Ablösung, indem neue Steuern aufgelegt wurden. In Frei-

burg beobachten wir aber, daß nach dem Herrschaftswechsel gleichzeitig neben der Kreditaufnahme eine ganze Reihe hoher Steuern eingeführt wurden: der Wochen- und Pfundzoll sowie eine Abzugssteuer für alle wegziehenden Einwohner.⁴⁹ Die unheilvolle Kopplung verhinderte nicht nur eine echte Tilgung, sondern mußte auf die Dauer zur Erschöpfung des Steuersubstrats führen. Damit wurde ein gefährlicher Trend der Freiburger Wirtschaft verstärkt, die seit der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts einen deutlichen Rückgang auswies.⁵⁰

Wenig Beachtung fand in diesem Zusammenhang bisher die monetäre Seite. Da die Kredite durchwegs sehr lange Laufzeiten hatten, liefen hohe Zinskosten auf, die schon nach einer Generation die Höhe des Kapitals erreichten. Im Klartext: die Kredite wurden sehr teuer! Die langen Laufzeiten brachten aber auch das Problem der Geldentwertung durch die Münzverschlechterung ins Spiel. Die umlaufende Silbermünze, der Pfennig, erlitt im Zeitraum von 1377 bis 1498 in seinem Silbergehalt einen Verlust von 47,5 %.⁵¹ Auch die handelsübliche Goldmünze, der Rheinische Gulden, mußte einen Wertverlust hinnehmen, der allerdings erheblich geringer ausfiel (25,59 %).⁵²

Die oben genannte Auflistung der Kreditaufnahmen 1365–1387 zeigt, daß 51,6 % der Schuldverträge in Mark Silber, 43,18 % in fl. rh. und nur 5,21 % in Pfennigwährung abgeschlossen worden waren. Die auf Pfennigwährung lautenden Schuldverträge wurden bei der Zinszahlung und Kreditablösung voll von der Geldentwertung betroffen. Das war ein großer Vorteil für die Stadt, denn sie konnte Zinsen und Kapital mit entwertetem Geld bezahlen. Deshalb griffen die Gläubiger gerne zu Mark Silber und Rheinischem Gulden als Vertragswährung. Ihre Vereinbarung hatte somit die Funktion einer Wertsicherungsklausel. Neben der ausdrücklichen Vereinbarung, daß alles — Zinsen und Kapital — nur in Goldwährung „und kein ander werschaft“⁵³ zu zahlen seien, findet sich noch häufiger das Zugeständnis „an golde oder pfeningen als ein guldin geltet“.⁵⁴ Letzteres scheint im 15. Jahrhundert auch in Freiburg üblich geworden zu sein. Im Jahre 1450 versuchte der Basler Gläubiger Hans Sürilin mit Rückendeckung des Basler Rats in zwei Schreiben die Zinszahlung in Gold durchzusetzen; ob er damit Erfolg hatte, erfahren wir nicht.⁵⁵ In einem undatierten Schreiben aus dem 15. Jahrhundert muß der Straßburger Hans Meiger nicht nur Rheinische Gulden statt der wertvolleren Florentiner Gulden zugestehen, sondern auch noch die Zahlung in Silberwährung „oder aber sovil geltes als dovur geburt“.⁵⁶

Wenn die Stadt aber zudem noch versuchte, die vereinbarte Guldenzahlung zu einem schlechten Kurs in Silbergeld zu zahlen, dann rief das den wütenden Protest des Gläubigers hervor. 1427 mußte der Basler Heinrich Schlierbach die Vermittlung seines Rats einschalten, damit die Freiburger ihm auch 1 lb. 2 s. zahlten, wie es in den Münzverträgen vereinbart worden war, anstatt lediglich 1 lb. 1 s.⁵⁷

Welche Folgen die Währungsveränderungen im 15. Jahrhundert für die Freiburger Stadtverschuldung hatten, wird erst in einem undatierten Schreiben deutlich, das um 1455 entstanden sein dürfte, und an einen ungenannten Erzherzog von Österreich, vermutlich Albrecht, gerichtet ist.⁵⁸ Darin beschwört ihn Freiburg, bei den geltenden Münzvereinbarungen zu bleiben und auf die geplante eigene Münze zu verzichten. Ursprünglich seien 20 Plapperte⁵⁹ für einen Gulden gerechnet worden, doch nun müsse man bereits 26 für einen Gulden geben, und es sei zu befürchten, daß der

Guldenkurs noch höher steigen werde. Dann wird dargelegt, daß

„welcher zu denselben zeiten tausend Gulden auffgenommen hat zu zeinsen, das derselb yetzund by XIII c Guldin geben muß wil er ablösen, der Verlust ist mergelich. Der so hundert Guldin gezeinset hat, muß yetz fünffundzwaintzig und hundert geben. Nun ist war, unsern gnodigen Herren, den Fürsten, Herren und Stetten vallend ir Nutzung vohl in [. . .] Pfennigen, si müssent aber bey Guldin aushingeben. Davon erwachsset der obgeschriben Verlust. Der werbend Man mag sein Hanttierung und Gewerb nit vollenbringen, angesehen das der zureysenden Müntzen so vil ist, das er Gold nit überkomen mag. . . . So aber der werbent Man muss Gold haben sein Gewerb (zu) triben, muß er dasselb so hoch und tewr nemen, das der gemain Man, der söllich Pfennwert von im haben und nemen muß, schwaerlich des entgelten wirt. Der arm Pawman der anders nit dann Korn und Wein hat, der mag aus dem Seinen nüt bringen, darum das der Gulden so hoch stet“.

Der Quellenauszug berührt ein Grundproblem Freiburger Finanzpolitik. Der Anstieg des Guldenkurses gegenüber Plappert und Pfennig um 30 % erfordert bei der Ablösung der auf Gulden lautenden Kredite in laufender Silberwährung einen entsprechenden Mehraufwand von 30 %. Gulden waren aufgrund ihres steigenden Kurses knapp geworden; außerdem erfolgten die städtischen Einnahmen überwiegend in Pfennigen und Plapperten. Um dafür Gulden zu erhalten, mußte aber die Stadt erhebliche Mehrkosten in Kauf nehmen. So ist es verständlich, daß Freiburg wenig Neigung zeigte, diese Kredite abzulösen.

Noch schwieriger war die Lage bei den auf Mark Silber lautenden Kreditverträgen. Die Mark Feinsilber wurde 1377 zu 732 d. ausgeprägt; im Jahre 1425 wurden bereits 30,6 % mehr Pfennige ausgemünzt, und im Jahre 1480, als nunmehr 1171 d. ausgeprägt wurden, erreichte die Geldentwertung bereits 59,97 %.⁶⁰ Unter diesen Umständen mußte die Ablösung der auf Mark Silber lautenden Verträge in einem finanziellen Fiasko enden. Die Bezahlung in Gulden war nicht nur wegen des hohen Guldenkurses wenig sinnvoll, auch das Wertverhältnis zwischen Mark Silber und Gulden hatte sich durch das Ansteigen des Silberpreises im 15. Jahrhundert zuungunsten des Gulden verschoben.

Die Stadt versuchte nunmehr zwei Lösungswege. Zuerst begann man ab 1424 immer häufiger neue Kreditaufnahmen in Mischwährung abzuschließen: das Kapital wurde in Gulden gerechnet, während die Zinszahlungen in Pfundwährung erfolgen sollten.⁶¹ Ab 1436 wurden diese Verträge wieder seltener, denn die Gläubiger scheinen aus naheliegenden Gründen die Guldenwährung vorgezogen zu haben. Der zweite Vorstoß erfolgte erst gegen Ende des Jahrhunderts und kann nur noch angedeutet werden.⁶² Gestützt auf ein königliches Privileg Maximilians und abgesichert durch Rechtsgutachten, legte Freiburg fest, daß die auf Mark Silber lautenden Verträge „mit lauffiger gennger münß“ gelöst würden. Dabei zahlte die Stadt aber nicht den gültigen Gegenwert von über 4 lb. pro Mark Silber, sondern sie legte einen Wert von nur 3 lb. zugrunde. Das war exakt der Wert gewesen, wie er am Ende des 14. Jahrhunderts in Schuldverträgen vereinbart wurde. Für den Gläubiger bedeutete das einen Verlust von 25 %, doch die bisherige lange Zinszahlung mag ihn für diesen Verlust etwas entschädigt haben. Die Stadt aber nutzte die Gelegenheit, in den Jahren

ab 1490 die alten auf Mark Silber lautenden Verträge zu diesem günstigen Kurs abzulösen und die städtische Schuldenlast erheblich zu verringern. Damit hatte Freiburg die härtesten Jahre seiner Finanzpolitik hinter sich gebracht.

Anhang

Jährliche Kreditaufnahmen 1365–1387

Jahr	Anzahl	Kapital in Mark Silber	lb.	fl.	Gesamtbetrag in fl. rh.	Ø Kredit- aufnahme
1365	8	1480	200	—	8500	1062
1366	1	35			192	192
1367	2	—	60	2000	2108	1054
1368	9	—		4000	4000	444
1369	13	1017	60	3796	9497	730
um 1370	25	2047	1903	31 660	46 348	1853
1370	4	280	—	1000	2540	635
1371	7	305	284	1486	3676	525
1372	4	250		200	1575	393
1373	7	60	785	1975	3786	540
1374	10	150	660	1965	4056	405
1375	5	—	176	5232	5562	1112
1376	7	30		2420	2591	370
1377	3	610	—	330	3813	1271
1378	4	120	—	9238	9923	2480
1381	2	137,25		—	783	391
1382	2	200			1142	571
1383	2	—		1200	1200	600
1386	2	45		405	675	337
1387	3	100		1020	1620	540

In dieser Übersicht sind die beiden Kredite des Grafen von Freiburg über 4575 M.S. (um 1370) und 1950 M.S. (1375) nicht berücksichtigt. Sie würden die Gesamtbeträge auf 75 510 fl. bzw. 16 696 fl. erhöhen.

Anmerkungen

Besonderer Dank gilt meinem Schüler Marcus Mau aus der Klasse II a des Kant Gymnasiums Weil/Rh., der die Graphiken auf dem Computer anfertigte.

- ¹ Zum Herrschaftswechsel vergleiche immer noch die materialreiche Darstellung bei H. SCHREIBER, Geschichte der Stadt und Universität Freiburg im Breisgau, 4 Bde. Freiburg 1857-60, hier Bd. II S. 190 ff; ferner W. LEISER, „Sie dienen auch jetzt noch, aber fremden Göttern.“ Der Freiburger Herrschaftswchsel 1368. (= Veröffentlichungen des Alem. Instituts 25) 1968.
- ² S. RIEZLER, Geschichte des fürstlichen Hauses Fürstenberg, 1883, S. 161. Er bringt in seinem Buch auch einen heute noch brauchbaren Abriß über die Geschichte der Grafen von Freiburg, die mit den Fürstenberg gleicher Abstammung waren.
- ³ Vgl. LEISER (wie Anm. 1) S. 19. Daneben bezogen die Grafen noch den Kirchensatz des Münsters und die Judensteuer.
- ⁴ Vgl. hierzu die Arbeiten von N. OHLER, Freiburg i. Br. im 16. und 17. Jahrhundert. Kreditaufnahme und Geldanlage der Stadt, in: H. FENSKE u. a. (Hg.), Historia Integra. FS für E. Hassinger zum 70. Geburtstag, 1977, S. 155-171; DERS., Zum Haushalt der Stadt Freiburg i. Br. im 16. und 17. Jahrhundert, in: ZBreisGV 94/95 (1976/77) S. 253-289; DERS., Strukturen des Finanzhaushalts der Stadt Freiburg i. Br. in der frühen Neuzeit, in: ZGO 125 (1977) S. 97-140.
- ⁵ StadtAF, B 2 Nr. 4. Seinem Charakter als Kopialbuch entsprechend, enthält es neben den Kreditverträgen noch zahlreiche Ratsbeschlüsse, Notizen, Verträge etc.
- ⁶ StadtAF, E 1 A IV i Zinsausgabebücher: Nr. 1 (1384), Nr. 2 (1438), Nr. 3 (1445), Nr. 4 (1479), Nr. 5 (1480-1544).
- ⁷ So die Bemerkung „ze lipdinge“, „ze lipdinge ir leben“ (= Leibrente). Ebenso wurde die Zinszahlung direkt mit der Steuerzahlung (Gewerft) verrechnet: „daran sint im gerihet VI mr. an sin gewerfft“. Auch die Auszahlung an andere Empfänger (Erben oder Begünstigte) wurde vermerkt.
- ⁸ So die Kreditaufnahme von Peter Murdisen über 5 1/2 M.S. Zins und 82 1/2 M.S. Kapital am 20. Januar 1380. Die Urkunde war als Einband für das Gantbuch 1504-1550 verwendet worden und kam erst in neuerer Zeit in den Urkundenbestand. Ebenso 25 fl. Zins und 500 fl. Kapital von Frau Verena v. Eptingen aus Basel (16. April 1403). Diesmal als Umschlag für das Rechnungsbuch der Talvogtei 1484-1521 verwendet.
- ⁹ StadtAF, A 1 VII f Gemeindevermögen.
- ¹⁰ StadtAF, Zinsbuch Nr. 2 (wie Anm. 6).
- ¹¹ Im Zahlungsverkehr des 14. Jahrhunderts in Freiburg war der Pfennig (d.), eine Silbermünze, das einzige gängige Zahlungsmittel. Bei größeren Beträgen benutzte man zur besseren Übersicht die Rechnungseinheiten Schilling (= 12 d.) und Pfund (lb.) (= 20 s. bzw. 240 d.). Große Beträge wurden in ungemünztem Silber in Barrenform bezahlt. Übliches Maß war die Mark Silber (M.S.), die im Breisgau 234,3 gr. betrug. Seit der Mitte des 14. Jahrhunderts kam als weiteres Zahlungsmittel der Goldgulden auf; zuerst der Florentiner Gulden, dann aber bald im Oberrheingebiet der Rheinische Gulden (Alle folgenden Guldenangaben erfolgen in meiner Untersuchung in Rh. Gulden). Vgl. immer noch A. HANAUER, Etudes économiques sur l'Alsace ancienne et moderne. Bd. 1: les monnaies; Bd. 2: Denrées et salaires, Paris-Strasbourg 1876/78. K. SCHULZ, Handwerksgehlen und Lohnarbeiter. Untersuchungen zur oberrheinischen und oberdeutschen Stadtgeschichte des 14. bis 17. Jahrhunderts, 1985, vor allem S. 317-325. Für meine Umrechnungen von M.S. in fl. benutzte ich die Angaben bei HANAUER I S. 465 ff. Danach entsprach 1 M.S.

im Jahre 1370	5 1/2 fl.
1373	5 5/7 fl.
1383	6 fl.
1387	6 fl.
1399	6 1/8 fl.
1403	6 1/4 fl.
1425	6 3/4 fl. in Wirklichkeit statt 7 1/4 fl.
1433	7 fl.
1470	7 1/4 fl.
1480	7 1/2 f.
1498	8 fl. in Wirklichkeit statt 8 1/4 fl.

Dabei handelt es sich um die offiziellen Tarife der Münzverträge, die im täglichen Verkehr oft über- oder unterschritten wurden.

- ^{11a} Die vor 1365 aufgenommenen städtischen Schulden bleiben in unserer Untersuchung unberücksichtigt. Im Urkundenbestand (wie Anm. 9) und noch mehr im Zinsausgabebuch Nr. 1 (1384) ist eine größere Anzahl von Zahlungsempfängern verzeichnet, deren Anleihen vermutlich vor 1365 gelegen haben. Daher muß bereits eine nicht unbeachtliche Verschuldung bestanden haben. Ihre Größenordnung abzuschätzen, ist schwierig, weil nur die ausgezahlten Zinsbeträge des jeweiligen Zahlungstermins genannt werden.
- ¹² Abtretungsurkunde vom 30. März 1368 in: Urkunden zur Geschichte der Grafen von Freiburg, hg. v. J. DAMBACHER, in: ZGO 9—13, 16—21; hier ZGO 16 (1864) S. 354 f. RIEZLER (wie Anm. 2) S. 162. Die weiteren Urkunden bei H. SCHREIBER, Urkundenbuch der Stadt Freiburg im Breisgau. Band II/1, Freiburg 1828—29, S. 495—539.
- ¹³ StadtAF, A 1 III b, Kopialbuch A, S. 15—17. Die Schuldurkunde ist unvollständig und ohne Besiegelungsvermerk eingetragen, weil sie vermutlich nie Rechtskraft erlangt hatte, denn sie wurde in mehrere Zinsbriefe gesplittet. Es ist auch immer vom Plural „Zinsbriefe“ die Rede.
- ¹⁴ Vgl. T. SCOTT, Die Territorialpolitik der Stadt Freiburg im Breisgau im ausgehenden Mittelalter. in: ZBreisGV 102 (1983) S. 7—24, hier S. 10 und S. 22 Anm. 4. Eigentlich betrug der Zuschuß nur 30 000 fl., nämlich die Höhe der Auslösesumme. Die zusätzlichen 2000 fl. waren der Jahreszins ($6\frac{2}{3}\%$) und wurden wohl zur Kreditsumme geschlagen.
- ¹⁵ Der Ablauf der Transaktion ist ausführlich bei SCHREIBER (wie Anm. 1) s. 191—192 dargestellt. Dabei spielte der Basler Bürger Johann von Wallpach als Finanzier der Herzöge von Österreich eine zentrale Rolle. Seit 1351 stehen die Wallpach in enger finanzieller Verbindung mit den Habsburgern bei deren Erwerbspolitik in den Vorderen Landen. Er erhielt dabei zahlreiche Lehen und Pfandschaften im Elsaß, sowie Schloß und Herrschaft Rheinfelden auf Lebenszeit. Vgl. P. KOELNER, Die Zunft zum Schlüssel in Basel, 1953, S. 32—37.
- ¹⁶ Vgl. SCOTT (wie Anm. 14) S. 22 Anm. 4.
- ¹⁷ Am 24. Juli 1368 ersuchten die Freiburger den Basler Rat, für eine Geldverbindlichkeit gegenüber Kunz Sevogel einzustehen und versprachen für die Bürgschaft Schadloshaltung, weil sie auf Badenweiler liegende alte Zinsen ablösen mußten. Urkundenbuch der Stadt Basel, Bd. 4 Nr. 325, S. 302. Kaufbrief für Badenweiler bei SCHREIBER, Urkundenbuch (wie Anm. 12) II/1 S. 529 f. 18. Dez. 1368: Quittung über Teilsumme 12 005 fl. und 4 s. StadtAF, A 1 III b. Urkunde über den Restkredit am 25. März 1371 bei SCHREIBER, Urkundenbuch (wie Anm. 12) II/2 S. 10—11.
- ¹⁸ H. FLAMM, Skizze einer Geschichte der Anleihepolitik der Stadt Freiburg i. Br. bis zum Ausgang des Mittelalters — 1500 —. Handschr. Ms., 1 Fasz., S. 1—35, 1a—10a; StadtAF, B1 Nr. 255.
- ¹⁹ FLAMM (wie Anm. 18) S. 4 a rechnet alle Beträge in Mark Silber um, dabei setzt er 1387 für 1 M.S. 6,5 fl. an, was lt. Anm. 11 zu hoch ist.
- ²⁰ StadtAF B 2 Nr. 4, Kopialbuch C S. 53 ff. für Heinrich, Ulrich und Rudolf Harzer aus Konstanz.
- ²¹ FLAMM (wie Anm. 18) p. 4 a: Jahr 1378: Leibgeding über 650 fl. Kapital (Kopialbuch C, 104). Jahr 1381: Zins von 4,5 M.S. und $56\frac{1}{4}$ M.S. Kapital (Kopialbuch C, 113). Ebenso führt Flamm im Jahre 1372 einen Kredit von 250 M.S. auf. Dabei handelt es sich nicht um eine Neuaufnahme, sondern um den Weiterverkauf eines bereits laufenden Kredits, dem die Stadt zustimmen mußte.
- ²² 1369 verspricht es Johann Merswin von Straßburg den Freiburger Boten Heinrich Brechter, Johann Tanheim und dem Stadtschreiber Johann von Gloter (Kopialbuch C, 3). Burkhard von Finstingen, Herr zu Schöneck, aus lothringischem Dynastengeschlecht, erscheint neben Graf Eginio als Empfänger des großen Zinsbriefs über 880 M.S. und 13 200 M.S. Kapital. Zu seiner Person vgl. DAMBACHER (wie Anm. 12) ZGO 16 (1864) S. 347; sein Verwandtschaftsverhältnis zu Graf Eginio S. 359. Am 30. März 1368 bewilligt er seinem Verwandten Eginio von Freiburg die freie Verfügung über den Zins von 880 M.S., den sie gemeinsam von der Stadt erkauft haben. DAMBACHER (wie Anm. 12) ZGO 16 (1864) S. 345—348. Am 17. April gleichen Jahres berichtet er den Freiburgern, daß er mit den Verordnungen Eginos betr. des Zinses einverstanden sei. StadtAF A 1 III b.
- ²³ Kopialbuch C (wie Anm. 5), 79—81: 17. März 1375: Graf Eginos zweiter Brief über 130 M.S. Zins und 1950 M.S. Kapital (Zinssatz $6\frac{2}{3}\%$).
- ²⁴ Die Abwicklung des Kredits, den die Freiburger an Graf Eginio bezahlen mußten, kann an dieser Stelle nicht weiter verfolgt werden. Das wäre Thema für eine eigene Untersuchung. Die vorhandenen Quel-

len lassen erkennen, daß er Teile seines Zinsanspruchs an seine Gläubiger weiterverkaufte, so daß Freiburg direkt an dessen Gläubiger zu zahlen hatte.

- ²⁵ Vgl. Anm. II.
- ²⁶ Vgl. W. SCHULZE, Die Freiburger Ratsänderung 1388—1392, in: ZBreisGV 104 (1985) S. 57—75.
- ²⁷ Vgl. SCHULZE (wie Anm. 26) S. 69—70. Art und Anlage des Weinungeldregisters 1390/91 habe ich in meiner Staatsexamensarbeit näher untersucht. Siehe W. SCHULZE, Die Vermögensverhältnisse der zünftigen Oberschicht in Freiburg i. Br. am Ende des 14. und Beginn des 15. Jahrhunderts. Zu lassungsarbeit zur wiss. Staatsprüfung für das Lehramt an Höheren Schulen, Juni 1973 (MS im StadtAF), hier S. 25—35. Zu jener Zeit fand auch eine der seltenen Schuldablösungen statt. Am 29. 9. 1388 kaufte der Rat von den 200 lb. Zins und 1000 M.S. Kapital des Grafen Konrad von Tübingen einen Teilzins (10 lb. Zins und 50 M.S. Kapital) wieder zurück, den dieser ans Kloster St. Agnes in Freiburg verkauft hatte. „ . . . und wart den von Friburg so vil gütes von Graf Cünraten an der obge nannten losung der 1000 marcken abgerechnet und ist ouch in das reht zinsbuch geschriben“. StadtAF, A 1 XIV Fürsten und Herren: Grafen von Tübingen.
- ²⁸ Vgl. E. ISENMANN, Die deutsche Stadt im Spätmittelalter 1250—1500, 1988, vor allem S. 383—386 und die dort genannte Literatur. Zu den Basler Verhältnissen G. SCHÖNBERG, Finanzverhältnisse der Stadt Basel im 14. und 15. Jahrhundert, 1910, bes. S. 92 über das Verhältnis zwischen Wiederkaufs und Leibrenten. Wichtig ist die neuere Arbeit von H.-J. GILOMEN, Die städtische Schuld Berns und der Basler Rentenmarkt, in: Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde 82 (1982) S. 5—64.
- ²⁹ Zur Leibrente vgl. W. OGRIS, Der mittelalterliche Leibrentenvertrag. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Privatrechts. (= Wiener rechtsgeschichtliche Arbeiten 6) 1961; ISENMANN (wie Anm. 28) S. 385. B. KUSKE, Die Entstehung der Kreditwirtschaft und des Kapitalverkehrs, in: Die Kreditwirtschaft. Erster Teil (Kieler Vorträge 1), 1927, S. 1—79; bes. S. 24—27, sowie S. 47 f.
- ³⁰ Zinsbuch Nr. 5 (1480—1544) (wie Anm. 6), Zahlungstermin „sungihten“.
- ³¹ Auf 2 Leben: 7 Leibgedinge, auf 3 Leben: 2 Leibged., auf 4 Leben: 1 Leibgeding. Clara, die Witwe des Basler Stadtschreibers Werner von Birchidorf, kaufte ein Leibgeding von 10 lb Zins jährlich, das auch die Lebenszeit ihrer 3 Söhne Burkli, Werli und Gunther umfassen sollte (aufgenommen 1374), StadtAF, B 2 Nr. 4 Kopialbuch C, 73 f.
- ³² Vgl. KUSKE (wie Anm. 29) S. 61.
- ³³ Dem Kürschner Walther von Staufen und seiner Ehefrau wird auf Lebenszeit Steuer und Gewerft erlassen. StadtAF, Kopialbuch C, 17 (wie Anm. 5). Beim Leibgeding der Sluchin, Bertholds Sluchen Witwe, soll sie „dehein stüre noch gewerff noch pfund zoll noch wochen zoll nit geben . . .“; ebendort, 85. Dabei fällt auf, daß diese Vergünstigungen nur für Leibgedinge in Pfund-Zahlung zugestanden wurde. Vielleicht lag der Grund in der starken Pfennigentwertung 1375—1386, die durch den Bonus der Steuerbefreiung ausgeglichen werden sollte.
- ³⁴ GILOMEN (wie Anm. 28) S. 17. Vgl. auch die Einschätzung des Freiburger Kreditwesens durch CL. BAUER, Freiburgs Wirtschaft im Mittelalter, in: Freiburg im Mittelalter, 1970, S. 50—76, hier S. 74 f.
- ³⁵ Als Beispiel für viele ähnliche Bestimmungen können wir die Vereinbarungen im Leibgedingvertrag Billungs zem Engel aus Basel (2. Sept. 1367) ansehen. StadtAF, Kopialbuch C (wie Anm. 5), p. 16 f.
- ³⁶ Vgl. die Basler Beispiele bei SCHÖNBERG (wie Anm. 28) S. 103 Anm. 2.
- ³⁷ HANAUER I (wie Anm. II) S. 358. H. FLAMM, Der wirtschaftliche Niedergang Freiburgs i. Br. und die Lage des städtischen Grundeigentums im 14. und 15. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Geschichte der geschlossenen Stadtwirtschaft. (= Volkswirtschaftliche Abhandlungen an bad. Hochschulen VIII. Bd. 3. Ergbd.) 1905, S. 152.
- ³⁸ StadtAF, A 1 VII f: Rente des Hans Hirtli aus Neuenburg, ermäßigt am 7. April 1401 von 26 fl. auf 20 fl. unbeschadet des Hauptguts. Die heiden anderen Beispiele aus dem Urkundenbestand, in denen vertraglich eine Zinsreduktion vereinbart wurde, stammen aus den Jahren 1410 und 1452.
- ³⁹ Alle genannten Beispiele stammen aus dem Zinsbuch Nr. 3 aus dem Jahre 1445 (wie Anm. 6). Die Erläuterungen sind im Zinsbuch Nr. 5 verzeichnet.
- ⁴⁰ Juden und Kawerschen betrieben in der Regel kurzfristige Kreditgeschäfte bzw. Pfandgeschäfte. Die Zinssätze wurden für 1 Woche oder einen Monat berechnet und konnten bis 70 % erreichen. ISENMANN (wie Anm. 28) S. 382; KUSKE (wie Anm. 29) S. 18. Freiburg hatte sich in seiner Anleihepolitik deutlich für langfristige Kredite in der Form des Rentenkaufs entschieden. Über die Kreditgeschäfte der Kawerschen (Cahorsini, Kaufleute aus dem südfrenz. Cahors) und Lombarden im Gebiet

der benachbarten Schweiz siehe die materialreiche Arbeit von J. J. AMIET, Die französischen und lombardischen Geldwucherer des Mittelalters, namentlich in der Schweiz, in: Jahrbuch für Schweizerische Geschichte 2 (1877) S. 141–327. — Einige knappe Bemerkungen zu Freiburg finden sich bei BAUER (wie Anm. 34) S. 68–69.

- ⁴¹ Vgl. hierzu GILOMEN (wie Anm. 28) S. 50–53, der die Bedeutung Basels als zentraler oberrheinischer Rentenmarkt hervorhebt.
- ⁴² Zur Familie Billung, die am 2. Sept. 1367 ein Leibgeding von 200 fl. bei 2000 fl. Kapital aufnahm (vgl. Anm. 35): Otman Billung von Oltingen, Watmann (= Tuchhändler), † 1367 auf dem gegen den Grafen von Freiburg bei Endingen. Seine Witwe hatte nicht nur in Freiburg, sondern auch in Bern erhebliche Gelder als Leibgedinge angelegt. GILOMEN (wie Anm. 28) S. 7 Anm. 10. Ein anderer Otman Billung, ebenfalls Watmann, 1391 Sechser der Basler Schlüsselzunft, zählt 1401 zu den 12 reichsten Baslern mit Vermögen von 10 000 fl. und darüber. Vgl. KOELNER (wie Anm. 15) S. 35, 187.
- ⁴³ Herzog Albrecht sperrte anfangs 1446 alle Zinse, die Freiburg nach Basel zahlen mußte, und ließ sie beschlagnahmen. In einer Urkunde vom 29. Januar 1446 werden alle Zinsbeträge und deren Empfänger in Basel aufgezählt. Zusammen mit einem kurzen Nachtrag mit dem gl. Datum standen den 32 Empfängern bereits fällige Zinsbeträge von 51 M.S., 1651 fl. und 14 lb. Fr. W. (= 2032 fl.) zu. StadtAF A 1 IV a.
- ⁴⁴ Über die distanzierte Haltung der Straßburger und die berühmte abschätzige Bemerkung ihres Chronisten Matthias von Neuenburg über den Freiburger Herrschaftswchsel vgl. LEISER (wie Anm. 1) S. 18–20.
- ⁴⁵ Kopialbuch C (wie Anm. 5) p. 2, wo 8 Personen mit einem Gesamtbetrag von 3700 fl. zu 10 % Zins aufgelistet sind.
- ⁴⁶ StadtAF A 1 VII b (1443?) Heft C (ca. 1449) fol. 1r.
- ⁴⁷ Zinsbuch Nr. 3 (1445) (wie Anm. 6): Gesamtbetrag an inneren und äußeren Zinsen 9849 fl., wobei der Anteil der äußeren Zinsen 44,8 % ausmachte.
- ⁴⁸ Die zahlreichen Mahnungen wegen ausstehender Zinsen und um Erfüllung der Geiselschaft gingen nicht nur auf die Sperre Herzog Albrechts zurück, denn bereits 1449 war es zum endgültigen Friedensschluß gekommen. Die Klagen wegen „versessener“ Zinsen dauern bis 1456 fort. In diesem Jahr versuchte Hans Eschli, Vogt zu Homburg, sich an einem Freiburger Bürger wegen seiner Zinsförderung an die Stadt Freiburg schadlos zu halten, wie er dies bereits 1449 an drei Freiburgern zu Aarau getan hatte. Sie waren auf seine Veranlassung festgenommen und erst auf Verwendung des Herzogs wieder freigelassen worden. Schreiben vom 5. März und 19. Mai 1456 (StadtAF A 1 VII f).
- ⁴⁹ Vgl. SCHREIBER, Geschichte (wie Anm. 1) S. 220 f.
- ⁵⁰ Vgl. FLAMM, Niedergang (wie Anm. 37) und neuerdings umfassend T. SCOTT, Freiburg and the Breisgau. Town-Country Relations in the Age of Reformation and Peasants' War, Oxford 1986.
- ⁵¹ Der Feingehalt des Pfennigs erlitt nach den Angaben bei HANAUER I S. 371 ff. und SCHULZ (wie Anm. II) S. 320 (Tabelle) folgenden Rückgang:

Jahr	Feingehalt in gr.	Verringerung des Feingehalts in %	Ausmünzung pro 1 M.S.
1377	0,32	= 100 %	732 d.
1399–1403	0,232	= 72,5 %	1009 d.
1403–1416	0,283	= 88,43 %	828 d.
1425–1433	0,245	= 76,56 %	956 d.
1478–1480	0,21	= 65,62 %	1115 d.
1480	0,20	= 62,5 %	1171 d.
1498	0,168	= 52,5 %	1394 d.

- ⁵² Nach B. HARMS, Die Steuern und Anleihen im öffentlichen Haushalt der Stadt Basel 1361–1500. Ein Beitrag zur mittelalterlichen Finanzstatistik, in: Zs. für die gesamte Staatswissenschaft 63 (1907) S. 627–681, Tabelle S. 637, verringerte sich der Feingehalt des Goldguldens in folgendem Umfang:

1370—83	3,396 gr.	= 100 %
1389—05	3,322	= 97,82 %
1406—09	3,041	= 89,54 %
1409—16	3,248	= 95,64 %
1417—19	2,953	= 86,95 %
1420—24	2,865	= 84,36 %
1425—54	2,777	= 81,77 %
1478—89	2,647	= 77,94 %
1490—98	2,527	= 74,41 %

- ⁵³ So im Zinsbrief für das Kartäuserkloster 1402: 65 fl. Zins in „güter genger und gerehter an golde und swoer genüg an gewichte“, Kopiaibuch C (wie Anm. 5) p. 123. Ebenso die ausdrücklichen Vermerke im Zinsbuch Nr. 2 (wie Anm. 6) fol. 52v, 54r. Es fällt auf, daß die Zahlungen nach Basel überwiegend in Gulden vereinbart wurden.
- ⁵⁴ Zinsbuch Nr. 2 (wie Anm. 6) fol. 4r, 4v, 43r, 58v. 1368 war im großen Zinsbrief für Graf Egino von Freiburg und Burkhard von Finstingen vereinbart worden, daß die Zahlung der Zinsen in Silber (Mark Silber) erfolgen solle „oder ob wir des nit hettend mit guldin oder mit pfenningen als denne der wehsel und die werung ze Friburg oder ze Strazburg an der münzte gat“.
- ⁵⁵ StadtAF A 1 VII f. 2 Schreiben vom 23. Febr. und 14. März 1450.
- ⁵⁶ StadtAF, A 1 VII f.
- ⁵⁷ StadtAF, A 1 VII f: 18. Nov. 1427.
- ⁵⁸ Als Auszug gedruckt bei SCHREIBER, Geschichte (wie Anm. 1), Anhang Münzwesen S. 366—367. Die Quelle ist aber im StadtAF nicht mehr auffindbar und wurde als Abschrift in Schreibers Nachlaß überliefert.
- ⁵⁹ Seit 1425 geprägte Silbermünze; 1 Plappert entsprach 6 Rappenpfenningen. Vgl. HANAUER I (wie Anm. II) S. 406.
- ⁶⁰ Vgl. Anm. 51 Tabelle über den Feingehalt des Pfennigs. Die Prozentangabe bezieht sich hier nicht auf den Rückgang des Feingehalts, sondern auf die wirkliche Ausmünzung.
- ⁶¹ Das läßt sich sehr gut in der Tabelle „uffgenomen“ 1435 sehen; vgl. Kap. I. Ebenso im Anhang zu FLAMM (wie Anm. 18) S. 6 a und die entsprechenden Urkunden im Urkundenbestand VII f.
- ⁶² Flamms Ausführungen zu den Ablösungsgesetzen bedürften dringend der Korrektur. FLAMM, Niedergang (wie Anm. 37) S. 155—156.

Die Scharfrichterfamilie Burkhard von Endingen

Von
KARL KURRUS

Einleitung

Das Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland brachte erstmals für den deutschen Rechtsraum die Abschaffung der Todesstrafe. Gleichzeitig wurde damit einem ganzen Berufsstand ein Ende gesetzt: dem Beruf des Scharfrichters.

Der Beruf des Scharfrichters ist alt: Scharfrichter, die im süddeutschen Raum auch häufig als „Nachrichter“ bezeichnet wurden, treten bereits im 13. Jahrhundert auf. Genauere Informationen über ihr Wirken, ihre Aufgabenbereiche und ihre besondere gesellschaftliche Stellung sind zwar erst aus späterer Zeit überliefert, stehen dann aber, wie etwa die Standardwerke von H. Schuhmann und J. Glenzdorf/S. Treichel¹ zeigen, reichlich zur Verfügung. Obwohl auch für die Ausübung des Scharfrichteramtes in der Regel der Nachweis der beruflichen Eignung erbracht werden mußte — auch der häufig verwendete Titel „Meister“ weist darauf hin —, blieb den Scharfrichtern der Anspruch auf Ebenbürtigkeit mit anderen Berufen lange versagt, sie waren „zunftunfähig“. Ihre „unehrliche“ Stellung beruht natürlich zunächst auf ihrer Furcht und Schrecken einflößenden Tätigkeit im blutigen Strafvollzug, dann aber auch auf den als „schimpflich“ geltenden Aufgaben, die sie zusätzlich auszuüben hatten: Sie amtierten als Abdecker und Wasenmeister, hatten die Abtritte zu reinigen, Aussätzigte aus der Stadt zu verweisen, die Aufsicht über Prostituierte zu führen. So blieb prinzipiell „ehrbaren“ Bürgern der freund- und nachbarschaftliche Umgang mit Scharfrichtern und ihren Familien verboten: familiäre Verbindungen waren gänzlich ausgeschlossen. Söhne und Töchter von Scharfrichterfamilien waren deshalb gezwungen, wieder in Familien von Scharfrichtern einzuheiraten. Aus dieser Praxis ergab sich eine erstaunliche genealogische und regionale Kontinuität einiger weniger Scharfrichterfamilien. Andererseits ist aber ebenso eine weiträumige Mobilität zu beobachten durch den Zwang, Kinder unbedingt in Scharfrichterfamilien unterbringen zu müssen und den Söhnen — der Älteste übernahm in der Regel das Amt des Vaters — andernorts ein Scharfrichteramt zu verschaffen.

Erst das 18. Jahrhundert brachte im Lichte der Aufklärung die Möglichkeit zur Rehabilitierung, zum gesellschaftlichen Aufstieg, unterstützt durch eine allmähliche Humanisierung des Strafrechts. Hatte Maria Theresia die Anwendung der Folter und den Vollzug der Hinrichtungs- und Verstümmelungsstrafen wenigstens schon verbindlich geregelt, um Auswüchsen zu begegnen, so wurden schließlich die „peinlichen Verhöre“ gänzlich untersagt, Körperstrafen und Hinrichtungen erheblich reduziert. Die Ächtung des Scharfrichters und seines Berufs wich allmählicher bürger-

licher Gleichstellung, eine Entwicklung, die auch für die hier vorgestellte Scharfrichterfamilie Burkhard zutrifft, die in Endingen — und in anderen Städten — nachweislich seit dem 16. Jahrhundert das Scharfrichteramt ausgeübt hat.

Scharfrichter Burkhard außerhalb Endingens

Die Tätigkeit von Mitgliedern der Familie Burkhard² im Scharfrichteramt scheint sich nicht auf die Stadt Endingen beschränkt zu haben. Es muß jedenfalls angenommen werden, daß Träger dieses Namens, die an anderen Orten als Scharfrichter begegnen, mit der Endinger Familie verwandschaftlich verbunden gewesen sind. Von etwa 1631 bis 1670 war der in Epfig im Unterelsaß geborene Christian Burkhard Scharfrichter in Straßburg. Sein gleichnamiger Sohn findet sich ab 1662 als Scharfrichter im elsässischen Mülhausen. Eine seiner Töchter, Anna Ursula, heiratete den Hans Michael Großholz, der, wohl nach dem Tod seines Schwiegervaters 1676, Scharfrichter und Kleemeister (Abdecker, Wasenmeister) in Straßburg wurde. Zahlreiche weitere Angehörige der Familie Großholz waren als Scharfrichter im Elsaß und in der Schweiz tätig; ein Werlin Großholz erscheint zu Anfang des 17. Jahrhunderts als Scharfrichter in der Wiehre zu Freiburg. Um 1711 ist dann wieder ein Burkhard Scharfrichter in Straßburg, Hans Michael, während ein gleichnamiges Mitglied der Familie um diese Zeit Scharfrichter in Lahr ist. Dessen Vater Jacob Burkhard hatte als Scharfrichter in Kippenheim und möglicherweise in Offenburg gewirkt; er selbst war in erster Ehe mit der Tochter eines elsässischen Scharfrichters verheiratet, Anna Maria Ittinger aus Weißenburg, in zweiter Ehe mit einer Angehörigen der in Tübingen, Reutlingen, Bretten, Münsingen und in anderen Städten auftretenden Scharfrichterfamilie Ostertag. Mit Hans Ostertag, Scharfrichter im elsässischen Brumath, war übrigens Agnes Burkhard seit 1638 in zweiter Ehe verheiratet, nachdem ihr erster Mann, der Scharfrichter Hans Stuntz in St. Gallen verstorben war, dessen Familie dort das Scharfrichteramt in mehreren Generationen innehatte. Mit Maria Eva Burkhard, die 1685 Hans Rudolf Volmar (Vollmer), Scharfrichter in Winterthur und Zürich, und mit Maria Elisabetha Burkhard, die 1793 den Wasenmeister Johannes Vollmer in Blaubeuren heiratete, haben zwei weibliche Mitglieder der Burkhard-Familie in eine Familie eingeheiratet, die seit etwa 1550 mehr als ein halbes Hundert Scharfrichter und Wasenmeister in der Schweiz, im Elsaß und in Schwaben gestellt hat.³

Die Scharfrichter Burkhard in Endingen

Spätestens seit dem 16. Jahrhundert sind Mitglieder der Familie Burkhard in Endingen ansässig: Simon Burkhard wird hier 1550 geboren, Johann Jacob Burkhard im Jahre 1586. Es gibt keine Belege dafür, daß sie das Scharfrichteramt innehatten. Es kann aber sehr wohl vermutet werden, da Johann Melchior Burkhard, der um 1630 das Licht der Welt erblickte, Scharfrichter in Endingen war. Da für viele Scharfrichterfamilien eine Kontinuität bis in das späte Mittelalter beobachtet werden kann, ist anzunehmen, daß auch die Burkhard nicht erst Mitte des 17. Jahrhunderts in das Scharfrichteramt gelangt sind, sondern bereits wesentlich früher. Die Stadt Endingen hatte 1470 die Hofgerichtsbarkeit von Martin v. Staufen, an den sie verpfändet war, ablösen und an sich bringen können. Die Übernahme der Blutgerichtsbarkeit be-



Abb. 1 Endinger Folterwerkzeuge: Halsgeige von 1689, Hand- und Daumenschraube, Halsfessel für den Pranger, Handfessel und Gewicht für die Halsgeige, Brandeisen, Wagscheit zum Schleifen und Vierteilen.

dingte die Einrichtung des Scharfrichteramtes, über das jedoch bis in die Neuzeit hinein keine Nachrichten überliefert sind. Aus der Zeit des Johann Melchior Burkhard stammt das Richtschwert, das 1650 angefertigt wurde und heute im Kaiserstühler Heimatmuseum in Endingen zu sehen ist. Es zeigt in kunstvollen Gravuren auf der einen Seite eine Hinrichtung mit dem Schwert, darüber das Bild des Gekreuzigten, auf der



Abb. 2 Endinger Richtschwert von 1650.

Gegenseite eine Hinrichtung am Galgen, darunter den Schriftzug: WER WAS FINT · EHE DAS VERLOREN · UNT KAUFF · ES [EHE ES] FEIL WIRT · DER STIRBT · EHE DA ER KHRANCKH WIRT.

1657 wird in Endingen Johann Jacob Burkhard geboren, der offenbar von Johann Melchior das Scharfrichteramt übernahm. Mit ihm, dem „ehrsamen und bescheidenen Meister“, schloß die Herrschaft Lichteneck einen Bestallungsvertrag als herrschaftlichem Scharfrichter ab, in dem auch die Gebühren festgehalten sind, die für die verschiedenen „Leistungen“ des Scharfrichters von der Herrschaft gezahlt wurden: So erhielt er für das Hinrichten mit dem Schwert oder durch den Strang 4 Gulden, ebensoviel für das Rädern, die doppelte Summe für Verbrennen eines toten oder lebenden Missetäters und für das anschließende Vergraben seiner Asche; war ein Selbstmörder unter dem Galgen zu verscharren, erhielt er von der Herrschaft 10 Gulden, oder, wenn der Entlebte begütert war, aus dessen Vermögen 20 Gulden; der Vollzug nicht so gravierender Strafen, wie das Ausschwingen mit Ruten oder das Einstellen in das Halseisen, wurde entsprechend geringer vergütet.⁴ Johannes Burkhard, am 14. März 1674 in Endingen geboren, folgte als „Carifer“, als Scharfrichter von Endingen dem Johann Jacob im Amt. Der Name Johannes kommt übrigens in Scharfrichterfamilien, wie es scheint, besonders häufig vor. Dies könnte mit einer besonderen Verehrung zusammenhängen, die diesem Heiligen, der enthauptet wurde, von ihnen entgegengebracht worden ist.



Abb. 3 Endinger Schandtafeln. (Photos: Karl Kurrus)

Von den im 18. Jahrhundert in Endingen nachzuweisenden Angehörigen der Familie Burkhard sind Georg Friedrich, geboren am 10. September 1712, und Franz Jacob, geboren am 27. Juli 1747 und verheiratet mit Barbara Seilnacht, im Scharfrichterdienst nicht nachzuweisen. In der Tat findet sich im Ratsprotokoll von 1755 ein Hinweis, daß vor und nach 1750 eine andere Familie das Scharfrichteramt innehatte: Damals entsprach der Rat der Bitte des Endinger Scharfrichters Christian Rain, „in Betracht seines hohen Alters und daher rührender Ohnvermögenheit“ seinem Sohn Philipp Rain den Scharfrichterdienst zu übertragen.⁵ Dieser ist dann in den Endinger Stadtrechnungen zwischen 1757/58 und 1774/75 mehrfach in seiner Tätigkeit als Stadtrichter nachweisbar.⁶ Die Scharfrichterfamilie Rain (Rein, Rhein) war insbesondere im Saarland tätig, ein Hans Michael Rein aber auch um 1730 im elsässischen Brumath.⁷ Erst mit Jacob Burkhard, der am 15. August 1770 in Endingen geboren wurde und mit Magdalena Biechele verheiratet war, hat wieder, wie sein Urenkel Karl berichtet, ein Mitglied der Burkhard-Familie als Scharfrichter seines Amtes gewaltet und Hinrichtungen mit dem Schwert durchgeführt. Martin Burkhard, am 16. November 1798 in Endingen geboren und dort am 8. November 1849 verstorben, war, in der Nachfolge des Jacob Burkhard, zum Scharfrichter bestellt, hat aber der Familientradition zufolge keine Hinrichtungen vollziehen müssen. Er war verheiratet mit Katharina Löffler und übte den Beruf des Tierarztes aus. Die Verbindung des Scharfrichteramtes mit einem Heilberuf, die auf den ersten Blick überrascht, war nicht selten. Angefochten von Ärzten, Badern und anderen Heilkundigen übten Scharfrichter bis in die Neuzeit diese unter Umständen sehr einträgliche Kunst aus; groß war zum Teil ihr Ansehen, nicht allein Kranke niederer Herkunft, sondern selbst Angehörige der höheren Stände holten sich beim Scharfrichter heilkundigen Rat. Von dessen Tätigkeit als Wasenmeister lag der Zugang zur Tiermedizin besonders nahe. Nicht selten wurden Scharfrichter bei Tierseuchen von den städtischen Behörden als Experten gehört. Übrigens war ein Martin Burkhard Bürger und Barbier in Endingen, der 1759 an den Rat den Antrag stellte, im Bürgerrecht verbleiben zu dürfen, obwohl er als Chirurgus in die Stürzelsche Herrschaft Buchheim wegziehen wollte.⁸

Das Scharfrichter- und Wasenmeisteramt ging 1862 an den Sohn Benjamin Burkhard über, der, am 27. August 1835 in Endingen geboren, dort am 25. März 1896 verstarb. Er war verheiratet mit Maria Magdalena Dörle, Tochter eines Landwirts in Herbolzheim. Der Zwang, innerhalb des engen sozialen Umfelds der Scharfrichterfamilien heiraten zu müssen, war längst durchbrochen. Der Scharfrichter genoß innerhalb der Gemeinde dasselbe Ansehen wie die „ehrbaren“ Bürger. Martin Burkhard beispielsweise hat das verantwortliche und ehrenvolle Amt eines Obmanns des St. Martinskirchenbaufonds bekleidet.⁹

Benjamin Burkhard war 1881 zum Scharfrichter für Südbaden bestellt worden. Diese Funktion übte er bis zu seinem Tod 1896 aus. Da er drei Töchter, aber keinen Sohn hatte, ging das Scharfrichteramt auf den Sohn seines Bruders, des Schmiedemeisters Wilhelm Burkhard (* 14. Juni 1837 Endingen, † 4. Januar 1900 Endingen) über. Wilhelm Burkhard mag seinem Bruder bei Hinrichtungen als Gehilfe zugeordnet gewesen sein. Belege für eine selbständige Scharfrichtertätigkeit — wie von Glenzdorf/Treichel angenommen — gibt es nicht.

Karl Burkhard, der Sohn des Schmiedemeisters, übte von 1897 bis 1935 das Amt



Martin Burkhard (1798 1849)



Benjamin Burkhard (1835 1896)



Karl Burkhard (1872 1945)



Wilhelm Burkhard (1906 1963)

des Scharfrichters für Südbaden aus. Am 20. Oktober 1872 in Endingen geboren, kam er dort am 13. März 1945 im 73. Lebensjahr durch einen Fliegerangriff ums Leben. Er war verheiratet mit Anna Gerber, die ebenfalls aus Endingen stammte. Der im Jahre 1900 geschlossenen Ehe entstammte eine Tochter, jedoch kein Sohn. Das Scharfrichteramt ging deshalb später auf den Sohn seines Bruders über.

Karl Burkhard war als Gerber in der Lederfabrik Loesch tätig, deren Inhaber ihm größten Arbeitsfleiß bescheinigte. Bürgermeister August Meyer bestätigte den guten Leumund, als sich Karl Burkhard am 5. März 1897 um die freigewordene Stelle des Scharfrichters bewarb. Das Gutachten des großherzoglichen Bezirksarztes, das eingeholt werden mußte, lautete: „Zu der Stelle eines Scharfrichters vereigenschaftet“. In seinem Bewerbungsschreiben betonte Karl Burkhard die Familientradition im Scharfrichteramt. Er schrieb: „Seit mehr als einem Jahrhundert hat die Burkhard'sche Linie den Dienst als Scharfrichter begleitet, welches mein Onkel, Groß-Vater und Ur-Großvater waren. Letzterer hat den Dienst noch mit dem Schwert vollzogen.“

Beim Tod seines Onkels Benjamin 1896 war Karl im Militärdienst; er konnte aus diesem Grunde mit dem Amt nicht betraut werden. Franz Hirtler, ebenfalls aus Endingen, wurde Scharfrichter. Er starb aber schon 1897, ohne eine Hinrichtung vollzogen zu haben. Der Antrag des Karl Burkhard für die Übertragung der nun wieder freigewordenen Stelle hatte Erfolg. Am 3. Juli 1897 wurde er in der Vollzugsanstalt Bruchsal in die Bedienung des Fallbeils eingewiesen; in Baden war 1856 die maschinelle Hinrichtung mit dem Fallbeil an die Stelle der Enthauptung mit dem Schwert getreten. Karl Burkhard wurden zunächst die Schwurgerichtsbezirke Offenburg, Freiburg und Konstanz zugewiesen. Seit 1921 war er auch für den Schwurgerichtsbezirk Waldshut zuständig und übernahm ein Jahr später das Scharfrichteramt für das Land Hessen. Mit seiner Tätigkeit verbunden war die Stellvertretung für alle weiteren badischen Schwurgerichtsbezirke bzw. der Dienst als Gehilfe bei den anderen Scharfrichtern.

Da bei dem Fliegerangriff vom März 1945, bei dem Karl Burkhard mit seiner Frau ums Leben kam, alle seine Unterlagen vernichtet worden sind, ist der Nachweis für die Einzelfälle seiner Scharfrichtertätigkeit nur lückenhaft zu führen. Es sind ca. 35 Todesurteile, die er vollstreckt hat. Allein in den ersten 10 Jahren seiner Tätigkeit sind von den großherzoglichen Gerichten 20 Todesurteile gefällt worden, von denen 12 im Gnadenwege zu „lebenslänglich“ umgewandelt, die übrigen 8 mit dem Fallbeil vollzogen worden sind. In Konstanz hat Karl Burkhard je eine Hinrichtung in den Jahren 1901 und 1908 ausgeführt, in Freiburg eine nicht näher bekannte Zahl, darunter am 30. Oktober 1924 die Hinrichtung des Doppelmörders Hundertpfund. In der Vollzugsanstalt Butzbach hat Karl Burkhard in den Jahren 1924 bis 1937 neun Hinrichtungen durchgeführt. Die vom 5. Februar 1937 war seine letzte.

Der Vorgang einer Hinrichtung sei am Beispiel der Enthauptung des Doppelmörders Karl Friedrich Hundertpfund aufgezeigt. Dieser hatte die Eheleute Köpfer, 62 und 54 Jahre alt, in ihrem Hause an der Straße Saig-Neustadt ermordet. Die Leichen hatte er in den Brandweiher geworfen, später verscharrt. Als Holzbildhauer wollte er im Hause Köpfer sein Handwerk betreiben; er gab an, die Köpfer seien weggezogen, nachdem er ihnen die Pacht im voraus in Schweizer Franken bezahlt habe. Viel zu spät kam der Verdacht auf, daß dies nicht stimmen könne. Der Mörder war inzwi-

schen in Metz zur Fremdenlegion gegangen, wurde aber auf Verlangen der deutschen Staatsanwaltschaft ausgeliefert. Am 18. Juli 1924 war Hundertpfund in der Hauptverhandlung geständig. Das Reichsgericht in Leipzig verwarf eine Revision des Todesurteils, eine Begnadigung wurde wegen des rohen Verbrechens abgelehnt.

Die Fallbeilmaschine war von Bruchsal nach Freiburg gebracht worden. Am 28. Oktober eröffnete der Staatsanwalt dem Verurteilten, daß die Hinrichtung am Morgen des 30. vollzogen würde. Unter dem Geläute vom Turm der Ludwigskirche, früh um 6.30 Uhr, war sein letzter Gang zur Richtstätte, wo 12 geladene Zeugen zugegen waren. Der Delinquent war, wie die Scharfrichterdienstordnung von 1922 vorschrieb, in einen Anzug aus schwarzem Stoff gekleidet und trug eine Augenbinde. Der Staatsanwalt brach über ihn den Stab mit den Worten: „Euer Leben ist verwirkt. Gott sei Eurer Seele gnädig.“ Dann vollzog der Scharfrichter Karl Burkhard mit seinen Gehilfen die Hinrichtung. Allen Mitwirkenden war strengstes Stillschweigen über das Gesehene geboten.

Nach 40 Jahren Dienst erhielt Karl Burkhard am 19. Oktober 1937 vom Generalstaatsanwalt in Karlsruhe die Mitteilung, daß mit Wirkung vom 1. August des Jahres das Scharfrichterwesen neu geregelt sei und er nicht mehr zum Scharfrichterdienst herangezogen würde. Auf Initiative des späteren Präsidenten des Volkgerichtshofes Freisler, der ein fanatischer Vollstrecker der Unrechtsjustiz jener Zeit war, wurden hauptamtliche Scharfrichter für die steigende Zahl von Hinrichtungen eingesetzt. Karl Burkhard, dem das Amt in jenen Jahren sehr schwer gefallen ist, war damit auf glückliche Art vom Vollzug weiterer Todesstrafen befreit. In einem vertraulichen Gespräch, das er vor dieser Dienstbefreiung mit dem Schreiber dieser Zeilen im Endinger Rathaus geführt hat, hat er damals seine sorgenvolle Betroffenheit kundgetan. So bleibt ein gutes Gedenken für Karl Burkhard in seiner Heimatstadt lebendig.

Wilhelm Burkhard hat bei fast allen Urteilsvollstreckungen seines Bruders Karl als Gehilfe mitgewirkt. Auch er fühlte sich der Familientradition verbunden. Als im Jahre 1924 der Scharfrichter Witter von Mannheim starb, bemühte sich Wilhelm Burkhard, der Vater des späteren Scharfrichters, um die freigewordene Stelle. In seinem Bewerbungsschreiben an das Ministerium in Karlsruhe verwies er darauf, daß er den Hinrichtungen in Konstanz, in Waldshut und in Bruchsal als Scharfrichtergehilfe beigewohnt habe, ebenso in Butzbach im Jahre 1896. Die Freistelle wurde aber einem Bewerber aus Nordbaden zugeteilt.

Wilhelm Burkhard, der letzte Scharfrichter

Da Scharfrichter Karl Burkhard keinen Sohn hatte, wurde nach Ende des Krieges im Jahre 1945 sein Neffe, der technische Angestellte Wilhelm Burkhard, vom Justizministerium in Karlsruhe als Scharfrichter eingesetzt. Die Amtszeit des am 7. Dezember 1906 in Endingen Geborenen dauerte bis zum Inkrafttreten des Grundgesetzes am 24. Mai 1949, mit dem die Todesstrafe abgeschafft wurde. In diesen Nachkriegsjahren hat Wilhelm Burkhard sein Scharfrichteramt einige Male ausführen müssen zur Vollstreckung von Todesurteilen, die von den französischen Besatzungsbehörden gefällt worden sind. Die letzte Hinrichtung hat er Anfang 1949 in Rastatt vollzogen. Damit hatte die jahrhundertlange Reihe der Urteilsvollstreckungen durch die Burkhardts in und um Endingen ihr Ende gefunden.

Die von Freunden bestärkte Absicht des Wilhelm Burkhard, seine Erinnerungen an die Ausübung seines Amtes niederzuschreiben, hat sich leider nicht mehr erfüllen lassen. Eine schwere Krankheit hat ihm mit erst 57 Jahren am 20. Oktober 1963 den Tod gebracht. Er und seine Familie waren, wie schon seine Vorfahren, in ihrer Heimatstadt Endingen und darüber hinaus geschätzte Mitbürger. Seit 1946 war Wilhelm Burkhard Gemeinderat, ebenso Mitglied des Kreisrats. In weltlichen und kirchlichen Vereinigungen war er ein sachkundiger und verantwortungsbewußt Mitwirkender. Die Nachrufe bei seinem Tod brachten die hohe Wertschätzung zum Ausdruck; der zu seinem Abschied veröffentlichte Bericht stand unter der Überschrift: „Der Tod entriß der Stadt einen ihrer Besten!“¹⁰

Anmerkungen

- ¹ H. SCHUHMAN, Der Scharfrichter. Seine Gestalt – seine Funktion, 1964. J. GLENZDORF/F. TREICHEL, Henker, Schinder und arme Sünder, 2 Bde., 1970.
- ² Die Schreibweise des Namens variiert in den Quellen stark: Burckhardt, Burkart, Burghardt usw.
- ³ Die Nachweise für das Vorausgehende finden sich im einzelnen bei GLENZDORF/TREICHEL (wie Anm. 1).
- ⁴ StadtAF, K 1 Nr. 110 (Nachlaß A. Futterer), handschr. Ms. „Die Siedlungen am Kaiserstuhl in ihrem Aussehen, ihrer Verwaltung und Rechtspflege“.
- ⁵ StadtAF, L Endingen C VIII, 1 (Ratsprotokoll 1754–1765) fol. 70 v.
- ⁶ Ebd. C IX, 1 (Jahresrechnungen) Nr. 32 (1757/58) S. 110. Nr. 34 (1774/75) S. 90. Vgl. auch Endingen (wie Anm. 9) S. 140 Anm. 183.
- ⁷ GLENZDORF/TREICHEL (wie Anm. 1) Register.
- ⁸ Wie Anm. 5, fol. 134 v, fol. 192, fol. 238 v.
- ⁹ Endingen a. K. Die Geschichte der Stadt. Hg. v. B. OESCHGER, 1988, S. 422.
- ¹⁰ Soweit keine Quellen angegeben wurden, beruht das Mitgeteilte auf Unterlagen der Familie Burkhard, des Generallandesarchivs in Karlsruhe und des Staatsarchivs Freiburg.
Für die Erstellung dieses Berichtes bedurfte ich vielseitiger Hilfe. Es ist mir deshalb ein herzliches Bedürfnis, dafür meinen Dank zu sagen. Ohne die verständnisvolle Unterstützung der Archive hätten die meisten Feststellungen nicht zustande kommen können. Der Dank hierfür gilt dem Generallandesarchiv Karlsruhe, dem Staatsarchiv Freiburg, dem Stadtarchiv Freiburg – den Herren Dr. Ecker und Dr. Schadek für umfangreiche Recherchen – und dem Stadtarchiv Endingen. Herrn Lothar Liebmann von der Strafvollzugsanstalt Butzbach, Frau Brigitte Matt-Willmatt von Freiburg und Herrn Professor Wolf Middendorf bin ich für wesentliche Erkundungen für den Burkhardbericht dankbar. Besonderen Dank sage ich dem Sohn von Wilhelm Burkhard, Herrn Alois Burkhard, und dem Ehepaar Klorer-Wagenmann, für das mir entgegengebrachte Vertrauen und für die Überlassung der Bilder der letzten vier Scharfrichter.

Ferdinand Stein (1791—1835), Großherzoglich-badischer Regierungsrat — ein „Vorderösterreicher“ im badischen Staatsdienst

Biographischer Abriß zum 200. Geburtstag*

Von
ADOLF SCHMID

Ein Gang über den Alten Friedhof in Freiburg führt uns in die Geschichte vieler Breisgauer Familien. Kulturgeschichtlich interessante und künstlerisch wertvolle Grabsteine laden ein zu längerem Verweilen und Gedenken. Aus der reichen Vielzahl spricht uns ein Grabmal ganz besonders an: Der Todesjüngling geleitet eine müde, vom Leben ermattete Frau in die offene Gruft; ihre Lebensfackel ist erloschen, ihr Stundenglas ist umgefallen; aber das Antlitz dieser alten Frau zeigt volle Ergebenheit und Einverständnis, was die Inschrift noch verdeutlichen will: „Wer 77 Jahre gearbeitet bedarf der Ruhe“. Es ist das Grabmal für Rosa Maria Imberi, geb. Lambert, Zunftmeisterswitwe.¹

Die Tochter Elisabeth Imberi war sicher ein begehrter Ehepartner; so ganz nebenbei bot sie ja dem Auserwählten die Chance, einzuheiraten in eine gutgehende Bäckerei. Ihre Wahl fiel auf Xaver Stein,² wohl ein Könner seines Berufes, der rasch in der Bäckerzunft „zum Elephanten“ eine führende Rolle spielte, der mit der „Bäcker Stein'schen Stiftung“ zur Unterstützung bedürftiger Angehöriger der Bäckerzunft bald sogar einen wichtigen Beitrag zu sozialer Hilfe und Sicherheit leisten konnte und der u. a. 1794 ausgezeichnet wurde durch die kaiserliche Regierung, weil er durch geschickte Getreideeinkäufe „im schwäbischen Ausland“ eine drohende Teuerung auf dem Freiburger Lebensmittelmarkt verhinderte — also ein kommunalpolitisch vielfältig engagierter Mann, der in Freiburg auch zum Stadtrat gewählt wurde.

Hier interessiert aber vor allem der Sohn der Eheleute Xaver und Elisabeth Stein: Ferdinand,³ der am 23. Oktober 1791 geboren ist und noch am gleichen Tag in der Münsterpfarre getauft wurde, der dann in der Spätzeit der Habsburgerherrschaft im Breisgau in der vorderösterreichischen Hauptstadt seine Jugend verbrachte — eine verwirrende Geschichte in zwei Jahrzehnten: ungezählte französische Flüchtlinge und das Drängen vor allem der Freiburger Zünfte auf „Abschaffung“ dieser Einwanderer;⁴ Zerstörung Breisachs und Gründung der „Freiburger Bürgerwehr“ 1793; zunehmende militärische und wirtschaftliche Gefahr für die Breisgau-Stadt, schließlich das Kriegsjahr 1796; Napoleon 1797 auf Blitzbesuch und Riesenaufwand für die französischen Besatzungstruppen; von 1801 bis Ende 1805 die Staatskomödie des Herkules von Modena; im Frieden von Preßburg 1805, der für viele Breisgauer unfaßbare, zum Teil schmerzliche Übergang an das vom Kurfürsten Carl Friedrich regierte Ba-

den, das zum Großherzogtum von Napoleons Gnaden avancierte. Der Magistrat von Freiburg, die Zünfte, der Stadtrat — und Vater Xaver Stein wirkte in der Stadtpolitik kräftig mit — versuchten schließlich recht opportunistisch, die Stimmung zu verbessern mit dem Wiederabdruck jenes Textes, mit dem Karl Friedrich auf die Danksagungen des Landes zur Aufhebung der Leibeigenschaft 1783 geantwortet und in dem er seine Regierungsgrundsätze formuliert hatte. Der Freiburger Rat schickte dem Text den folgenden Aufruf voraus, der die Bürger auf die Huldigung einstimmen sollte:⁵

„Liebe Mitbürger! Wir werden aufgefordert, am 30sten dieses Monats unserm neuen Landes-Herren zu huldigen, das ist, unverbrüchliche Treue und Gehorsam zu schwören. Gewiß hat sich schon längst jeder von uns nach dem Tage gesehnt, an welchem er das, was bereits sein Herz empfand und im Stillen gelobte, auf die feyerlichste Art seinem Fürsten und der Welt offenbaren kann. Denn wie sehr müßen wir nicht die Vorsehung preisen, daß sie uns, nach so mancher harten Prüfung, zur Belohnung unserer Treue, einen Regenten gegeben hat, den die Welt einstimmig den Nestor der Fürsten nennt; welcher die Unterthanen, die mitten unter uns wohnen, und durch die



Abb. 1 Grabmal der Rosa Maria Imberi (1718 – 1795) auf dem Freiburger Alten Friedhof. (Foto: Privat)

natürlichsten Bande mit uns vereinigt sind, durch eine 60jährige Regierung beglückt, und der Stadt Freyburg und uns Bürgern in dem kurzen Zeitraume seiner neuen Regierung schon so große Wohlthaten erzeugt hat, und für die Zunkunft verheißet!

Damit ihr aber wisset, wie unser gnädigster Fürst denke, nach welchen Grundsätzen Er regiere, so leset seine Antwort auf die Danksagungen des Landes nach Aufhebung der Leibeigenschaft im J. 1783, beherzigt ihren Inhalt, schließet daraus auf euer künftiges Loos, und ihr werdet, wenn ihr euern Geist überzeugt, euer Herz erwärmt fühlet, mit Freuden das feyerliche Gelübde ablegen, das uns auf ewig unter dem weisesten und mildesten Fürsten aus Zähringens Stamme, unter Carl Friedrich vereinigt.

Freyburg den 23sten Juny 1806.

Der Stadtmagistrat“

„Erlöse uns von der badischen Regierung!“

In vielen Freiburger Familien, ganz sicher auch im Hause Stein, blieb freilich die Hoffnung ungebrochen, doch wieder österreichisch zu werden. Wien war nach wie vor für die meisten Breisgauer das Zentrum der Welt, ihrer Welt. Es blieb die verklarte Erinnerung an das „goldene Zeitalter“ unter den Habsburgern, an die lange Friedensperiode seit 1756. Reformen hatte es ja doch auch im Breisgau gegeben, gegen die angeblich „behagliche Anarchie“ (Eberhard Gothein) hatte Joseph II. spürbare und zum Teil wirksame Maßnahmen eingeleitet, und die Leibeigenschaft war in Vorderösterreich auch nicht später aufgehoben worden als in der Markgrafschaft des Carl Friedrich von Baden — Ende 1782 war sie vom Kaiser für die Vorlande dekretiert worden:⁶

„Es haben Seine Kaiserl[iche] Majestät die diesländische Art der Leibeigenschaft zwar viel gelinder und befunden, daß jene Strenge hierbey nicht gewöhnlich in Vorlanden seye, der man sich theils Orten in den Königl[ich] Böhmischen Erblanden gegen die Personen der leibeigenen Unterthanen gebraucht: Gleichwohl haben Allerhöchstdieselben vermög allerhöchsten Hof-Decreti vom 13ten December abhin allergnädigst entschlossen, und anbefohlen, daß die in Vorderösterreich derzeit noch bestehende Leibeigenschaft um so mehr gänzlich aufgehoben werden solle: als die vollkommene Abgirung [Abschaffung] des Namens der Leibeigenschaft als ein Generale festgesetzt seye. In dessen Folge sind die diesfalls entworfene Aufhebungs-Patenten zur weiteren behörigen Kundmachung im Anschlusse zu empfangen. Wornach sich amtlicher Seits ohne weiters sträcklich zu achten ist . . .

Freyburg, den 4ten Februar 1783

Joseph von Zwergern“

Böse Folgen für alle badischen Untertanen, auch natürlich für die der neu gewonnenen Gebiete, hatte die Zugehörigkeit des Großherzogtums zum „Rheinbund“. Die rücksichtslosen Truppenforderungen Napoleons für seine europaweiten Kriege lastete man gerne der Karlsruher Regierung an. Aber auch die Art, wie im großherzoglichen Baden alles — nach französischem Vorbild — zentralisiert wurde, konnte nicht überall gefallen. Ein „badisches“ Thema hat die Freiburger vielleicht gar belustigt: das Karlsruher Begehren nach der Königswürde, nach königlichem Glanz. Reitzenstein, der die Königswürde für seinen badischen Landesherrn reklamierte, versuchte diese

über ein „zähringisches Königtum“ zu etablieren. Die Auftragsarbeit Karl Friedrichs an den aus Sulzburg stammenden Straßburger Universitätsprofessor Johann Daniel Schöpflin („*Historia Zaringo-Badensis*“, 7 Bände, 1763–66) hatte dem Karlsruher Regenten u. a. die zähringische Abstammung als recht brauchbare Argumentationshilfe an die Hand gegeben; seit 1806 fügte der Kurfürst seiner langen Titelserie den „Herzog von Zähringen“ bei — auf Betreiben Reitzensteins, der eben, mit gutem Gespür, keinen „König von Baden“ haben wollte („un titre qui nous exposera à la risée de toute Europe, quelle pitié!“), sondern der von einem „zähringischen Königtum“ träumte, das mit dem Erwerb der vormals bekanntlich von den Zähringern teilweise beherrschten Schweiz verbunden sein sollte.⁷

1814 schien sich noch einmal manches wenden zu können, auch für die ehemaligen Vorderösterreicher. So setzte auch Xaver Stein als Stadtrat im Mai 1814 seine Unterschrift unter einen Brief, in dem erwartungsvoll die Dankbarkeit Freiburgs für den letzten kaiserlichen Besuch (am Jahreswechsel 1813/14) verbunden wurde mit der großen Hoffnung, er möge bald wieder in den Breisgau kommen.⁸ Die Münze, die in Freiburg 1814 bereits — allzu voreilig — geprägt wurde »Zum Andenken der Wiedervereinigung des Breisgaus mit Österreich“ („Unsere Wünsche sind erfüllt!“) ist ein Zeitzeuge ganz seltener Art.⁹ Solche Kundgebungen der Verbundenheit und Treue mit Wien mußten in Karlsruhe fast zwangsläufig für Irritationen sorgen.

Der junge Ferdinand Stein hat sich ganz offensichtlich in jenen aufregenden Zeiten auch ganz auf die Seite der Habsburgfreunde gestellt. Dies geht deutlich hervor aus seiner Korrespondenz mit seinem alten Klassenkameraden, seinem besten Freund Heinrich Schreiber (1793–1872),¹⁰ dem späteren Freiburger Stadthistoriker. Aus der Vielzahl der erstaunlichen, zeitgeschichtlichen Materialien, die er ihm besorgte, fällt wohl doch dieser Text auf, der damals in Freiburg kursierte:¹¹

„Vaterunser eines Freiburgers:

Vater unser, der Du bist in der großen Stadt an der Wien.

In unserm Herzen lebt Dein geheiligter Name.

Nimm uns wieder auf in Dein Reich.

Dein Wille geschehe an den Ufern des Rheins wie an jenen der Donau.

Gib unserm täglichen Flehen Gehör.

Vergib unsere Ungeduld, lange genug seufzten wir unter den Peinigern.

Und täusche uns nicht mit leeren Hoffnungen, sondern erlöse uns von der badi-schen Regierung. Amen!“

Studium an der Universität Freiburg

Seit 1773 war mit der Schulreform Maria Theresias¹² und der Einführung von „Normal-, Haupt- und Trivialschulen“ die wachsende Bedeutung schulischer Bildung für den Staat wie für den individuellen sozialen Aufstieg auch in den vorderösterreichischen Landen bewußt geworden: „... damit alle Kinder ohne Ausnahme im Lesen, Schreiben und Rechnen, dann in den Pflichten der Religion und des bürgerlichen Lebens gehörig unterrichtet werden.“ Im säkularisierten Wohlfahrtsstaat, wie ihn Joseph II. verwirklichen wollte, gab es Aufstiegschancen für begabte und leistungsfähige junge Menschen aus allen Schichten der habsburgischen Monarchie.

Ferdinand Stein bekam und nutzte diese Chance. Er besuchte das Freiburger Gymnasium, zusammen mit seinem etwas jüngeren Freund Heinrich Schreiber, der später selbst über Ferdinand Steins Jugend und Schulzeit schrieb:¹³ „Hier in Freiburg entwickelte sich in ihm schon sehr früh jene Vorliebe für die freie und große Natur, welche ihm sein ganzes Leben hindurch eigen blieb. Wie er schon als Knabe mit seinen Gespielen tagelang auf den nahen Bergen sich herumtrieb, so sah man ihn auch noch in reifern Jahren, seine Gattin oder einen Freund an der Seite, dem Amtszimmer und den beengenden Mauern enteilen, sobald es die Geschäfte zuließen . . . Noch eine andere Eigentümlichkeit brachte Stein aus seinen frühesten Verhältnissen in seine reifern Jahre hinüber. Es war dieses eine feine Beobachtungsgabe für alle Zweige bürgerlicher Gewerbstätigkeit und ein Bestreben, dieselbe von ihrem Zwange zu befreien und zu vervollkommen. Im Kreise eines ebenso fleißigen als einsichtsvollen Vaters — eines damaligen Bäckermeisters und spätem Gemeinderats —, einer für die Haushaltung unübertrefflichen Mutter, zweier gleichgesinnter Geschwister, lernte er das Gewerbsleben bis in dessen kleinstes Detail und dann wieder — während der Kriegszeit — bis in dessen umfangreiche und weitverzweigte Spekulationen kennen. Dadurch erwarb er sich hierin eine Menge von gründlichen Einsichten, nach welchen sich der bloße Büchergelehrte vergebens umsieht und [die] ihn vorzugsweise zum praktischen Administrationsbeamten befähigten.“

Schreiber berichtet auch, daß sich Ferdinand Stein des „besondern Wohlwollens berühmter Lehrer“ erfreut habe, so „in Geschichte und Naturrecht von Rotteck, in Kirchenrecht Sauter, im Kriminalrecht Duttlinger. Zugleich besuchte er mit besonderem Eifer die ästhetischen und stilistischen Vorträge des Dichters Jacobi.“ Es ist aber durchaus auch anzunehmen, daß Steins lebenslange Kontakte mit Schreiber und sein dauernder Gedankenaustausch mit diesem geistvollen und anregenden Mann ihn sehr stark beeinflußt und geprägt haben. Heinrich Schreiber, Dr. phil. et theol., Geistlicher Rat in wachsender Opposition zu seiner Kirche vor allem in der Frage des Priesterzölibats („ein geradezu unsittlicher Zustand“), Professor an der Freiburger Universität (der — wie später übrigens auch sein um 25 Jahre jüngerer Freund Jacob Burckhardt — von der Theologie in die historische Wissenschaft wechselte), Ehrenrat der Breisgaustadt und „der“ Geschichtsschreiber Freiburgs: Er war Ferdinand Steins bester Freund. Viele Belege ihrer persönlichen, ausgesprochen herzlichen Kontakte sind vor allem in ihrer regen Korrespondenz erhalten geblieben.

Vorbereitung auf den badischen Staatsdienst

Obwohl Ferdinand Stein 1813 für den erkrankten Vater die Verwaltung des Magazins für die Militär-Spitäler übernahm, bereitete er sich doch gewissenhaft vor auf den Jura-„Conkurs“. Er war erfolgreich und wurde 1814 zum „Rechtspraktikanten“ ernannt. Fünf Jahre dauerte diese praktische Verwaltungsausbildung beim Großherzoglichen Landamt Freiburg. Sie ließ Stein offensichtlich noch die Zeit, auch weiterhin Vorlesungen an der Universität zu besuchen. Der erste Antrag, eine feste, etatmäßige Anstellung in badischen Diensten zu erhalten, wurde 1819 abgelehnt mit dem Hinweis, erst würden Bewerbungen ähnlich qualifizierter, aber älterer und verheirateter Praktikanten berücksichtigt. Dabei hatte ihm sein Vorgesetzter, Oberamt-



Abb. 2 Ferdinand Stein (1791–1835). Gemälde von Auer, 1829. (Foto: Leif Geiges)

mann Wundt, ins Dienstzeugnis geschrieben:¹⁴ „Rechtspraktikant Stein ist schon seit 5 Jahren bei diess. Amt als Aktuar angestellt und hat das für ihn ausgestellte, der Supplikation angeschlossene Zeugnis verdient. Dieser junge Mann wird bei manchen guten persönlichen Eigenschaften seiner Zeit ein tüchtiger Beamter werden. Unter diesen Qualitäten rechnet man vorzüglich eine gefällige Manier, den Landmann zu behandeln, so daß sich derselbe hierdurch die Achtung und das Zutrauen der Amtsuntergebenen erworben hat.“

Ein Jahr später, 1820, wurde Steins Antrag auf Einstellung in Karlsruhe akzeptiert. Daß er sich auf die neuen, nun eben definitiv badischen Realitäten und auch auf die klaren juristischen Formulierungen des „Code Civil“ inzwischen eingestellt hatte und sich öffentlich keine Habsburger-Nostalgie leistete, ist sicher. Auch sein Freund Heinrich Schreiber schrieb z. B. 1825 in seinem historischen Stadtführer von Freiburg:¹⁵ „... der Friede von Preßburg (1805) führte einen neuen Regentenwechsel herbei. Diesmal war es aber nicht ein fremder Fürst, dem Stadt und Land zufielen; es war der allgemein verehrte Nachkomme des ersten unvergeßlichen Fürstenhauses, welches so segensreich über Freiburg gewaltet hat, der Herzoge von Zähringen; es

war Großherzog Karl Friedrich von Baden, welcher den 30. Juni 1806 erhebende Huldigung einnehmen ließ. Dieser Uebergang der Stadt Freiburg an ihr ältestes und gegenwärtiges Regentenhaus bezeichnet für dieselbe eine neue Periode steigender Wiederaufnahme . . . So dürfen wir hoffen, daß die Stadt Freiburg, diese jetzt mehr als siebenhundertjährige Stiftung der Herzoge von Zähringen, denselben nicht nur ihre Entstehung, sondern auch ihre Wiedergeburt und eine, ihrer großen Vergangenheit würdige, neue Bedeutung in materieller und geistiger Hinsicht verdanken wird.“

Zwanzig Jahre Zugehörigkeit zu Baden hatten neue Einstellungen vermittelt, auch bei Ferdinand Stein. „Badisches Beamtentum“¹⁶ — da hatte man in Karlsruhe klare Vorstellungen. Für deren Durchsetzung sorgte z. B. — ganz im Sinne des alternden Monarchen Carl Friedrich — sein Minister Johann Friedrich Brauer. Seine Devise: „ . . . möglichst das Alte, und wo es verschieden ist, aus ihm das Beste beizubehalten, es aber in seinen Benennungen und Formen dem Zeitgeist anzupassen, der . . . gar leicht sich mit Worten statt Sachen sättigen läßt.“ Diese Mentalität reichte noch aus, um die Organisationsedikte von 1803 zu verwirklichen. Aber es war — trotz „Code Civil“ — nicht genug, um das Großherzogtum Baden dem französischen Vorbild anzugleichen. Dies erreichte erst Freiherr von Reitzenstein mit seinen Verwaltungsreformen von 1809. Von nun an galt das Prinzip des Fachministeriums, des Fachbeamten mit Ausbildung, mit qualifizierendem Examen, Leistungsnachweisen als Voraussetzung für Beförderungen. Es war die Geburtsstunde des modernen badischen Beamtentums. Die „administrative Integration“ erfaßte natürlich besonders konsequent die ausgesprochen heterogenen neu badischen Gebiete in allen wichtigen Lebensbereichen. Dabei ist festzuhalten, daß die Verfassung von 1818 die politischen „Befugnisse“ der Beamten kaum fixiert hat. In der Praxis war es überwiegend so, daß die „Staatsdiener“ die relativ enge Beziehung zwischen Beamtentum und der „regierenden Partei“, zwischen der politischen und der bürokratischen Ebene beachteten: die Kontroversen, „Loyalitätsprobleme“ waren die spektakulären Ausnahmen.

Heirat und Dienstantritt in Mosbach (1820—1822)

Es ist sicher berechtigt anzunehmen, daß die Karlsruher Regierung dem jungen Freiburger die erste Anstellung sehr bewußt zuwies — in Mosbach im Odenwald, an der unteren Elz. Es gibt viele Belege und es gehörte wohl einfach zum System, den jungen Beamten so erst einmal badisches Staatsgefühl zu vermitteln, also ehemalige Kurpfälzer nach Lörrach, Fürstenberger nach Weinheim und Freiburger — nach Mosbach zu versetzen. Eine Alternative gab es einfach nicht, und Ferdinand Stein fand sich gut zurecht in seiner ersten Dienststelle: „Ich lebe in einer schönen Natur, unter angenehmen Verhältnissen . . . Freiburg sowie überhaupt die Breisgauer kennt man hier nicht und ich zweifle in Mosbach 3 Personen zu finden, die über Karlsruhe hinaus kamen“ (Brief an Heinrich Schreiber vom 29. Juli 1820).

Diese erste Dienststelle als badischer Assessor in Mosbach war eine wesentliche Voraussetzung für ein wichtiges Vorhaben: Ferdinand Stein konnte nun seine Braut heiraten, die am 1. Mai 1790 ebenfalls in Freiburg geborene Anna Walpurga Theresia Müller. Ihre Eltern, der Perückenmacher Franz Müller und ihre Mutter Maria Anna, waren schon gestorben. Die »Verehelichungserlaubnis« erteilte die Direktion des



Abb. 3 Theresia Stein (1790–1856). Bleistiftzeichnung ihres Schwiegersohnes Sigmund Geiges.
(Foto: Privat)

Neckarkreises, nachdem Stein auf ein zu erwartendes Erbe von 6000 Gulden verweisen konnte, auf seine persönliche Sparsamkeit und auf eine „dereinstige Erhöhung seines Gehalts“. Der Bruder von Steins Frau war übrigens Professor Franz Müller, der Gründer und Vorsteher des Blinden-Instituts zu Freiburg.¹⁷

Schon am 11. Februar 1821 schrieb Stein voller Freude seinem Freund Heinrich Schreiber nach Freiburg: „Ich werde Vater; diese Gewißheit macht mich unendlich glücklich . . . Meine Frau ist mir nun nicht bloß Gegenstand der Liebe, sondern zugleich der Ehrfurcht; ich sehe in ihr die Mutter. Du würdest lachen, wenn du mich jetzt in jedem Augenblick bemüht sähest, ihr jede häusliche Arbeit zu erleichtern, und ich möchte es um Vieles nicht meiden. Meine Therese ist in allem zärtlich für mich besorgt, sucht jedem meiner Wünsche zuvorzukommen und beschäftigt sich mit der Haushaltung mehr als mir lieb ist.“ Kurze Zeit später schrieb er an Schreiber: „Die Furcht, es könnten Mutter und Kind oder gar beide unglücklich sein, beschleicht mich oft; dennoch schwindet sie, wenn ich das ungestörte Wohlsein und die blühende Farbe und besonders ihre Ruhe und freudige Zuversicht wahrnehme, mir ein gesundes Kind zu bringen“. Am 17. September 1821 kam der kleine Heinrich auf die Welt: „Die gefürchtete und ersehnte Stunde ist glücklich vorübergegangen. Ein schöner, kleiner, gesunder Bube, unser Heinrich. Ich verbarg meine Tränen am Halse meiner Frau, die im seeligsten Vergessen ausrief: ‚Ach Gott, mein Kind!‘, dann in

ein stilles Gebet versank, ich möchte sagen: mit verklärtem Gesicht. Alles dieses wird mir unvergeßlich sein!“ In dieser überschwenglichen Freude wird der Freund in Freiburg noch am Geburtstag informiert, vor allem aber auch darüber: „Heinrich wird dieser Knabe heißen und eine stete Erinnerung an dich bleiben. Früh werde ich dich zu seinem Vorbild machen.“ (Der Junge ist am 24. Februar 1827, also noch nicht einmal 5 1/2 Jahre alt, in Lahr gestorben).¹⁸

Versetzung nach Lahr: 1822

Am 22. Februar 1822 beantragte Ferdinand Stein seine Versetzung weg von Mosbach — „Richtung Freiburg“, vor allem auch um „sich mehr in der Nähe seiner 70jährigen, von öftern und bedeutenden Krankheiten befallen werdenden Eltern zu befinden, da er bei gegenwärtiger 50stündiger Entfernung ihnen durchaus keine Hilfe, selbst keinen Trost zu leisten vermöchte“. Und es gelang (fast): Stein wurde nach Lahr versetzt. Der Umzug war zwiespältig, zumindest finanziell problematisch: In Mosbach stand eine geräumige Dienstwohnung frei zur Verfügung; dort konnte die Familie bei den „äußerst niedrigen Preisen aller Lebensbedürfnisse, deren es außerdem in den kleinen Landstädten weniger gibt als in den größeren Städten, besonders in den Handelsstädten“, auch recht billig leben. Und nun Lahr: „Lahr ist bekanntlich einer der teuersten Aufenthaltsorte in Baden, wo selbst mittlere Wohnungen mit 9—10 Louisdors bezahlt werden müssen. Für eine Familie begründen diese Umstände wenigstens einen Unterschied von 200 fl.“ Sowohl die Direktion des Kinzigkreises wie auch das Karlsruher Innenministerium gaben zu verstehen, „daß sich die ökonomische Lage Steins durch seine Versetzung nach Lahr verschlimmert habe“. Es sei bekannt, daß „in der volkreichen und wohlhabenden Handelsstadt Lahr, wo manche Bedürfnisse bedeutend teurer sind als in andern Orten, ein zumal verheirateter Beamter mit einem jährlichen Gehalt von 600 fl standesgemäß nicht leben kann, und sich daher manche seinem amtlichen Ansehen sogar nachteilige Einschränkung gefallen lassen muß“. Zu allem hin war die Versetzung von Mosbach nach Lahr auch noch an die Bedingung geknüpft, daß der Staat die Kosten des Umzugs nicht übernehmen müsse. So war es doch ein kleiner Trost, daß am 15. August 1822 der Antrag auf Gehaltserhöhung auf 800 fl bewilligt wurde, „zumal dem Petenten ein vorteilhaftes Zeugnis seiner Tätigkeit, Kenntnisse und seines Benehmens zur Seite steht“. Zwei Jahre später erfolgte eine weitere Besoldungsverbesserung um 200 fl und die Ernennung zum Amtmann.

Stein der Lahrer Chronist

Die Stadt Lahr verdankt Ferdinand Stein die erste umfassende historische Darstellung. 1827 erschien sein Werk im Verlag J. Geiger:¹⁹ „Geschichte und Beschreibung der Stadt Lahr und ihrer Umgebungen mit vorzüglicher Berücksichtigung der Handelsverhältnisse“. Heinrich Schreiber urteilte darüber: „Schon lange hat die öffentliche Meinung über das Werk entschieden: Es reiht sich an das Beste an, was die deutsche Literatur in Topographie und Statistik besitzt . . . Was in andern Staaten durch eigene statistische Büros und durch Unterstützungen der Regierungen zu Tage gefördert wird, hatte hier Stein als Privatmann zusammengestellt und gegeben. Zwar hatte



Abb. 4 Titelblatt der Lahrer Stadtgeschichte. (Foto: Privat)

er oft bis Mitternacht und sogar noch länger gearbeitet, aber er sah durch seine Bemühungen auch ein Werk hervorgehen, welches für ähnliche Unternehmungen als Muster aufgestellt zu werden verdient“.

Dieses Geschichtswerk belegt in der Tat überzeugend, in welcher Konsequenz sich Stein mit seinem neuen Wohn- und Arbeitsplatz identifiziert hat, mit welchem Spürsinn er die geschichtlichen Quellen zusammengetragen und die historische Entwicklung verständlich gemacht hat. In Lahr fand das Buch rasch hohe Anerkennung, die Stadt ehrte den Verfasser mit der Benennung einer „Amtmann-Stein-Straße“. In einer Rezension der „Karlsruher Zeitung“ war u. a. zu lesen:²⁰ „Wenige Topographien von einzelnen Städten werden in Süddeutschland sich einer solchen Teilnahme zu er-

freuen haben, wie die von Ferd. Stein, Amtmann in Lahr, verfaßte Geschichte und Beschreibung der Stadt Lahr . . .“ Die Freiburger „Gesellschaft zur Beförderung der Geschichtskunde“ ernannte Stein zum korrespondierenden Mitglied — gleichzeitig mit Carl von Rotteck, Heinrich Schreiber, Generalvikar von Wessenberg und anderen.

Frühe Krankheit

Schon in seinen ersten Lahrer Dienstjahren war Ferdinand Stein oft krank. Und schon wollte und konnte er sich bei seiner Arbeit nicht. So war es fast zwangsläufig und verständlich, daß er sich nach einem Dienstort umsah, der ihn weniger beanspruchen würde — z. B. Endingen. Die Absage wurde versüßt mit einer Gehaltsaufbesserung um weitere 200 fl. Im Spätjahr 1827 trug Ferdinand Stein sein Anliegen dem Großherzog Ludwig persönlich vor. Ärztliche Zeugnisse legte er bei, die deutlich machten, daß Steins Gesundheit schwer angeschlagen war: Unterleibsbeschwerden, Herzklopfen, Erstickungsanfälle und anderes mehr. Oberamtsphysikus Dr. Ludwig in Lahr stellte in seinem Gutachten abschließend fest:²¹ „Soll ein braver, rechtschaffener, tätiger Mann vor den Staat erhalten werden, der bei gründlicher Wissenschaft und Kenntnissen noch sehr viel Gutes leisten kann und leisten wird, so wäre vor den selben nicht mehr zu wünschen, als daß er in einen andern mehr ruhigen Geschäftskreis versetzt werden möchte, da bei seinen geistigen und körperlichen Anstrengungen — und besonders bei den vielen Reden, welche seine Dienstverhältnisse durchaus und fast täglich erfordern — das zu befürchten steht, daß sie sein früheres Übel sich wieder erneuere und entweder zu ferneren Geschäften untauglich oder gar ein Opfer hiervon werden dürfte.“

Tatsächlich, Stein wurde versetzt, 1829. Aber nicht nach Freiburg, sondern zunächst als Kreisrat nach Durlach und, wenige Wochen später, zum Kinzigkreisdirektorium nach Offenburg. Im dortigen Amt blieb er bis 1832.

Offenburg: 1829 1832

Stein hat als loyaler Beamter diese Versetzung akzeptiert und die Verbesserung seiner Situation durchaus erkannt. Sofort begann er auch in Offenburg, über seine Dienstzeit hinaus, Materialien zu sammeln zu einer ausführlichen Darstellung des Kinzigkreises. Es wäre die erste Kreisbeschreibung im Großherzogtum geworden; sie wurde freilich nicht fertiggestellt.

Offenburg empfand Stein ganz anders als Lahr: „Dies zeigte sich am klarsten in der jüngsten Fastnachtszeit. Drei Tage lang wiederhallte der Jubel des Volkes in jedem Winkel; alle Werkstätten blieben geschlossen. Alles lief maskiert umher, Kinder und alte Leute, Knechte und Mägde, Söhne, Töchter und Frauen aus allen Bürgerklassen, ja sogar aus den Familien der Beamten. Über den die fünf Weltteile mit ihren Bewohnern vorstellenden Hauptzug schließe ich dir das Programm an. Dieser Zug, durch ein Schiff mit Negerknaben vermehrt, war wirklich über mein Erwarten. Der Elefant mit seinem Turm bildete eine kolossale 28 Fuß hohe Masse. Alles war passend ohne Knauserei durchgeführt und wurde durch die zahlreichen, vom Genius der Fastnacht begeisterten Zuschauer noch interessanter. Ein Lehrer aus meinem frühe-

ren Amtsbezirk rief mir in frohester Stimmung zu, glaubt man nicht, einige Tagereisen von Lahr entfernt zu sein?“

Nach dem Tode von Großherzog Ludwig folgte am 30. März 1830 ganz unangefochten Markgraf Leopold aus der Hochbergschen Linie, überall „im Badischen“ wurde dem neuen Landesvater gehuldigt. Am 15. Mai 1830 schrieb Stein seinem Freund Schreiber: „Meine Hoffnung, dich in Freiburg zu umarmen, liegt noch fern und ich muß daher vorderhand sehen, mit der schriftlichen Frage, wie es dem Magnificus der Albertina geht, mich zu begnügen. Dein Regiment fällt in eine interessante Periode, wo es sich darum handeln wird, die Gunst des neuen Herrschers Euerer Hochschule zuzuwenden und ihm deshalb einen würdigen Empfang zu bereiten. Mannheim und Heidelberg haben soviel getan, daß Freiburg nur durch einen glücklichen Gedanken sich auszeichnen kann. Einen solchen, glaube ich, wird Offenburg ausführen, welches gestern durch seine Museumsmitglieder beschloß, die Bearbeitung sämtlicher Industriezweige des Kreises darzustellen. Es sollen hierbei unsere Riedbauern Gold waschen, die Hanauer Hanf verarbeiten, Triberger Uhren machen, Schappacher tanzen, andere Schwarzwälder Stroh flechten, die Städter Tabak, Cichorie usw. fabrizieren usw. Du wirst zwar sagen, wir greifen auch in Eure Distrikte, aber wir haben bei den Meisten gleiche Rechte und kommen zuvor . . .“

Wieder „daheim“ in Freiburg

1832 — Stein war inzwischen 41 Jahre alt — ging sein großer Wunsch in Erfüllung: Er wurde als Regierungsrat nach Freiburg versetzt.²² Freund Schreiber berichtet im Nekrolog: „Nun waren seine hauptsächlichen Wünsche in Erfüllung gegangen. Das Heimweh, welches ihn oft nach der Stadt und den Bergen seiner Jugend ergriffen hatte, war gestillt; Verwandte und treue Freunde öffneten die Arme, um den Wiedergegebenen an das Herz zu drücken; zugleich ehrenvolle und angenehme Geschäftsverhältnisse erwarteten ihn; bei der Bürgerschaft selbst war noch der Name seines Vaters in gutem Andenken; endlich fügte es der günstige Zufall, daß mit Stein zugleich der Bezirks-Baumeister Johann Voß²³ nach Freiburg versetzt wurde, mit dessen Familie Stein und die Seinigen schon zu Offenburg das freundschaftlichste Verhältnis angeknüpft hatten. Von dieser Zeit an bis zu seinem Hinscheiden verlebte er seine schönsten Jahre im Genusse einer heiteren Gegenwart und in den einladendsten Hoffnungen für die Zukunft. Er widmete, unterstützt von Gattin und Tochter, seiner Mutter — welche schon jahrelang als Witwe bei ihm lebte — die liebevollste Pflege; durchstreifte wieder, wie einst als Knabe, an Freundeshand die Täler und Höhen, an welche sich so manch frohe Erinnerung knüpfte; genoß das volle Vertrauen seiner Vorgesetzten, die Achtung seiner Kollegen und fing schon wieder an, nicht bloß als Beamter, sondern auch als Schriftsteller zu arbeiten und namentlich den früher entworfenen Plan einer Statistik des Kinzigkreises auf den ganzen Oberrhein-Kreis auszudehnen.“ Lange Zeit war dem Regierungsrat Ferdinand Stein in seiner Heimatstadt Freiburg nicht mehr vergönnt. In der Nacht vom 21. auf den 22. April 1835 erlag er in seiner Wohnung in der Gauchstraße 90, die er dem Vorbesitzer Montfort abgekauft hatte, einem „Lungenschlag“.

Für die Versorgung der Witwe und der Tochter war es sicher von großer Bedeu-

tung, daß das Gehalt Steins sowohl am 1. August 1832 wie am 1. März 1833 um 200 fl erhöht worden war und er außerdem am 18. März 1835 noch eine weitere „Remuneration“ von 150 fl zugesprochen bekommen hatte. Zur Zeit seines Todes bezog er also ein jährliches Gehalt von 1600 fl. — Am 13. Mai 1823 war in Lahr die Tochter Elise geboren. Nach dem frühen Tod des älteren Bruders Heinrich (1827) blieb Elise das einzige Kind der Familie. Auch nach dem überraschend frühen Tod des geliebten Vaters erfuhr sie eine gute Erziehung und Ausbildung; so findet sich unter den Familienpapieren u. a. ein „Témoignage donné à Mademoiselle Stein Elise écolière de la classe françoise et mérité par son application, sa docilité et sa bonne conduite (Fribourg, le 3 sept. 1836)“. Es muß sich dabei um die schulische Betreuung in einem Freiburger Halbpensionat handeln, in dem Elise bereits in der „Grundschule“ unterrichtet wurde. In seinem Testament hat Stein vor allem den Schwager Professor Franz Müller und dessen Frau gebeten, sich um die gute schulische Bildung des Kindes zu kümmern: „Meine Frau und ich haben zu ihnen und vorzüglich zur Schwägerin . . . das vollste Vertrauen“. So lebte Elise zeitweise im Haushalt der Familie Müller, sogar schon im letzten Lebensjahr des Vaters. Rechnungen einer Straßburger Schule lassen darauf schließen, daß Elise später auch in einem dortigen Internat mehrere Monate verbracht hat. Elise Stein heiratete am 12. Mai 1846 den Freiburger Architekten Sigmund Geiges,²⁴ den späteren Stadtbaumeister (als Nachfolger von Straub bis 1885). Es war nur ein kurzes Eheglück: Elise starb schon am 11. Dezember 1849, nachdem sie 10 Tage zuvor ihr zweites Kind, Oskar, zur Welt gebracht hatte. In direkter Nachbarschaft zum Grab der Großmutter bzw. der Urgroßmutter Rosa Maria Imberi finden wir noch heute den Grabstein von Ferdinand Stein, seiner Frau und der Tochter Elise Geiges auf dem Alten Friedhof in Freiburg, mit den Inschriften:

Ferdinand Stein
 groszh. bad. Regierungsrat
 geb. den 23. Oktober 1791
 gest. den 22. April 1835

Theresia Stein
 geb. Müller
 geb. den 1. Mai 1790
 gest. den 27. Dez. 1856

Dem theuren Andenken des geliebten Gatten weiht
 dieses Denkmal die trauernde Gattin.

Und auf der rechten Seite des Grabsteins findet sich die Inschrift eingemeißelt:

Elise Geiges
 geb. Stein
 starb den 11. Dez. 1849
 im 26. Lebensjahr.
 Bei ihr ruht ihr Kind
 Richard.
 Wir sehen uns wieder.



Abb. 5 Grabmal der Familie Stein auf dem Freiburger Alten Friedhof. (Foto: Leif Geiges)

Zu Ferdinand Steins Tod schrieb die „Freiburger Zeitung“ am 25. April 1835: „Der Staat verlor in ihm einen ebenso treuen als kenntnisreichen Beamten . . . Bei dem feierlichen Leichenzug sprach sich die allgemeine Teilnahme aus.“

Anmerkungen

- * Die vorliegende Kurzbiographie beruht auf der ausführlichen Lebensbeschreibung, die Paul Strack 1950 in der ZGO veröffentlicht hat (s. Anm. 3). Leider konnte diese Erinnerung an den 200. Geburtstag von F. Stein 1991 aus redaktionellen Gründen erst in diesem Jahrgang des „Schauinsland“ gebracht werden; die Schriftleitung.
- ¹ Vgl. INGRID KÜHBACHER, *Sie lebten in Freiburg. Erinnerungen beim Gang über den Alten Friedhof*, 1987, S. 18; J. DORNEICH, *Der Alte Friedhof*, 1974; B. STOEHR, *Die Toten des Alten Friedhofs zu Freiburg i. Br. Aufgenommen nach dem Stande vom 1. Januar 1904* (StadtAF, B 1/86).
- ² Xaver Stein, Bäckermeister und Stadtrat, der u. a. in Erinnerung blieb durch die „Bäcker Stein'sche Stiftung“. Über ihre Ursprünge ist nichts bekannt. Verwaltet wurde sie durch die Bäckerzunft „zum

Elephanten“ bis zum Jahre 1838, als sie in die allgemeine Stiftungsverwaltung der Stadt Freiburg überführt wurde. Die Erträgnisse dieser Stiftung waren dazu bestimmt, bedürftige Angehörige der ehemaligen Bäckerzunft, dann der Bäckerinnung zu unterstützen. Im StadtAF (C 1 Stiftungen 3 Nr. 38 — Beckensteinsche Stiftung) findet sich das Schreiben eines Gervas Bissier von 1836. in dem u. a. steht: „... Schon vor 2 Jahren hat die Bäckerschaft auf mein Ansuchen abgestimmt, daß mir als einem der ältesten und armen Meister, auch weil meine Frau schon so viele Jahre in einem starken Grade mit der hinfallenden Krankheit behaftet ist, daß sie mit weiblichen Arbeiten nichts verdienen kann, wenn ein Überschuß an Kapitalzinsen ab besagter Stiftung vorhanden seyn wird, eine Unterstützung von demselben verabreicht werden soll.“ Gervas Bissier glaubte, der „Beckensteinsche Stiftungsverwalter Schneckenburger“ habe nun „gegenwärtig Ueberschußgelder bey Händen“, wurde aber von eben diesem abgewiesen, „weil ich als Spitalbürger schon meine Versorgung habe“. Bissier schloß seinen Antrag: „Ich bitte daher Einen Wohlhälllichen Gemeinderath gehorsamst, nach genommener Einsicht der Beckensteinschen Stiftungs-Urkunde, welche bei den Bäckermeisterschafts-Akten in Händen des Vorstandes liegen wird, mir lebenslänglich eine jährliche Unterstützung gnädigst auszumitteln.“ — Der Antrag wurde ernstgenommen; der Registrator des Archivs bekam — im April 1838 — den Auftrag „binnen 8 Tagen zu berichten, ob sich fragliche Stiftungsurkunde etwa im städtischen Archive vorfindet“. In einer ersten Stellungnahme wurde daraufhin vermerkt: „Über eine Bäcker Stein'sche Stiftung ist dem Unterzeichneten bisher noch nichts unter die Hand gekommen ...“ Damit endete — nach der Aktenlage — dieser Vorgang. — Zur weiteren Information verweisen wir auf: J. EHRLER, Die Weltlichen Ortsstiftungen der Stadt Freiburg, 1913. Noch 1885 wurde verfügt über ein Stiftungsvermögen von 1023 Mark, 1913 waren es 1107 Mark.

Bäckermeister Xaver Stein erfuhr schon zu Lebzeiten für sein engagiertes Bürgertum Anerkennung und Auszeichnung. Am 23. November 1794 erhielt er folgendes Schreiben des vorderösterreichischen Regierungspräsidenten Freiherrn von Sumerau: „An den Bürger und Beckermeister Stein dahier. — Es ist mir von dasiegem Stadtmagistrat die Anzeige gemacht worden, daß der bürgerliche Beckermeister Xaver Stein aus edlem Antrieb, die hiesige Fruchtpreise durch Zusammenfluß der Waare herabzusetzen, auf eigene Kosten ein Fruchtquantum in Schwaben aufgekauft, und um einen namhaft niedrigeren Preis, als der laufende war, auf dahiesigem Wochenmarkt käuflich ausgestellt habe. Da mir nun diese schöne Handlung des Beckermeisters Stein zu ganz besonderem Vergnügen gereicht, so halte ich es mir auch zur angenehmen Pflicht, solches demselben andurch mit deme zu erkennen zu geben, daß ich die von ihm durch oberwehntes Benehmen an Tag gelegte rechtschaffene Gesinnungen allerhöchsten Orten selbst anzurühmen wissen werde. — Freyburg am 23. November 1794 — Freyh. von Sumerau“.

Und die Antwort aus Wien ließ nicht lange auf sich warten; denn Xaver Stein erhielt bald schon einen Brief, datiert vom 31. 12. 1794, folgenden Inhalts: „An den Bürger und Bäckermeister Stein dahier.

Da mir durch Hofdekret vom 19. d. M. der Auftrage ertheilet worden ist, dem Bürger und Bäckermeister Stein dahier in Hinsicht auf die Ausstellung in der Ferne gekaufter Früchte auf hiesigem Markte wegen dieser patriotischen Handlung das höchste Wohlgefallen zu erkennen zu geben; so verweile ich nicht, demselben andurch hievon die Eröffnung zu machen. Freyburg, den 31. Dec. 1794“ (Original im Familienbesitz)

³ Vgl. P. STRACK, Ferdinand Stein, der Geschichtsschreiber von Lahr (1791–1835), in: ZGO 98, 1950, S. 443–469. Zu Steins Biographie ist wichtig die Würdigung von H. SCHREIBER im „Neuen Nekrolog der Deutschen“, 13. Jg., S. 424–428. Ferner stehen dem Stein Biographen etliche Materialien aus dem Stadtarchiv Lahr und aus dem StadtAF (Nachlaß Heinrich Schreiber; K 1/27–2 und 24) und insbesondere aus privatem Besitz Freiburger Familien zur Verfügung.

⁴ Vg. A. von KAGENECK, Das Ende der vorderösterreichischen Herrschaft im Breisgau, 1981, S. 80. Ganz allgemein: A. SCHMID, Der vorderösterreichische Breisgau zur Zeit der Französischen Revolution, in: Badische Heimat 69, 1989, S. 319–349.

⁵ Original im StadtAF (Sammelmappe Dwd 2).

⁶ Original im Österreichischen Staatsarchiv Wien, Abt. Haus, Hof und Staatsarchiv: Vorderösterreich.

⁷ Vgl. Die Zähringer. Veröffentlichungen zur Zähringer-Ausstellung, Freiburg i. Br. 1986, hg. v. K. SCHMID und H. SCHADEK. Hier speziell: J. GERCHOW, Ein zähringisches Königtum vor 180 Jahren? Zu einem Plan des badischen Ministers von Reitzenstein, in Bd. II, S. 437 ff. Zum selben Thema auch: K. GRUENINGER, Warum Baden unter Napoleon nicht Königreich wurde, in: Badische Heimat 34, 1954, S. 275–284.

- ⁸ Vgl. Original im Österreichischen Staatsarchiv Wien: Vorderösterreich.
- ⁹ Vgl. u. a. H. BENDER, Pro Patria. Medaille und Gedenktafel Anno 1814, in: Freiburger Almanach 1977, S. 29/30.
- ¹⁰ Zu Heinrich Schreiber u. a. F. PFAFF, Heinrich Schreiber. Gedenkblätter zum hundertsten Geburtstag des Freiburger Geschichtsschreibers, in: Sch 19, 1892, S. 1–7. H. BENDER, Heinrich Schreiber. Der Freiburger Historiker des 19. Jahrhunderts, in: ZBreisGV 94/95, 1976/77, S. 408–412. DERS. Aus dem Briefwechsel Heinrich Schreibers mit Jacob Burckhardt, in: ZBreisGV 97, 1978, S. 155–162. Vgl. insbesondere: W. RIEKE, Heinrich Schreiber 1793–1872 (Beiträge zur Freiburger Wissenschafts- und Universitätsgeschichte 9) 1956.
- ¹¹ Zitiert bei STRACK (wie Anm. 3) S. 447.
- ¹² Vgl. RENATE STEGMAIER, Die Freiburger Normalschule, in: Sch 90, 1972, S. 133–147. Ferner: ERIKA KLAPPER, Stadtentwicklung und Schulwesen in Freiburg i. Br. bis zur Gegenwart, 1982.
- ¹³ Vgl. „Neuer Nekrolog der Deutschen“ 1835, S. 424–428, mit der ausführlichen Würdigung Steins durch Schreiber.
- ¹⁴ Zitiert bei STRACK (wie Anm. 3) S. 448.
- ¹⁵ H. SCHREIBER, Freiburg im Breisgau mit seinen Umgebungen, 1825. Hier zitiert nach der 3. Auflage 1840.
- ¹⁶ Vgl. W. ANDREAS, Geschichte der badischen Verwaltungsorganisationen, 1913; speziell S. 170. Sehr systematisch zu diesem Thema: H. G. MERZ, Beamtentum und Beamtenpolitik in Baden. Studien zu ihrer Geschichte vom Großherzogtum bis in die Anfangsjahre des nationalsozialistischen Herrschafts systems (Forschungen zur oberrheinischen Landesgeschichte 32) 1984.
- ¹⁷ Zu Prof. Franz Müller u. a. H. MAYER, Kriegsblinde und die Freiburger Blindenanstalt, in: Sch 43, 1916, S. 34–60, hier S. 36 f.
- ¹⁸ Vgl. STRACK (wie Anm. 3) S. 425. Ferner: Evangelisches Kirchenbuch Lahr 1827.
- ¹⁹ „Geschichte und Beschreibung der Stadt Lahr und ihrer Umgebungen mit vorzüglicher Berücksichtigung der Handelsverhältnisse“ von F. STEIN, Amtmann zu Lahr. Bei J. H. GEIGER 1827. — Der Subskriptionspreis war zunächst festgesetzt auf 1 Gulden 24 Kreuzer; ab 1. November 1827 wurden dann 1 Gulden 52 Kreuzer verlangt. Vgl. hierzu auch E. ILL im „Alt Vater“ Nr. 5 der „Lahrer Zeitung“ vom März 1977: „Im März 1827 wurde Steins Geschichte der Stadt Lahr angekündigt“.
- ²⁰ Karlsruher Zeitung vom 22. November 1827. Dort ist u. a. zu lesen: „Wir haben ein Buch erhalten, worin gezeigt wird, was gesetzmäßige Freiheit, unbeschränkte Aufnahme von geschickten Bürgern, musterhafter Fleiß, unzerstörliche Liebe zur Ordnung und Sparsamkeit, beharrlicher Wille, richtig geleiteter Handels- und Spekulationsgeist, der alle Konjunkturen zu benutzen weiß, aus einer Stadt machen können, die weder an der Landstraße noch an einem schiffbaren Fluß oder Kanal liegt und mit den größten Hindernissen zu kämpfen hatte.“ Der Grund für das etwas überschwängliche Lob aus der Residenzstadt wird dann freilich doch noch erkennbar: „Gewiß, jeder Lahrer, jeder Badener, wird freudig in den Segenswunsch einstimmen, den Herr Stein, von patriotischen Gefühlen hingerissen, über unseren Landesvater Ludwig und den ganzen erlauchten Stamm der Zähringer ausspricht!“
- ²¹ Vgl. die Auszüge aus dem amtsärztlichen Gutachten von Dr. Ludwig/Lahr bei STRACK (wie Anm. 3) S. 458 f; dort auch die wenig erfreuliche Diagnose des Freiburger Universitätsprofessors Dr. Beck.
- ²² Ferdinand Stein profitierte damals wohl von einer Verwaltungsreform: 1832 wurde die Verwaltung des badischen „Kinzigkreises“ aufgelöst bzw. aufgeteilt unter die großherzoglichen Regierungen in Rastatt und Freiburg.
- ²³ Johann Voß (1783–1849, in Freiburg gestorben), großherzoglich-badischer Baurat, Weinbrenner-Schüler, Sohn des Dichters und Homer-Übersetzers Johann Heinrich Voß. Die Freundschaft mit dem Baumeister Voß war für Stein wohl kaum weniger wichtig als die Freundschaft mit Heinrich Schreiber.
- ²⁴ Vgl. u. a. F. HEFELE, Aus der Geschichte der Familie Geiges, in: Sch 63, 1936, S. 80–82.

„Die Bruderschaft zum ewigen Frieden in der Schnecken-Vorstadt zu Freiburg i. Br.“

Von
HERMANN BROMMER

In einem beschaulichen Winkel der Adelhauser Straße stehen die Klostergebäude des ehemaligen Dominikanerinnenkonvents „Adelhausen zu der Verkündigung Mariae der Jungfrau und Mutter Gottes und St. Catharinae“. Dieses „Weiße Kloster“ (einst wegen der weißen Ordenstracht der Schwestern so genannt) behielt als Sammelbecken Alt-Freiburger Kunst bis heute außerordentliche historische Bedeutung für die Stadt. Bei der Niederlegung der alten Vorstädte, die den Festungsanlagen französischer Ingenieure weichen mußten, waren auch die Gebäude mehrerer Klöster zerstört worden. Die Behörden der von 1677 bis 1697 französischen Stadt Freiburg genehmigten aber 1687 den vereinigten Dominikanerinnenkonventen, daß sie gemeinsam ein „Neü Closter in der oberen Gerberau oder Schneckenvorstadt“ bauen durften.¹ Dort gründeten 1742 die Bewohner der Schneckenvorstadt eine „Bruderschaft zum ewigen Frieden“ und erkoren die Adelhauser Neukloster-Kirche zu ihrem Bruderschaftsgotteshaus. Weil heute kaum mehr jemand davon weiß, möge zum 250jährigen Jubiläum jener ehemaligen Freiburger Stadtteil-Vereinigung eine 1843 herausgegebene Erinnerungsschrift über Gründung, Zweck, Säkularfeier, Mitglieder und Statuten der Bruderschaft zum ewigen Frieden berichten. Das Büchlein blieb im Erzbischöflichen Archiv Freiburg erhalten.² Als Verfasser fungierte der erzbischöfliche Hofkaplan und Dompräbendar Eduard Held (* 4. Januar 1812 in Konstanz, † 23. Januar 1852 in Freiburg).³ „Auf Verlangen“ hinterließ er uns folgende Zusammenstellung als Information:

„§ 1. Geschichtliche Einführung

Da im Jahre des Herrn 1742 allhier zu Freiburg die Bürger der Innenstadt mit einander in Streit und Uneinigkeit lebten; die in der Vorstadt aber in bester Eintracht verblieben waren, so schlossen eben diese Bewohner der Vorstadt ein Bündniß miteinander, aus welchem ihre Nachkömmlinge ersehen können, wie einig sie gewesen sind. Es sollen nämlich, wenn Gott der Allmächtige Eines der Ihrigen von dieser Welt abfordert, für seine Seele 3 heilige Messen in dem Gotteshaus Adelhausen gelesen, die Kerzen hiezu von den Verbündeten selbst aufgesteckt, und die Priester, die Ministranten, und der Umsager und Sakristan, durch einen jedesmaligen Beitrag von 4 kr. [Kreuzern] von jedem Mitglied, wie folgt, bezahlt werden:

3 heilige Messen, à 24 kr.	1 fl. [Gulden]	12 kr.
3 Ministranten, à 2 kr.	—	6 kr.
Dem Sakristan	—	30 kr.
Dem Umsager	—	<u>12 kr.</u>
S.	2 fl.	—

§ 2. Zweck der Bruderschaft

Erneuerung der Gottes- und Nächstenliebe, oder des ewigen Friedens und der Einigkeit beim heiligen Meßopfer für die Verstorbenen, dessen Wirkung, wie die Liebe der Mitglieder, über das Grab hinausreicht.

Ein ununterbrochenes Verzeichnis der Mitglieder dieses Bündnisses und ihrer Beiträge beurkundet auch, wie sehr dieser Zweck festgehalten wurde; und der heilige Eifer der jetzt lebenden Vorstädter, das Säkularfest würdig zu begehen, ist Bürgschaft für ein neues Jahrhundert seiner Existenz.

§ 3. Die Feyer dieses Tages

Vor 8 Uhr Morgens versammelten sich die Mitglieder der Bruderschaft, um statt den Senior Johann Nepomuk Moser, (welcher wegen Kränklichkeit nicht am Feste Theil nehmen konnte), den wirklich ältesten Vorstädter Michael Blaile, und dessen Ehefrau Anna Blaile, als Seniorinn der Frauen, in die Kirche abzuholen. Voraus gieng im weißen Kleide mit schwarzem Halstuche ihre achtjährige Enkelin Henriette, Tochter des Bäckers Joseph Blaile. Sie trug in ihren zarten Händchen das Urkundenbuch, eingehüllt in schwarzen Flor, und auf demselben einen Myrtenkranz. Ehrfurchtsvoll in der Kirche angelangt legte sie Beides auf das Todtengerüste, auf welchem und um welches, so wie auf den schön gezierten Altären 32 Kerzen brannten; überdieß waren die Stapfeleien, 10 Stühle und die Kanzel mit schwarzen Tüchern bedeckt, und auf der ersten Bank der Frauenseite nach alter Sitte 26 Wachsstöcke aufgepflanzt.

Der feierliche Gottesdienst begann mit einer Rede, welche der Hochwürdige Erzbischöfliche Hofkaplan Eduard Held hielt.

Nach dieser Rede hielt derselbe auch das Trauer-Amt, unter welchem noch 3 heilige Messen gelesen, und von den Ehrwürdigen Institutsfrauen [Dominikanerinnen]⁴ ernste und ergreifende Gesänge ausgeführt wurden. Das Bahrgebet: Ps. 79: „Aus der Tiefe meiner Leiden, rufe ich zu Dir, o Herr!“ mit der üblichen Fürbitte für die Verstorbenen, und die Besprengung der Bahre mit Weihwasser bildete den Schluß des Gottesdienstes. Still und manche Thräne der Rührung im Auge verließ man die mit Menschen dicht gedrängte Kirche. Eine Deputation stattete den Geistlichen und den Institutsfrauen den aufrichtigen Dank ab. Abends aber nach 7 Uhr kamen die Männer mit ihren Frauen nochmals zusammen, und zwar zu einem kleinen Nachtmahl bei Hrn. Kranzwirthe Johann Baptist Trescher. Dasselbst war im Festlocal eine Tafel, bekränzt und mit weißem Flor umhüllt, aufgehängt, worauf die Namen der jetzt lebenden Mitglieder standen. Frohsinn würzte das einfache Mahl, nach welchem durch Bäcker Joseph Blaile dem Ehrwürdigen Convente Adelhausen ein dreimaliges Lebehoch ausgebracht wurde, wie solches vom Convente beim Mittagmahl auf die Vorstädter geschehen ist. Nur zu schnell verflossen die wenigen Stunden, die aber im ewig freundlichen Andenken verbleiben werden.



§ 4. Verzeichniß der Mitglieder

a. Männer

Herr Johann Nepomuk Moser, Fischer, senior. †	Herr Joseph Kerkenmaier, Gerber. †
Herr Michael Blaile, Bäcker. †	Herr Ignaz Xaver Stutz, Gerber. †
Herr Joseph Ignaz Moser, Fischer. *	Herr Joseph Schnetz, Zimmermann. †
Herr Marx Kenk, Wagner. †	Herr Joseph Kammerer, Müller.
Herr Joseph Link, Mechanikus. †	Herr J. Bapt. Trescher, Kranzwirth.
Herr Amatus Gegg, Bäcker. †	Herr Franz Joseph Ruef, Bäcker. †
Herr Philipp Jehle, Müller. †	Herr Joseph Blaile, Bäckermeister. †
Herr Ignaz Eck, Zunftmeister. †	Herr Joseph Lederle, Schreiner. †
Herr Xaver Kohler, Metzger. *	Herr Simon Spreter, Zunft- und Metzgermeister. †

Herr Mathias Menner, Rebmann. †
Herr Fr. Xaver Knupfer, Gerber. †
Herr Anton Fuchs, Müller. †
Herr Joseph Konrad, Hufschmidt.
Herr Anton Gruber, Metzger. †
Herr Dom. Weckerle, Nagelschmidt. *
Herr Johann Weckerle, Schlosser. †
Herr Anton Löffler, Sattlermeister.
Herr Georg Busset, Wagner. †
Herr Andreas Ketterer, Müller. †
Herr Joseph Thoma, Wagner. †

Herr Georg Stolz, Zunft- und
Gerbermeister.
Herr Xaver Beh, Bäcker.
Herr Joseph Albrecht, Maurer. †
Herr Ferd. Hauser, Nagelschmidt.
Herr Johann Baptist Metzler,
Leistschneider. †
Herr Karl Kürzel, Zimmermeister.
Herr Karl Gegg, Bäcker. †
Herr Nepomuk Roth, Fuhrmann. †
Herr Michael Schweizer, Fuhrmann. †

b. Frauen

Anna Blaile, seniorinn. †
Barbara Kenk. †
Katharina Metzler. †
Magdalena Link. †
Cezilia Beh. †
Anna Jehle. †
Magdalena Heußler. †
Sophia Konrad. †
Magdalena Kohler.
Agatha Dörflinger. †
Katharina Kuenzer. †
Katharina Fuchs. †
Eva Gruber. †
Creszentia Spreter.
Anna Menner. †
Agatha Rees.
Theresia Schnetz.
Barbara Weckerle. †
Barbara Weckerle.
Anna Steinhart. †
Katharina Schnetz. †
Anna Kerkenmayer. †

Karolina Bartenstein. †
Josepha Drientel. †
Franziska Mentele. †
Creszentia Kammerer. †
Anna Ruef.
Scholastika Trescher. †
Theresia Blaile. †
Elisabetha Lederle. †
Walburga Stolz. †
Franziska Beh. †
Franziska Albrecht.
Josepha Metzler.
Creszentia Hauser.
Maria Löffler. †
Josepha Busset.
Josepha Ligibel.
Karolina Ketterer. †
Agatha Thoma.
Maria Roth.
Maria Gegg. †
Karolina Schweizer.

Neu eingetretene Mitglieder:

Alexander Fehrenbach, Hafner. †
Franz Joseph Künzler, pens.
botanischer Gärtner. †

Theresia Künzler. †
Karl Zimmermann, Lohnkutscher.
Sophia Zimmermann.

§ 5. Erneuerte Statuten

1) Nur in der Vorstadt Wohnende, und zwar nur Hauseigenthümer, Frauen wie Männer, können in die Bruderschaft aufgenommen werden.

- 2) Der Eintritt in die Bruderschaft hat innerhalb 3 Jahren nach Antritt oder Ankauf eines Hauses zu geschehen. Sollte jedoch ein Hausbesitzer erst nach Verfluß dieser Zeit noch Mitglied des Vereins zu werden wünschen, so hat derselbe eine kleine Einlage zu entrichten.
- 3) Zieht aber Jemand aus derselben und entrichtet seine Gebühr fort, so bleibt es Mitglied wie vorhin.
- 4) Zur Vorstadt gehörten die Häuser vom Martinsthor an bis zum Breisacherthor, die Gerberau bis einschließlich der Stöckelmühle [Gerberau 28], die Fischerau einschließlich die Bruckmühle [wohl identisch mit der Spitalmühle, Fischerau 2], der Viehmarktsplatz, die Blumen-, Schlachthaus- und Hirschgasse, [heute: An der Mehlwaage, Metzgerau, Humboldtstraße].⁵
- 5) Fortan sollen aber auch die, welche diesen Sommer in gerader Richtung hinter dem jetzt abgebrochenen sogenannten Katzenturm gebaut haben, wenn sie es wünschen, aufgenommen werden.



Adelhauser Kirche. Vignette aus der Stadtansicht von Joseph Wilhelm Lerch, 1852.
(Stadtarchiv Freiburg, M 734/16842)

- 6) Gleich nach dem Tode eines Mitgliedes wird die Gebühr eingefordert.
- 7) Der sie sammelt, bezahlt die Kerzen, die hl. Messen, den Sakristan und die Ministranten.
- 8) Die 3 hl. Messen müssen gleich nach den Opfern gelesen werden, und zwar den Tag nachher, wenn nicht ein Sonn- oder Feyertag dazwischen fällt, wo es dann den folgenden Tag zu geschehen hat, und nur in der Klosterkirche Adelhausen.
- 9) Die Anverwandten erscheinen wie bei den Opfern, aber auch sämtliche Mitglieder sind anzuwohnen gehalten.“

Das dem Urkundenbuch der Bruderschaft beigeheftete Exemplar der Erinnerungsschrift von 1843 wurde für kleinere handschriftliche Einträge benutzt. Wenn ein Bruderschaftsmitglied starb, wurde hinter dessen Namen ein Kreuzchen beigelegt. Beim Tod des Hofkaplans Eduard Held erhielt der Verfasser der Erinnerungsschrift jedoch einen besonderen Eintrag: „Den 23ten Jenner 1852 Mittags 12 Uhr starb unser Ehrenmitglied, betrauert von Allen, an einem Hirnschlag schnell. H: Dompräbendar Held. Ruhe sanft.“

Pfarrer a. D. Felizian Engler griff in seiner „Geschichte des Klosters Adelhausen“ von 1859, in der er auch die „Bruderschaft zum ewigen Frieden“ beschreibt, das abschließende kleine Kapitel der Erinnerungsschrift noch einmal auf, indem er zitierte:

„§ 6. Frommer Wunsch

Möge es den Nachkommen gefallen, schon nach 50 Jahren eine ähnliche Feyer zu begehen, zumal, wenn einige der jetzigen Generation noch so viele Jahre erreichen sollten; denn es ist unstreitig, wie eine solche Feyer den bürgerlichen und religiösen Sinn befördert.“⁶

Anmerkungen

- ¹ H. BROMMER, Freiburg Adelhauser Klosterkirche. Kleiner Schnell-Kunstführer Nr. 1090. München 1976, S. 2/3.
- ² Erzbischöfliches Archiv Freiburg, Handschrift 593, Urkundenbuch der Bruderschaft zum ewigen Frieden in der Schneckenvorstadt 1842. Darin ist die kleine Druckschrift des Jahres 1843 zur Erinnerung an das hundertjährige Jubiläum eingebunden; ein weiteres Exemplar findet sich in der Bibliothek des Stadtarchivs Freiburg (Dwe 3720; s. auch Abbildung). Vgl. auch FELIZIAN ENGLER, Geschichte des Klosters Adelhausen/1859, S. 390/394: Stadtarchiv Freiburg, B 1, Nr. III.
- ³ Erzbischöfliches Archiv Freiburg, Priesterkartei der Erzdiözese Freiburg.
- ⁴ Der Konvent der Freiburger Dominikanerinnen, der 1786 seine Klausur aufgeben mußte, eine Mädchenschule eröffnete und 1811 dem „Regulativ für die kath. weibl. Lehr- und Erziehungs-Institute des Großherzogtums Baden“ unterworfen wurde, bekam am 15. November 1867 den Auflösungsbeehl des badischen Großherzogs zugestellt.
- ⁵ H. FLAMM, Geschichtl. Ortsbeschreibung der Stadt Freiburg i. Br. Bd. II: Häuserstand 1400–1806 (Veröff. aus dem Archiv der Stadt Freiburg i. Br. 4) 1903, S. 63, 85. A. POINSIGNON, Geschichtl. Ortsbeschreibung der Stadt Freiburg i. Br. Bd. I: Straßen und Plätze (Ebd. 2) 1891, S. 80, 98, 132. Nach dem Adreßbuch der Stadt Freiburg von 1843 waren die in der Bruderschaftsliste genannten Müller Josef Kammerer und Andreas Ketterer Inhaber der „Stöcklin- oder Struben-Mühle“ Gerberau 28 bzw. der Spitalmühle Fischerau 2.
- ⁶ Engler, wie Anm. 2, S. 394.

Das Leben des Georg von Langsdorff: Turner, Revolutionär und Wissenschaftler

VON
GUNDA WEGNER

* 14. Juli 1822 Rio de Janeiro/ Brasilien, ev., † 26. Dezember 1921 Freiburg.
Vater: Georg Heinrich (1774-1852), Arzt, Naturforscher, russischer Staatsrat.
Mutter: Wilhelmine, geb. von Langsdorff. Geschwister: 8.
Ehe: 1848, Amalie, geb. Wischek, Kinder: 1 Sohn.

- 1830 Rückkehr nach Europa; Familie zieht nach Freiburg i.Br.; Schulbesuch und Abitur.
- 1843—1848 Studium der Medizin in Freiburg und Heidelberg, ohne Abschluß.
- 1846 Gründung des Heidelberger Turnvereins 1846.
- 1846/7 Gründung des Freiburger Turnvereins „1844“.
- 1848 Anführer der Aufständischen in Freiburg, Flucht in die Schweiz.
- 1849—1862 Exil in USA; berufliche Tätigkeit als praktischer Arzt und Geburtshelfer, Studium der Zahnheilkunde.
- 1862—1870 Niedergelassener Zahnarzt in Mannheim.
- 1870 Niederlassung als Zahnarzt in Freiburg; Ausbilder und inoffizielle Tätigkeit als Dozent und Examinator an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg.
- 1874—1879 Standespolitische Tätigkeit.
- 1877 Antrag an den Senat der Universität Freiburg; Gesuch zur Errichtung einer akademischen Ausbildungsstätte für Zahnärzte.
- 1890 Langsdorff scheitert mit seinem Projekt einer Kneipp'schen Heilanstalt; Tod der Ehefrau; bis zu seinem Tod lebt Langsdorff als Pfründner im Evangelischen Stift, Freiburg.
- 1895 Ehrenmitglied der Turnerschaft.
- 1905—1910 Aufenthalt in USA und Mexiko in Begleitung seiner Lebensgefährtin.

Georg von Langsdorff ist nicht vergessen. In ganz unterschiedlichen Kreisen fällt mit einer gewissen Regelmäßigkeit sein Name: die Turnerschaft in Heidelberg und Freiburg erinnert sich seiner anlässlich von Vereinsjubiläen, Einweihungen von Erweiterungsbauten u. ä.; die Schilderung der Errichtung der Freiburger Zahnklinik benennt ihn als ersten inoffiziellen zahnärztlichen Dozenten, Examinator und nicht zuletzt als

denjenigen, der 1877 (also noch sieben Jahre vor der Realisierung der ersten staatlichen Zahnklinik Berlin 1884) mit seinem Antrag an den Senat der Universität Freiburg die Schaffung einer staatlichen zahnheilkundlichen Lehranstalt forderte. Dieser Plan wurde erst 15 Jahre später umgesetzt, allerdings unter der Leitung eines anderen. Eine erste späte Würdigung seiner außerordentlichen und unermüdlichen Anstrengungen als zahnärztlicher Lehrer, Forscher, Standespolitiker und hochbegabter Praktiker erfuhr Langsdorff 1953 in einer dreiseitigen Veröffentlichung durch Gerhard Diezemann in der „Zahnärztlichen Welt.“ Eine geschichtliche Betrachtung der Ereignisse während der ersten Volkserhebung 1848 in Freiburg, wo das revolutionäre Tun auch sein vorläufiges Ende fand, kommt ebenfalls an Langsdorff, dem gewählten Anführer der Aufständischen, nicht vorbei. Nicht unbekannt ist Langsdorff zudem historisch interessierten Parapsychologen durch seine über 800 Veröffentlichungen.

Einer Bitte entsprechend verfaßte der 91jährige Langsdorff seine „Erinnerungen“. ¹ Waren die ersten Jahrzehnte seines Lebens gekennzeichnet von seinem kämpferischen Naturell, das er in den Dienst einer von ihm als moralisch notwendig und richtig erkannten Sache — die damals hochbrisante Idee des Turnens, die Schaffung einer Republik — stellte, wurde der in USA ausgebildete Zahnarzt danach zu einem unermüdlichen Mahner, der jede Möglichkeit ergriff, Mitstreiter für seine langfristigen Zielsetzungen — Errichtung akademischer Lehranstalten zur gründlichen Ausbil-



Abb. 1 Dr. Georg von Langsdorff. (Privatbesitz)

derung einer künftigen Zahnmedizinergeneration sowie Schaffung eines geachteten und angesehenen Berufsstandes — zu gewinnen. Spätestens ab Mitte der achtziger Jahre des vergangenen, wissenschaftsgläubigen Jahrhunderts setzte sich Langsdorff mehr und mehr für eine integrative Sicht des Menschen und seiner körperlichen und geistigen Erkrankungen ein. Als überaus überzeugter Anhänger eines theistischen Okkultismus bekamen Seele und Moral für ihn eine große Bedeutung. In seinen letzten drei Lebensjahrzehnten erhielt deshalb die Sinnfrage zentrale Bedeutung. So schreibt er 1913 im Vorwort zu seinen Lebenserinnerungen: „Die Vorsehung, Gottheit, Weltgeschichte, Zeitgeist, Fortschrittsgesetz, oder wie man es nennen mag, weiß es besser als wir (uns noch in der Kindheit befindlichen Menschheit), welche Mittel notwendig sind, um uns Menschen zu immer größeren und reiferen Erkenntnissen zu bringen, warum wir unsere Existenz auf dieser Welt erhalten haben. Ja, warum? Zu welchem Zweck habe ich meine Existenz erhalten??“

Unter großer Einsatzfreudigkeit vorwärtsstrebend, so läßt sich ganz knapp der Erfolg Langsdorffs erklären. Intelligent und breit interessiert, handwerklich begabt, souverän und wortgewandt im Auftreten, aus einer angesehenen Familie stammend, bis ins hohe Alter von bemerkenswerter Agilität, so erwarb sich Langsdorff nicht nur die Bewunderung seiner Umgebung, sondern auch deren engagiertes Mittun. Hinderlich war sein bisweilen aufbrausendes Temperament. Seine zunehmenden spiritistischen Neigungen waren seinem gesellschaftlichen Ansehen in der katholisch geprägten Kleinstadt Freiburg eher abträglich.

Georg von Langsdorff entstammte einer bekannten Familie: sein Großvater väterlicherseits war Gottlieb Ämilius Langsdorff,² letzter nassauischer Oberamtmann im badischen Lahr, später Landvogt in der Kurpfalz. Seine berufliche Karriere beendete er als Direktor am Großherzoglichen Oberhofgericht in Mannheim. Sein Vater Georg Heinrich³ (1774—1852) wurde nach dem Studium der Medizin und Naturwissenschaften in Göttingen Leibarzt des Prinzen Christian von Waldeck in Portugal, wo er sich späterhin als selbständiger Mediziner niederließ. 1803 zum korrespondierenden Mitglied der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg ernannt, nahm er im gleichen Jahr auch an der ersten russischen Weltumsegelung unter Kapitän von Krusenstern teil (1803—1807). Die Ernennung zum ersten russischen Generalkonsul in Brasilien erhielt er 1812. In den folgenden beiden Jahrzehnten widmete sich Georg Heinrich von Langsdorff aber vor allem der botanischen zoologischen und geologischen Erforschung seiner neuen Heimat. Von 1825—1829 leitete er eine großangelegte Expedition ins Innere Brasiliens, in deren Verlauf er an Malaria und Gehirntypus erkrankte. Dadurch sah sich die Familie Langsdorff gezwungen, mit ihren fünf Kindern nach Europa zurückzukehren. Georg war der am 15. Juli 1822 in Rio de Janeiro Erstgeborene. Seine Kindheit verbrachte er bis zu seinem neunten Lebensjahr auf dem großen Landgut Mandioca, das sein Vater 1816, also sechs Jahre vor der Eheschließung mit der 27 Jahre jüngeren Cousine Wilhelmine (Tochter des württembergischen Majors Alexander von Langsdorff) erworben hatte. Neben ihr kümmerten sich die Großmutter und eine weiße Wärterin um die Erziehung; Spielkameraden waren die Geschwister und Kinder der Negerklaven, die sein Vater im Landbau — Georg Heinrich von Langsdorff gehörte zu den Pionieren des Kaffeeanbaus in Brasilien — beschäftigte. Später erteilte ein pensionierter Major von Sevelo



Abb. 2 Gottlieb Aemilius Langsdorff im Jahre 1778. (Langsdorff, wie Anm. 2)

ihm und seinem jüngeren Bruder Wilhelm Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen. Insgesamt waren die Jahre in Brasilien eine glückliche Zeit. Das Haus der Langsdorffs bildete eine Art kulturelles Zentrum, das aber nicht nur bedeutende Gelehrte anzog, sondern in dem sich auch der Kaiser, Angehörige des Hofes, Diplomaten, Militärs und Künstler einfanden. Nach Europa zurückgekehrt, lebte die nun sechs Kinder zählende Familie zunächst in Baden-Baden, später übersiedelte sie endgültig nach Freiburg im Breisgau. Georg und ein jüngerer Bruder verlebten diese Zeit bei einem protestantischen Pfarrer nahe Kehl; sie sollten dort deutsch lernen. Hier empfand sich das Kind Georg erstmals als „besonderer“ Mensch; war er doch Sohn eines russischen Staatsrates, der in den damaligen Schulbüchern unter den ersten Weltumseglern genannt wurde.

Zehnjährig kam Georg in Freiburg auf das Gymnasium, wo ihn insbesondere Geographie, Geschichte und Naturgeschichte zu fesseln vermochten; in seiner Freizeit

legte er Käfer- und Schmetterlingssammlungen an. Später sollte Georg von Langsdorff seinen Eltern und Lehrern den Vorwurf machen, dieses Talent in ihm nicht gesehen und gefördert zu haben. Im Wintersemester 1843 nahm er das Studium der Medizin in Freiburg⁴ auf, wechselte für ein Jahr an die Heidelberger Universität⁵, um Ende 1846 in seine Heimatstadt zurückzukehren. Zu dem im Jahr 1848 geplanten Examen konnte er nicht antreten; in den damaligen politisch aufgeregten Zeiten hatte Georg, immer aktiver werdend, Position bezogen. Freude an der körperlichen Erüchtigung hatte ihn in die Kreise der Turnerschaft gebracht, von dort war es bis zu der Rolle, die ihm in der ersten Badischen Volkserhebung⁶ als gewähltem Anführer der Aufständischen zufiel, nicht weit. Nachdem auch der zweite Aufstand⁷ niedergeschlagen wurde, blieb dem mittlerweile steckbrieflich Gesuchten⁸ nur der Weg ins Exil nach USA. Nach Brasilien auszuwandern verbot sich Langsdorff wegen der dortigen monarchistischen Regierungsform. Begleitet wurde er von seiner späteren Ehefrau. Georg von Langsdorff ließ sich zunächst in Erie/Pennsilvanien als Chirurg und Geburtsarzt nieder, bis ihn seine Gesundheit betreffende Befürchtungen und die Suche nach einer adäquaten Schule für seinen 1850 geborenen Sohn veranlaßten, 1856 nach Cleveland/Ohio umzuziehen. Zudem lebte dort der Bruder Heinrich. Auch hier war Langsdorff sehr erfolgreich. Was ihn veranlaßte, an dem neuen Wohnort das

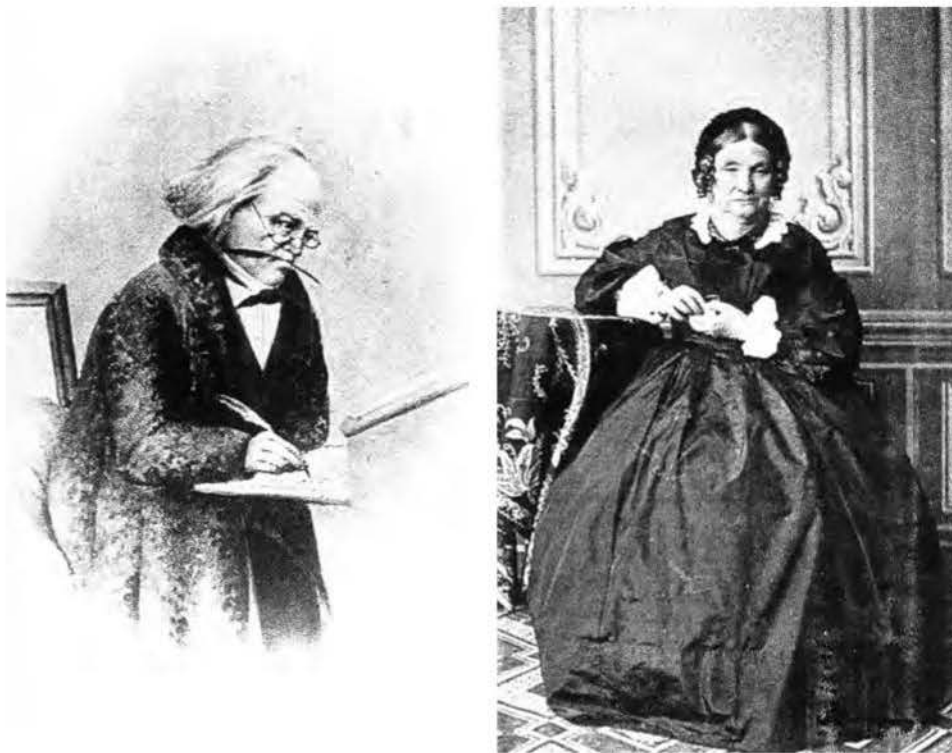


Abb. 3 und 4 Georg Heinrich von Langsdorff und seine Ehefrau Wilhelmine. (Becher, wie Anm. 3)

Studium der Zahnheilkunde aufzunehmen, ist weder durch Primär- noch Sekundärliteratur zu klären. Sicher ist der Erwerb des D.D.S.-Grades⁹ 1861 in Cleveland, ein Jahr bevor er aufgrund der erfolgten Amnestie in Baden nach Deutschland zurückkehrte und in Mannheim für acht Jahre in eigener Praxis als Zahnarzt tätig wurde. In dieser Zeit begann seine rege und kenntnisreiche schriftstellerische Tätigkeit für Europas erstes zahnmedizinisches Fachblatt, den „Zahnarzt“¹⁰. 1870 verlegte er seine Praxis nach Freiburg, die er wahrscheinlich bis 1885 führte. Zunehmend galt sein Interesse nun dem Spiritualismus. Zwei Jahre vor dem Tod seiner Ehefrau 1892 unternahm er, als erster in Freiburg und schon bald 70jährig den Versuch, eine Heilanstalt nach Pfarrer Kneipp mit angeschlossener Pension zu betreiben. Für diese Art Privatklinik blieb ihm jedoch die behördliche Genehmigung versagt, und er mußte sie wieder schließen.

Ende 1892 kam es zur Versteigerung seines Freiburger Hauses; Langsdorff kaufte sich in das Evangelische Stift am Ort ein. Nach wie vor bereicherte er die spiritistische Presse mit etlichen größeren und kleineren Beiträgen; 79jährig unternahm er zudem eine 14tägige Vortragsrundreise zu acht spiritistischen Vereinen (Berlin, Dresden usw.). Getrieben von dem Wunsch, am Experiment eines besseren Zusammenlebens von moralisch geläuterten Menschen teilzunehmen, verließ Georg von Langsdorff im Frühjahr 1905 Freiburg, um in der Gralkolonie Mountain Home¹¹ in den Vereinig-



Abb. 5 Evangelisches Stift Freiburg. (125 Jahre Ev. Stift, 1984, S. 57)

ten Staaten zu wirken. Dort mußte er die betrügerischen Absichten des Gründers erkennen und rückte schließlich auch von seinen eigenen Wunschvorstellungen ab. Dennoch hielt er sich für mehrere Jahre in den USA und Mexiko auf, bis er im Spätjahr 1910 ins Freiburger Stift zurückkehrte.

Der 90jährige Langsdorff war erstaunlich rüstig und geistig frisch: lange Spaziergänge, Klavierspiel, wöchentliche Diskussionsrunden (so heißt es z. B., er habe in der Freiburger Museumsgesellschaft hohes Ansehen genossen), das Verfassen einzelner Zeitschriftenartikel und Gedichte füllten seine Tage aus. Als politisch interessiertem Menschen war für ihn der Ausbruch des Ersten Weltkrieges vorhersehbar gewesen. Nachdem sich Langsdorff gut von einem 1917 erlittenen Schlaganfall erholt hatte, zog er sich im darauffolgenden Jahr bei einem Sprung aus der Straßenbahn Verletzungen zu, die ihn bis zu seinem Tod ans Bett fesselten. Am 26. Dezember 1921 verstarb Georg von Langsdorff im Alter von 99½ Jahren im Evangelischen Stift in Freiburg.¹²

Im folgenden werden aus Gründen der Übersichtlichkeit wichtige Lebensabschnitte Langsdorffs jeweils gesondert betrachtet.

Badische Revolution

Freude an Bewegung brachte Langsdorff zum Turnen. In Turnvereinen bildete sich damals mehr und mehr ein politisches Bewußtsein heraus, das schließlich auch in der Bevölkerung auf Resonanz stieß. Langsdorffs Engagement führte zu seiner aktiven Beteiligung an den ersten beiden badischen Volkserhebungen. Es ist bemerkenswert, daß Langsdorff weder in seiner Autobiographie noch in einem selbstverfaßten Nachruf dazu Stellung nimmt. Das verwundert, wäre doch zum einen Langsdorffs Leben völlig anders verlaufen, wenn er sich als steckbrieflich Gesuchter nicht gezwungen gesehen hätte, nach USA ins Exil zu gehen; zum anderen hielt die auf Gegenseitigkeit beruhende Verbundenheit mit dem Freiburger Turnverein bis zu Langsdorffs Tod 73 Jahre nach den aufgeregten Tagen im Jahre 1848. Etwas genauer über jene Zeit äußert er sich in dem 1895 veröffentlichten Bericht „Das Entstehen des Turnens in Freiburg in Baden und seine Bedeutung im Jahre 1848“.¹³

Nachdem badische Gymnasiasten spätestens seit 1834 turnen durften, war Langsdorff mit Können und Freude von Anfang an dabei. Später unternahm man gemeinsam Turnfahrten, die mit Kriegsspielen verbunden waren, und Langsdorff entwickelte 1841 mit anderen ein neues Konzept des Turnens: Turngeräte und Massenübungen wurden eingeführt. So brachte Langsdorff die notwendigen Voraussetzungen mit, als es 1845 galt, in Heidelberg — er studierte dort zwei Semester lang Medizin — einen allgemeinen Turnverein zu gründen; dieser zählte bereits nach kurzer Zeit über 300 Mitglieder.¹⁴ Langsdorff engagierte sich in dieser Zeit politisch ganz konkret: mit anderen Studenten beobachtete er vor Ort Versammlungen der zweiten badischen Kammer, um das Gehörte sonntags darauf Bauern in der Umgebung auf seine Weise weiterzugeben. Presse- und Meinungsfreiheit waren den Studierenden das zentrale Anliegen. Zum Wintersemester 1846 kehrte Langsdorff an die Universität Freiburg zurück und regte auch hier die Gründung eines Turnvereins an; er wurde denn auch dessen erster Turnwart.¹⁵ In den Gesang- und später auch



Abb. 6 Ausflug des Heidelberger Turnvereins 1896; Langsdorff im weißen Jackett.
(Archiv des Heidelberger Turnvereins)

Schützenvereinen fanden die Turner Menschen mit ähnlicher politischer, insbesondere national gesinnter Ausrichtung. Unruhige Zeiten ahnend, übten sich die Turner zunehmend militärisch ein. Das gipfelte zu Beginn des Jahres 1849 im Verbot der Turnvereine wegen ihrer angeblichen Verfolgung staatsgefährdender Zwecke.

Dem Verbot war im März 1848 die erste badische Volkserhebung vorausgegangen. Nachdem sich die Hoffnung der „entschiedenen Verfassungsfreunde“ in Baden auf das in Frankfurt tagende Vorparlament nicht erfüllt hatten, erhoben sich Freiwilligenscharen unter Führung Heckers zum bewaffneten Aufstand mit dem Ziel der Verwirklichung einer sozialen Republik. In vier Heeressäulen wollte man vom Oberland aus nach Karlsruhe, dem Sitz des Großherzogs, marschieren. In Freiburg fanden sich am 23. April 1848 etwa 1600 Bewaffnete auf dem Münsterplatz ein; nachdem von verschiedenen Seiten Reden gehalten worden waren, war man um so entschlossener, den Worten Taten folgen zu lassen. Georg von Langsdorff wurde unter gewaltigem Jubel zum Oberanführer vorgeschlagen.¹⁶ Nach einigem Zögern willigte er ein, die Aufgabe vorübergehend, d. h. bis zum Erscheinen Heckers zu übernehmen. Durch Gewalt kam man in den Besitz der Kanonen der Bürgerwehr, aber es fehlte an Munition, einheitlichem Handeln und pünktlicher Ausführung der Befehle Langsdorffs. Zum offenen Kampf mit den auf großherzoglicher Seite eingesetzten 8 000 Hessen und

Nassauern kam es zwei Tage später; durch deren Überlegenheit an Material und kämpfenden Soldaten war das Schicksal der Aufständischen besiegelt. Kurzzeitig noch setzte Langsdorff Hoffnung auf rasche Hilfe durch die anrückenden Freischartruppen. So begab er sich auf den Münsterturm, um nach Hecker und seinen Getreuen Ausschau zu halten. Das brachte ihm den Beinamen „Münstergeneral“¹⁷ ein. Noch 1954 erinnerte hieran ein 22-Personen-Stück, das bei der 110-Jahrfeier des FTV im Großen Haus der Städtischen Bühnen Freiburg unter dem Titel 'Der Münstergeneral' zur Aufführung kam.

Nachdem Langsdorff die Aussichtslosigkeit der Lage erkannt hatte, gab er den Befehl zum Rückzug. Er selbst floh zu Fuß über Freiamt nach Offenburg. Durch die heimliche Hilfe seiner Eltern brachte sich Langsdorff in den Besitz von Frauenkleidern und setzte seine Flucht, als Dame verkleidet, in der Eisenbahn fort. Sein Ziel war das französische Straßburg, wo sich auch andere Flüchtlinge hingerettet hatten und wo man Langsdorff bereits gefangen genommen oder erschossen wähnte. Noch wochenlang zehrte die gefährvolle Flucht an Langsdorffs Nerven. Als durch die französische Reaktion den badischen Flüchtlingen der Aufenthalt an der Grenze verboten wurde, zog Langsdorff mit den anderen nach Muttenz in die Schweiz.¹⁸ Resümierend konstatierte Langsdorff später, daß Hecker u. a. ihr „Unternehmen“ verfrüht begonnen hätten; sie hätten nicht die vielen Halbentschlossenen gesehen, sondern zu sehr auf die von Gesinnungsgenossen erhaltenen Briefe und die vielfach im stehenden Heer wankend gewordenen Soldaten gesetzt. Von einzelnen Kompanien hatte Hecker sogar die schriftliche Zusicherung erhalten, daß sie nicht aufs Volk schießen würden. Georg von Langsdorff hat sich von der Echtheit dieser Briefe überzeugen können. Eine Rückkehr nach Baden war dem wegen Hochverrats behördlich zur Fahndung ausgeschriebenen Langsdorff nicht möglich. Die Akten des damaligen Ministeriums des Inneren nannten den „Hauptteilnehmer“ Langsdorff „Generalissimus der Aufständischen gegen die Reichstruppen“.

Von ihren Zielen mochten die Teilnehmer der ersten Badischen Revolution nicht lassen, und so versuchte man von der Schweiz aus, am 21. September 1848 eine zweite Volkserhebung zu initiieren. Struve hatte sich an ihre Spitze gesetzt und proklamierte vom Lörracher Rathaus hinunter die „soziale Republik“: Wohlstand, Bildung, Freiheit für alle. Am folgenden Tag stieß auch Langsdorff mit anderen dazu. Sie zogen mit einiger Mannschaft nach Schopfheim, um von da mit der aufzubietenden Bevölkerung des Schwarzwaldes über Schönau und Todtnau nach Freiburg loszumarschieren. Der Aufstand breitete sich rasch über das badische Oberland aus, wurde dann aber am 26. September von der Übermacht badischer Truppen bei Staufen niedergeschlagen. Den Winter 1848/49 verbrachte Langsdorff in Zürich und besuchte dort die Klinik von Professor Hesse; welcher Tätigkeit er dort nachging entzieht sich der Kenntnis. Vermutlich brachte er sich durch Mitarbeit in den Besitz der notwendigen Geldmittel, um seine geplante Übersiedlung nach USA zu finanzieren. Zwar hätte es seine Mutter lieber gesehen, wenn er nach Brasilien ausgewandert wäre, doch war er fest entschlossen, die Republik der Monarchie vorzuziehen.

In den USA blieb Langsdorff der Idee des Turnens verbunden; so wurde er beispielsweise in Cleveland zum Vorstand des dortigen deutschen Vereins gewählt. Als großer Liebhaber gymnastischer Übungen war er allabendlich im Verein zugegen.¹⁹

Nachdem Langsdorff 1861 nach Mannheim zurückgekehrt war, nahm er 1862, also als Vierzigjähriger, an dem nach Jahren des Verbotes erstmals wieder stattfindenden Turnfest teil. Diese aktive Verbundenheit blieb bis zu seinem Tod 1921 bestehen, und die Turner verstanden es, ihm ihre Dankbarkeit zu bekunden. Dieses ehrende Andenken besteht bis heute fort; im Freiburger Turnverein wurde zum Beispiel vor einigen Jahren ein Raum im Clubhaus nach Georg von Langsdorff benannt.

Zahnheilkunde

Langsdorffs Verdienste um theoretisch-wissenschaftliche Aspekte in der Zahnheilkunde, sein engagierter Kampf für eine angemessene und politisch aktive Standesvertretung und nicht zuletzt seine Gabe, praxisbezogene Dinge als Demonstrator und Lehrer für Kollegen gewinnbringend zu vermitteln, machten ihn zu einer bedeutenden Gestalt in dem jungen Fach Zahnmedizin in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Deutschland.²⁰ Hervorzuheben sind seine großen Bemühungen um die konservierende Zahnheilkunde, wurde damals doch die Notwendigkeit für dieses Teilgebiet längst noch nicht von allen gesehen. In den beiden Fachzeitschriften „Der Zahnarzt“ und „Deutsche Vierteljahresschrift für Zahnheilkunde“ veröffentlichte Langsdorff in der Zeit von 1866 bis 1884 insgesamt 43 Artikel, die sich mit der für ihn so bedeutsamen Zahnerhaltung beschäftigten. Einigen Themen wandte er sich immer wieder zu; zum Beispiel dem Gold als Füllungsmaterial, seinen werkstoffkundlichen Aspekten, seiner Verarbeitbarkeit, Alternativen zu dem teuren Material. Ein anderes favorisiertes Thema war die Zahnpulpa und deren medikamentöse Behandlung in den einzelnen Affektionsstadien, aber auch ihr „normaler“ Schutz. Insgesamt aber stand er den Bemühungen, die Pulpa bei kariösen Zähnen vital zu erhalten, skeptisch gegenüber. So wurde sein Interesse auf die Ernährung der Zähne durch künstliche Mittel gelenkt. Langsdorff hielt 1875 auf der Jahresversammlung des Central-Vereins einen weitsichtigen Vortrag zu diesem Thema; er erschien im Oktober des gleichen Jahres als gedruckter zehnteitiger Artikel in der Fachpresse. Darin beschäftigte er sich mit der Wirkung von phosphorsauren Kalkpräparaten und stellte Fluor-Pastillen zur Diskussion, die ein Apotheker namens Erhardt aus Emmendingen bei Freiburg zur Stärkung des Zahnschmelzes entwickelt hatte. Zwar bezweifelte Langsdorff die angepriesene Wirkung mit dem Hinweis, daß sich nach dem derzeitigen Stand der Forschung das Email aus einem eigenen Emailorgan bilde und nicht von der Pulpa aus durch die Fibrillen der Dentinkanälchen ernährt werde, aber er war durch die Tierversuche mit ihren unleugbaren Resultaten so beeindruckt, daß er den Hörern und Lesern dringend empfahl, eigene, sorgfältige Untersuchungen anzustellen. Sei die Ablagerung von Fluor auf den Zähnen doch immerhin denkbar.²¹ Hundert Jahre später sind Zahnpasten ohne diesen Zusatz undenkbar.

Daß Langsdorff weiter zu blicken vermochte als etliche seiner Kollegen, bewies er unter anderem auch darin, daß er der Kieferorthopädie²² einen über ästhetische Belange gehenden Stellenwert einräumte und die Herstellung eines funktionellen Gleichgewichts in der Mundhöhle anstrebte. Mit seiner 1863 erschienenen Schrift „Praktische Anweisung für die Regulierung der Zähne“ war er einer der ersten, die im deutschsprachigen Raum ein Kieferorthopädielehrbuch verfaßten. Das Material

dazu hatte er in seiner damals bereits fünf Jahre währenden zahnärztlichen Praxis in USA gesammelt.

Hatte er sich mit oben genannten Buch an Rat suchende Kollegen gewandt, war sein ebenfalls 1863 erschienenen Buch „Katechismus über die Frage: Was muß für die Erhaltung der Zähne geschehen?“ für den informationshungrigen Patienten geschrieben. Langsdorff wollte mit dem „Katechismus“ dem oft von Patienten geäußerten Wunsch entsprechen, das nachlesen zu können, was er während der Behandlung an Erläuterungen gab. Dem heutigen Leser vermittelt die 40seitige Lektüre einen guten Einblick in den damaligen Stand der Zahnheilkunde. Unter Langsdorffs Kollegen rief das Buch Empörung hervor und führte zu seinem sofortigen Ausschluß aus dem Central-Verein der deutschen Zahnärzte: man war nicht bereit, die geringschätzigen Bemerkungen und Angriffe Langsdorffs hinzunehmen. Zudem ließ er sich öffentlich über die Honorierung zahnärztlicher Bemühungen aus.

In den folgenden zwanzig Jahren bewies Langsdorff eindeutig, daß es ihm zu keinem Zeitpunkt um die Diffamierung seiner Kollegen gegangen war, sondern um den Dienst an der Sache, u. a. um die Schaffung universitärer Ausbildungsstätten mit dem Hauptziel, das Fach Zahnheilkunde in jeder Hinsicht aufzuwerten.²⁴ Er wollte es der Chirurgie ebenbürtig wissen und es nicht in Händen lizenzierter Praktiker sehen, die es so sehr in Mißkredit gebracht hätten. Langsdorff ging dann konsequent den Weg über Wächerräten der Kollegenschaft bis hin zu dem offiziellen Gesuch an die Universität Freiburg²⁵ 1877, das Fach Zahnheilkunde erstmalig in Deutschland zu etablieren. In seinem Schreiben an den Senat der Universität legte er zudem genau dar, wie dieser Studiengang inhaltlich und organisatorisch zu realisieren wäre. Seine eigene gute Ausbildung in USA — er war 1861 am Ohio College of Dental Surgery zum DDS graduiert worden —, sein jahrelanges Studium der in- und ausländischen Fachpresse, seine 130 zahnmedizinischen Veröffentlichungen, seine engagierte Arbeit im Vorstand des Central-Vereins (insbesondere in der Kommission, die sich mit der Errichtung zahnärztlicher Lehranstalten beschäftigte) und nicht zuletzt seine praktischen Erfahrungen als inoffizieller Lehrer und Examinator an der Medizinischen Fakultät in Freiburg prädestinierten ihn zu einem echten Vorkämpfer für das ehrgeizige Ziel. Er war bereit, unentgeltlich Vorlesungen zu halten und auch der Freiburger Universität einen Operationsstuhl zur Verfügung zu stellen. Es war seine Meinung, daß nur Opfer seitens der Kollegenschaft die Regierung veranlassen könnten, Geldmittel zur Verfügung zu stellen und Gesetze gegen das Kurpfuschertum zu erlassen. Langsdorffs Gesuch wurde abschlägig beschieden; man sehe zwar die Notwendigkeit eines zahnärztlichen Lehrinstitutes, allein die benötigten Mittel seien nicht zu beschaffen. Zudem würden Langsdorff die medizinische Approbation und die vorgeschriebene Habilitation fehlen, um an dem neu geschaffenen Institut als Dozent wirken zu können. Sieben Jahre später entstand in Berlin die erste universitäre Ausbildungsstätte für den neuen Studiengang Zahnheilkunde, in Freiburg war es fünfzehn Jahre später soweit.²⁶ Georg von Langsdorff war damals 70 Jahre alt und hatte sich schon Jahre zuvor vollkommen von der Zahnmedizin abgewandt. In seinen — leider nicht ganz kompletten — Memoiren geht er mit keinem Wort auf all das oben Geschilderte ein.

Alternative Heilmethoden

An verschiedenen Stellen, in unterschiedliche Zusammenhänge eingebettet, äußerte sich Langsdorff zur Schulmedizin und zu alternativen Heilmethoden, wobei er den Schwerpunkt auf die Prophylaxe legte. Seine Kritik an akademischen Heilkundigen nahm im Laufe der Jahre zu und war mitunter von äußerster Schärfe. Durch seine akademischen Ausbildungen wäre er eigentlich auf der Seite eher mechanistisch denkender Naturwissenschaftler des 19. Jahrhunderts zu vermuten gewesen. Anders als sein Vater, den man berechtigterweise als einen der letzten Universalgelehrten bezeichnen kann, war Georg von Langsdorff auf der Suche nach einem immateriellen Prinzip, das er schließlich im Spiritualismus zu finden geglaubt hatte. Der Versuch, beide Ansätze miteinander harmonisieren zu lassen, ließen ihn zu einem Grenzgänger werden.

Als alternative Heilmethoden propagierte er diätetische Maßnahmen²⁷, Kneipp'sche Anwendungen²⁸ — erinnert sei an den Versuch, in seinem zu einer Kurklinik umgestalteten Haus in Freiburg die Erkenntnisse und Methoden der Kneipp'schen Therapie zu realisieren; er hatte den Pfarrer zuvor in Wörishofen aufgesucht und sich seine Befähigung von diesem mündlich bescheinigen lassen —, Heilmagnetismus²⁹, Einsatz von Sonnen- und farbigem Licht³⁰ und nicht zuletzt, quasi vorbeugend, die spirituelle Hinwendung zu einer Art göttlichem Wesen, dessen heilbringender Weg durch den Geist Verstorbener den noch Lebenden vorgezeichnet werde.

So vehement sich Langsdorff für Approbierte in der Zahnheilkunde aussprach, so sehr engagierte er sich für die Gleichstellung Nichtapprobierter auf dem Gebiet der Medizin. Zuständige Behörden sollten unvoreingenommen die Therapieerfolge der mit Giftdosen und Operationen arbeitenden Allopathen mit denen der Homöopathen, diätetischen Heiler, Magnetiseurs usw. vergleichen. Dazu schlug er vor, in den Kliniken verschiedene Säle einzurichten und deren erzielte Heilerfolge zu ermitteln, wobei Langsdorff keinen Zweifel daran ließ, wer die Erfolge würde verbuchen können. Betrachtung fanden auch Gebetsheilungen.

Spiritualismus

Georg von Langsdorff hatte in Brasilien in Ermangelung eines evangelischen Geistlichen die katholische Taufe empfangen, wurde aber im Sinne des protestantischen Glaubens erzogen. Noch zu Schulzeiten in Freiburg ergriffen ihn tiefe Zweifel am Wahrheitsgehalt der christlichen Überlieferung: es erfolgte die allmähliche Abkehr hin zum überzeugten Atheisten. In seinem amerikanischen Exil kam er dann aber zu einer anderen Sicht. Die atheistische Meinung, daß mit dem Tod das individuelle Bewußtsein erlösche, ließ ihn folgern, daß diese Weltanschauung nur eine sehr geringe moralische Kraft in sich tragen könne und somit dem allgemeinen Fortschreiten der Menschheit nicht dienlich sei. Nach anfänglichem Zögern gab Langsdorff dem Drängen einiger Freunde nach und ließ sich mit dem von ihm bis dahin als Unsinn abgetanen Spiritualismus probenhalber ein.³¹ Dieser war von der Geisterlehre nicht zu trennen; der Geist Verstorbener lebte im Jenseits fort mit dem Ziel, nach genügender ethischer und moralischer Klärung die Vereinigung mit Gott einzugehen. Mängel in der geforderten tugendhaften Lebensweise eines Menschen nun hatten die Geister

Verstorbener aufzudecken und diesem in Seancen durch Medien Hinweise auf Läuterung zu geben. Das sollte beiden auf dem Weg zur Vollkommenheit nützlich sein. Schlechte Handlungen seien zu unterdrücken, schmutzige Redensarten zu unterlassen, unreine Gedanken müßten verscheucht werden. Bei einer kontinuierlichen Verbesserung der irdischen Zustände sah Langsdorff ein goldenes Zeitalter heraufdämmern: ohne Kriege, Strafanstalten und Schutzzölle. Er sah bereits einen allgemeinen Ausgleich zwischen Not und Überfluß, zwischen hilfloser Armut und demoralisierendem Reichtum. Nur Talente würden anerkannt, ohne Unterschied von Besitzstand, Abstammung, Rasse oder Glaubensanschauung. In eben Gesagtem steckt ein starkes sozialrevolutionäres Potential; es erinnert an Langsdorffs Engagement vor und während der Badischen Revolution, wo zum Teil um ähnliches gefochten wurde. Für Langsdorff war der Spiritismus eine fortentwickelte, Beweise liefernde Pseudoreligion, mit einschließend ein weltanschauliches Bekenntnis, was seine Verbreitung und Akzeptanz, im Gegensatz zum Christentum, erheblich erleichterte.

Zwanzig Jahre nach seinen ersten Kontakten mit spiritualistischen Kreisen begann Langsdorff der Sache durch eine enorm rege schriftstellerische Tätigkeit zu dienen. In folgenden Zeitschriften veröffentlichte er ungefähr 800 Beiträge:

„Spiritualistische Blätter“: 1883—1891

„Neue Spiritualistische Blätter“: 1883—1898

„Psychische Studien“: 1879—1883, 1899, 1902, 1903

„Zeitschrift für Spiritismus“: 1897—1914

„Zeitschrift für Seelenleben“: 1915—1917

Hinzu kommen seine knapp zwanzig Buchveröffentlichungen; sein „Wegweiser für das Magnetisieren und Massage“ war die erfolgreichste und erlebte sechs Auflagen. Die Schrift „Wie kann ich ein Medium werden“ wurde in die lettische Sprache übertragen. A. J. Davis, ein in USA führender Theoretiker des Spiritismus, fand in Langsdorff einen Übersetzer seiner Werke ins deutsche. Nicht unerwähnt soll jedoch bleiben, daß es zweifelhaft ist, ob Georg von Langsdorff selbst über mediale Anlagen verfügte.

Betrachtet man das fast hundert Jahre währende ungewöhnliche Leben Georg von Langsdorffs, so fällt insbesondere sein unermüdlicher Tatendrang auf und sein außerordentliches Engagement auf ganz verschiedenen Gebieten. So sein Einsatz für die Sache des Turnens, in der ihm die gesellschaftliche und politische Programmatik Verpflichtung und Überzeugung zugleich war: Gemeinschaftlichkeit, Gleichheit und vaterländische Gesinnung. Unter Gleichen gemeinsam dem Vaterland dienen, diesen Weg ging er überzeugt während der Badischen Revolution. Sein Interesse galt aber auch physiologischen Bewegungsabläufen, und mit anderen zusammen erstellte er für die Freiburger Turner ein Übungsbüchlein.

Einen Weg konsequent zu Ende gehen, diese charakterliche Grundeigenschaft Langsdorffs zeigt sich besonders gut in seinen großen Bemühungen um die Zahnheilkunde; sämtliche sich bietende Möglichkeiten hat er intensiv genutzt, um die von ihm als richtig und wichtig erkannte Sache nach vorne zu bringen. Seine hohe Einsatzbereitschaft bezog sich hierbei nicht nur auf Zeit und Kraft, sondern auch auf eigene, finanzielle Mittel. Ähnliches gilt für ein weiteres Ziel, der Schaffung einer Kneipp'schen Heilanstalt: nach Studium der theoretischen Grundlagen ließ er

sich vor Ort in die praktische Durchführung einweisen, um dann das ehrgeizige Projekt als Erster in Freiburg erfolgreich zu realisieren. Wenn er auch mit beiden Unternehmungen in der dauerhaften Realisierung letztendlich gescheitert ist, so liegen die Gründe hierfür nicht in seiner Person. Er war seiner Zeit voraus. Heute gibt es in Freiburg, wie ganz selbstverständlich, eine Zahnklinik und ein Kneipp-Sanatorium.

Hohe Anerkennung fand er bei fast allen Dingen, die er anpackte; rasch konnte er sich als Arzt in USA während seines Exils etablieren, zurück in Deutschland war er binnen weniger Jahre an der Spitze der Zahnärzteschaft zu finden: als Standespolitiker, Wissenschaftler und Praktiker. Die Freiburger und die Heidelberger Turnerschaft ehren noch heute seine Verdienste. In spiritistischen Kreisen wurde er zu einer weithin geachteten Autorität; als promovierter Naturwissenschaftler diente er ihnen von Anfang an als Legitimation und Aushängeschild zugleich. In seiner badischen Heimat waren diese Aktivitäten allerdings für sein gesellschaftliches Ansehen eher hinderlich.

Als Sohn eines weithin bekannten Vaters und anerkannten Naturwissenschaftlers ist er in außerordentlichem Wohlstand groß geworden. Sind Georg von Langsdorffs Äußerungen über seine Eltern auch spärlich, so kann doch von deren rückhaltloser Zuwendung ihm gegenüber ausgegangen werden. Sein stabiles Selbstbewußtsein hat sicher hier seinen Ursprung. Seine außerordentliche Willensstärke, Beharrlichkeit, Aufrichtigkeit, Gradlinigkeit, Hilfsbereitschaft, die Gewißheit, eine gestellte Aufgabe erfüllen zu müssen, waren gepaart mit Kompromißlosigkeit. Beseelt von dem starken Wunsch, etwas voranzubringen und dabei der Erste zu sein, verlor er leicht das Augenmaß für das aktuell Machbare. Halbheiten waren ihm unerträglich. Förderlich war auch nicht die mitunter sehr selbstbewußte, undiplomatische Art und Weise seines Vorgehens. Von kämpferischem Naturell und innerlich fest entschlossen etwas voranzubringen, mangelte es Langsdorff am nötigen Einfühlungsvermögen und an Anpassungswillen. War er selbst ein tief religiöser Mensch, so brachte er nur mit Mühe Verständnis für Andersdenkende auf.

Als hoch gebildeter und breit interessierter Mensch, sprachbegabt und redegewandt, belesen, war er ein gern gesehener Teilnehmer von Diskussionsrunden; so genoß er in hohem Alter beispielsweise in der Freiburger Museumsgesellschaft großes Ansehen.

Seine manuelle Geschicklichkeit, gepaart mit der wohl vom Vater ererbten Beobachtungsgabe eines naturwissenschaftlich und biologisch interessierten Forschers, ließen ihn zu einem gesuchten zahnärztlichen Praktiker und Lehrer werden. Eine weitere Stärke war seine Fähigkeit, den Stoff wissenschaftlich zu bearbeiten und darzustellen. Langsdorff muß mit einem großen, inneren Spannungsverhältnis gelebt haben; zum einen war er ein wissenschaftlicher Beobachter und Realist, zum anderen ein ausgesprochen idealistischer Träumer. Es kann die Interpretation gewagt werden, daß hier die Ursache für seinen unermüdlichen Tatendrang liegt.

Der Tod seiner Ehefrau 1893 ließ ihn in anfänglich schwer zu ertragender Einsamkeit zurück; Ruhe und Frieden gab ihm seine spiritualistische Weltsicht, nach der es keinen Tod gibt. Seine jahrzehntelange sportliche Betätigung, seine propagierte und von ihm selbst praktizierte mäßige und weise Lebensart, zudem geistig reg

und argumentative Herausforderungen suchend, ließen ihn in erstaunlicher Rüstigkeit nahezu hundert Jahre alt werden.³¹

Anmerkungen

- ¹ GEORG VON LANGSDORFF, Kurze Beschreibung meines vielbewegten und an Ereignissen reichen Lebens. StadtAF B 1/90 (in Auszügen).
- ² L. LANGSDORFF, Geschichte der Familie Langsdorff, 1931.
- ³ HABERLING, HÜBOTTER, Biographisches Lexikon der hervorragenden Ärzte aller Zeiten und Völker, ²1931, Bd. 3 S. 674. H. BECHER, Georg Heinrich Freiherr von Langsdorff in Brasilien. Forschungen eines deutschen Gelehrten im 19. Jahrhundert, 1987. C. JÄGER, Literarisches Freiburg im Breisgau oder Verzeichnis der gegenwärtig zu Freiburg im Breisgau lebenden Schriftsteller, 1839, S. 88 f.
- ⁴ UAF Matrikel 5, 1790-91 — WS 1843—1844.
- ⁵ G. TÖPKE, Die Matrikel der Universität Heidelberg, 1904, Bd. 5 S. 776.
- ⁶ U. a. B. ZILLING, Helfen kann nur die große That. Die Radikalisierung in Baden 1848, 1984.
- ⁷ G. STRUVE, Geschichte der drei Volkserhebungen in Baden, 1849, S. 122.
- ⁸ Beilage zu Nr. 122 der KARLSRUHER ZEITUNG, 4. Mai 1848, GLA 237/4228.
- ⁹ B. ZIMMERMANN, Der amerikanische Einfluß auf die deutsche Zahnheilkunde im ausgehenden 19. Jh., 1969 (Diss. Bonn) S. 64, 118.
- ¹⁰ Der Zahnarzt 1862—1872 (XVII.—XXVII. Jg.): 105 Veröffentlichungen.
- ¹¹ Dr. phil. Braun und sein Gral-Orden als größter Schwindel entlarvt, in: Zeitschr. f. Spiritismus 9, 1906, 375—377.
- ¹² K. FREGONNEAU, Dr. Georg von Langsdorff tot, in: Zentralblatt für Okkultismus Nr. 8, 15, 1922, S. 357—359, und vom gleichen Verfasser: Erinnerungen an Dr. Georg von Langsdorff, in: Zentralblatt für Okkultismus Nr. 3, 16, 1922, S. 129—134.
- ¹³ G. v. LANGSDORFF, Das Entstehen des Turnens in Freiburg in Baden und seine Bedeutung im Jahre 1848, in: Deutsche Turnzeitung Nr. 48, 40, 1895, Teil I und Nr. 49, 40, 1895, Teil II.
- ¹⁴ Heidelberger Turnverein, Satzung, Turnordnung und Mitgliederverzeichnis 1846. Festschrift: 140 Jahre Heidelberger Turnverein, 1986.
- ¹⁵ Freiburger Turnverein: Festschriften aus den Jahren 1884, 1920, 1954. Festschrift: XI Oberrheinisches Kreisturnfest 1912. Die Annahme, der Freiburger Turnverein sei bereits im Jahre 1844 gegründet worden, beruht wohl auf einem Irrtum; vgl. WEGNER (wie Anm. 31) S. 56.
- ¹⁶ R. MUHS, Vorstellung eines Unbekannten: Karl von Rotteck jr. (1806—1898), in: Freiburger Almanach 38, 1987, S. 97. H. THIELBEER, Universität und Politik in der Deutschen Revolution von 1848, 1983.
- ¹⁷ NADLER, Guckkastenlied vom großen Hecker: „Langsdorff will recognosciren/Läßt sich auf den Münster führen/Und guckt durch ein Perspektiv/Ob es gut geht oder schief.“
- ¹⁸ LANGSDORFF, Lebenserinnerungen (wie Anm. 1).
- ¹⁹ G. v. LANGSDORFF, Brief an den Autor, in: A. J. Davis, Principien der Natur, Bd. 2, 1889, Brief Nr. 28 S. 84.
- ²⁰ U. ALTHOFF, Die Geschichte der Deutschen Gesellschaft für Zahn-, Mund- und Kieferheilkunde, 1970 (Diss., Düsseldorf), S. 11, 20, 22, 110 f., 142, 187.
- ²¹ G. v. LANGSDORFF, Ernährung der Zähne durch künstliche Mittel, in: Deutsche Vierteljahresschrift für Zahnheilkunde Nr. 4, 1875, S. 430—439.
- ²² G. v. LANGSDORFF, Praktische Anweisung für die Regulierung, 1863.
- ²³ G. v. LANGSDORFF, Katechismus über die Frage: Was muß für die Erhaltung der Zähne geschehen? Eine für den Laien faßliche Darstellung alles dessen, was die Zahnheilkunde heutzutage alles leisten kann, 1863.
- ²⁴ J. PARREIDT, Geschichte des Central Vereins Deutscher Zahnärzte 1859—1909, 1909.
- ²⁵ UAF, Reg. Akten XVI 3/73.
- ²⁶ B. KETTER, Geschichte des zahnärztlichen Universitätsinstituts in Freiburg, 1968 (Diss. Freiburg i. Br.).
- ²⁷ G. v. LANGSDORFF, Diät für Kinder, in: Neue Gesundheitswarte 3, 1900, S. 96.

- ²⁸ G. v. LANGSDORFF, Pfarrer Sebastian Kneipp's Naturheilverfahren, in: Neue Spiritualistische Blätter 3/4, 1890, S. 176.
- ²⁹ siehe: gekürztes Verzeichnis der Primärliteratur.
- ³⁰ G. v. LANGSDORFF, Die Lichtfarbenstrahlen und ihre Heilkraft für Krankheiten, 1900.
- ³¹ Ausführlich zu Leben und Werk: GUNDA WEGNER, Georg von Langsdorff, Personalbiographie und Werkverzeichnis. Diss. med. Freiburg 1989.

„Der Münsterturm freut sich am Kranz
schöner Kirchen“ —
Überlegungen zu den Freiburger Kirchenbauten des
19. Jahrhunderts
in ihrem Bezug zum Münster

Von
GUDRUN MATYS

Der Turm des Freiburger Münsters hat seit seiner Entstehung das Stadtbild beherrscht. Ist es deshalb nicht wahrscheinlich, daß dieses dominierende Bauwerk auch Einfluß auf die im 19. Jahrhundert neu entstandenen Kirchen ausgeübt hat? Das Ziel dieser Untersuchung ist es festzustellen, ob die Kirchenbauten, die damals in Freiburg errichtet worden sind, von den einzelnen Architekten völlig frei konzipiert wurden, oder ob sie unter Berücksichtigung eines harmonischen Zusammenspiels mit dem Münster entstanden sind.

Die in den neuen Vororten errichteten Kirchen waren die 1839 vollendete und 1944 zerstörte Ludwigskirche in Herdern, die 1892 bis 1897 erbaute Herz-Jesu-Kirche im Stühlinger, die 1891 entstandene Christuskirche und die 1899 fertiggestellte Johanneskirche, beide in der Wiehre. In der Altstadt wurde 1891 bis 1893 für die Martinskirche ein Glockenturm errichtet. Neben den Kirchenprojekten stehen um die Jahrhundertwende die eigenwilligen Aufbauten der letzten noch erhaltenen mittelalterlichen Stadttore, des Martinstores und des Schwabentores (Abb. 1). Auch sie prägen das Bild der Stadt und vervollständigen deren Silhouette.

Die Ludwigskirche

In einem Schreiben des Innenministerium vom 20. März 1829 an den Freiburger Stadtrat wurde mitgeteilt, daß die Tennenbacher Klosterkirche abgebrochen und in demselben Stil in Freiburg als Pfarrkirche für die dortige evangelische Gemeinde wieder aufgebaut werden sollte. Dieser Plan wurde aber nicht dem Kreisbaumeister Arnold als dem Architekten der Stadterweiterung übertragen,¹ sondern dem Baurat Heinrich Hübsch. Dieser war 1827 als Residenzbaumeister und Mitglied der Baudirektion nach Karlsruhe berufen worden; er trat mit seiner neuromanischen Architekturauffassung an die Stelle des Klassizisten Weinbrenner.² Seine Bauweise entsprach somit dem Stil der mittelalterlichen Zisterzienserkirche Tennenbach.

Stil der Kirche

Hübsch selbst schreibt in seinen „Bauwerken“ von 1838 über die Tennenbacher Klosterkirche, daß das herrliche Monument dem Untergang entrissen worden sei, der

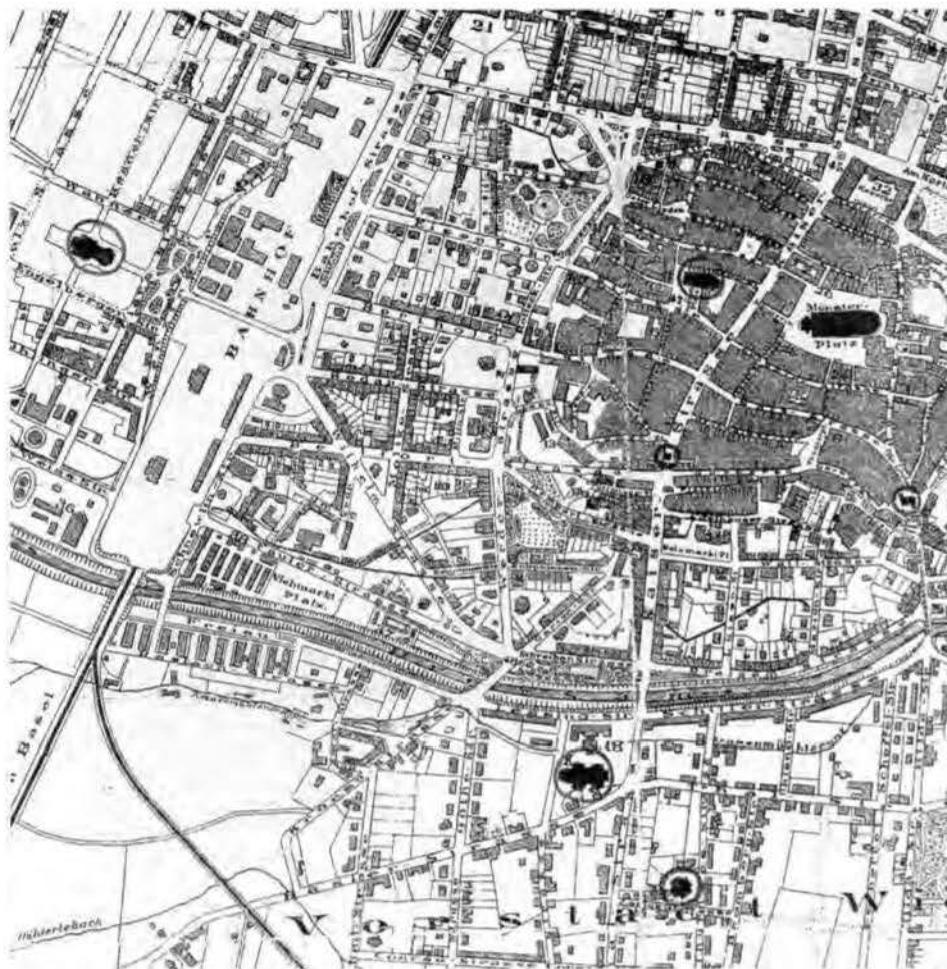


Abb. 1 Stadtplan von Freiburg, 1898, (StadtAF)

durch die Verwitterung des Sockels infolge der Erdfeuchtigkeit an seinem früheren Standort gedroht habe. „Es scheint mir keinesfalls notwendig, daß bei der glatten Wandfläche jeder Quaderstein wieder an seine ursprüngliche Stelle käme, da der Sockel ohnehin aus lauter neuen Quadern hergestellt werden mußte . . . Ich würde sicherlich eine Karikatur geliefert haben, wenn ich hier — von dem einseitigen Standpunkt des Antiquars ausgehend — jede zufällige Unregelmäßigkeit, jeden Stein als ein unantastbares Heiligtum angesehen hätte.“³ Demnach zeigt der als Ludwigskirche neu entstandene Bau auch ganz erhebliche Unterschiede zur ehemaligen Klosterkirche, die aus spätromanischer Zeit stammte. Es handelte sich um eine dreischiffige Pfeilerbasilika mit Querschiff und für die Zisterzienserbauweise charakteristischem rechtwinkligem Chor.⁴ So verzichtete Hübsch auf die im Laufe der Jahre hinzuge-

kommenen gotischen Ergänzungen des Klosterbaus, um einen reinen „byzantinischen“ Stil zu erhalten, wie damals der romanische Stil genannt wurde.⁵ Er paßte die Kirche sowohl der neuen freistehenden Lage, als auch den Bedürfnissen einer evangelischen Pfarrkirche an, indem er das Mittelschiff um vier Fuß verbreiterte und den ganzen Bau um eine Bogenstellung verkürzte; er verzichtete auf die kleinen Chorkapellen, sowie auf die Vorhalle am Eingang, änderte die gotischen Fenster in romanische, auch das große, reich gegliederte Chorfenster, zog in die bis dahin tonnengewölbten Seitenschiffe Kreuzgewölbe und ordnete drei Portale an der Eingangsseite an mit einem Giebelaufsatz über der mittleren Pforte. Mit Rücksicht auf den evangelischen Kult schloß Hübsch den Chor mit einer hohen Querwand ab.⁶ Auch den nachträglichen, wohl im 16. Jahrhundert entstandenen Turm der Zisterzienserkirche gestaltete er um.⁷

Turmgestaltung

Der Turm der Klosterkirche entsprach nicht der zisterziensischen Bauart, bei der Schlichtheit das oberste Gebot war. Als Glockenturm war höchstens ein kleiner Dachreiter erlaubt. So wird die sehr schlanke, hohe, achteckige Helmpyramide, die von einem viergiebligen Satteldach über der Vierung aufsteigt, wahrscheinlich erst mit anderen Veränderungen der Kirche im 16. Jahrhundert entstanden sein.⁸ Die Ludwigskirche brauchte, der neuen Verwendung entsprechend, als Pfarrkirche, im Gegensatz zur Klosterkirche, einen neuen Turm. Dieser ruhte aber als Vierungsturm nicht auf den Vierungspfählern, sondern auf den sie verbindenden Gewölbebögen. Deshalb mußte die Belastung durch den Turm gemindert werden, weshalb sich Hübsch zur Verwendung von Backstein entschloß. Somit konnte der Turm höher und schlanker gebaut werden.⁹ (Abb. 2) Zudem setzte Hübsch ein Galeriegeschoß zwischen den geschlossenen Vierungsaufbau und den fensterdurchbrochenen Turmaufsatz.¹⁰ Der von der Galerie ab mit gelben Backsteinen gemauerte Turm mit dem kupfergedeckten Helm paßte jedoch „weder maßstäblich noch farbig mit dem alten in rotem Sandstein ausgeführten Bau zusammen.“¹¹ Ein nachträglicher Vorschlag zur Turmgestaltung kam von Hasenclever: „Hätte doch Hübsch den Gipfel des Mittelschiffs in der Fassade durch zwei Türme flankiert und die polygonale Galerie über der Vierung als Pyramidenkuppel geschlossen, er wäre dem Stil gerechter geworden und hätte kaum eine größere Bausumme verbraucht.“¹² Das vorgeschlagene architektonische Konzept wäre hier jedoch wenig sinnvoll gewesen, da bei zwei Fassadentürmen der Abstand zum Münsterturm in der Perspektive zu gering gewesen wäre. Denn eine zu dicht angelegte Staffelung von Türmen entsprach nicht dem Bildcharakter, den eine Silhouette immer bietet. Hübsch wußte dies in der selbstgefertigten Darstellung seiner Kirche mit dem Umriß des Münsterturmes auch auszunutzen. (Abb. 2) Er ließ dabei das Gebäude in der Straßenflucht und versetzte das im gleichen Stil gehaltene Pfarrhaus in die Tiefe des Querhauses, um aus dieser Richtung eine freie Sicht auf sein Werk zu erhalten. Leider wurde diese Zeichnung nicht Gegenstand der Ausführung. Daß er aber mit der Wahl seines Baumaterials, dem gelben Backstein des Turmes und dem kupfergedeckten Helm nicht nur einen starken Kontrast zum eigenen, in rotem Sandstein gehaltenen Kirchenbau, sondern auch zum Münster setzte, scheint ihm viel unwichtiger gewesen zu sein als die Höhe. Hübsch



Abb. 2 Evangelische Kirche zu Freiburg, Lithographie von Heinrich Hübsch, 1838.
(H. Hübsch, Bauwerke I. Folge, 1838, Tafel 3, Abb. 137, S. 183)

selbst schreibt in seinen „Bauwerken“, er habe Backstein ohne Verputz und Anstrich verwendet.¹³ Das Verputzen der Fassade werde vermieden, wo es möglich sei, denn eine Übertünchung vertrage sich nicht mit der Würde eines öffentlichen Gebäudes.¹⁴

Städtebaulicher Bezug zum Münster

Die Freiheit, mit der Hübsch die Tennenbacher Klosterkirche in einen ihm angemessenen erscheinenden Bau umsetzte, war für ihn selbstverständlich. Die Umsetzung einer Kirche in eine neue Umgebung mit einer ganz anderen Verwendung war sehr schwierig. Hübsch wollte hierbei nicht nur seine Auffassung von einem reinen Stil in Verbindung mit altem Baubestand verwirklichen, sondern auch einen harmonischen Gesamteindruck erreichen. Er erläuterte seine Vorstellung von der Turmgestaltung in seinem „Bauwerk“: „Die Kirche stammt wohl aus dem 12. Jahrhundert, nämlich aus der Zeit des Übergangs des byzantinischen Stils in den gotischen Styl. Aber der Turm war wenigstens dreihundert Jahre später aufgesetzt worden. Daher projektierte ich an dessen Stelle einen ganz anderen in dem Styl der Kirche gehaltenen

Turm, dessen Helm ich übrigens — um einen allzu grellen Contrast mit dem (auf der perspektivischen Ansicht sichtbaren) Münsterturm zu vermeiden — so spitz annahm als es nur immer der byzantinische Styl verträgt.“¹⁵ (Abb. 2) Dies ist die wichtige Äußerung, die die Ludwigskirche bzw. deren Turm mit dem Münster in Verbindung bringt. Hübsch versuchte nicht nur seine Kirche frei und gut sichtbar zu plazieren, er sah sie auch, wie seine Ansicht der Kirche aus den „Bauwerken“ von 1838 zeigt, in ihrer Stellung im Stadtbild und in ihrer Beziehung zum Münster.

Vergleich mit Arnolds Entwurf

Stellt man Arnolds Entwurf vergleichend neben den von Heinrich Hübsch, so zeigt sich sowohl in der Gestaltung als auch im städtebaulichen Bezug ein ganz anderes Bild. Die vierachsige und zweigeschossige Fassade der halbkreisförmigen Kirche trägt vor drei gleich großen rundbogigen Portalen einen dorischen Portikus auf vier Säulen. An den Seiten erheben sich zwei doppelgeschossige Türme mit Zeltdächern, die in der Höhe des ersten Gesimses von einem Architrav auf schlanken Säulen verbunden werden. In den seitlichen, etwas zurückgesetzten Teilen, in denen sich die Treppenaufgänge zur Empore befinden, schließen sich, durch jeweils eine Arkade verbunden, ein Pfarrhaus und ein Schulhaus an, die in den gesamten Entwurf einbezogen werden.¹⁶ (Abb. 3) Arnolds Plan mit seinen zwei Türmen in der Straßenflucht hätte in der von Hübsch in seiner Skizze wiedergegebenen Blickrichtung eine negative Wirkung, da die Frontseite der Kirche auf die Münsterfassade fluchtet und dadurch die Türme optisch zu dicht beieinander stehen würden. (vgl. Abb. 2)

Verhältnis der Vorstadt zur Altstadt

Arnold betrachtete sein Kunstwerk, die Errichtung einer klassizistisch geprägten, symmetrisch aufgebauten Vorstadt, als in sich abgeschlossen. Ihm war das Verhältnis seiner Gebäude zueinander wichtiger als der Anschluß an das mittelalterliche Bild der Altstadt. Hübsch aber löste sich von Arnolds großem Entwurf, indem er die stilistische Einheit der Vorstadt brach und ein Verbindungsglied zur großemäßig dominierenden Altstadt suchte, deren einzig nennenswerter Akzent vom Münsterturm gebildet wurde. Deshalb ging er bei der Turmgestaltung bis an die Grenze des Vertretbaren, indem er das Galerieschoß als zusätzliche Erhöhung einbezog und den Turm so spitz baute, wie es ihm möglich schien. Seine schlichte Kirche sollte dem Münsterturm keine Konkurrenz machen, aber ein schlecht proportioniertes Verhältnis zwischen beiden Kirchtürmen war für ihn ebenfalls unmöglich. Kritiker, die ihm vorwarfen, „der Vierungsturm habe in der Konstruktion eine sehr kühne Umgestaltung erlitten . . . , die den stilgerechten Gesamteindruck unverkennbar beeinträchtigte,“¹⁷ sehen die Kirche isoliert ohne städtebaulichen Zusammenhang.

Die Herz-Jesu-Kirche

Der erste Schritt zur Einleitung eines Neubaus im Stühlinger wurde 1884 mit der Gründung des St. Johann-Ludwig-Vereins, einem Komitee zur Förderung der Kirchenbaufrage, unternommen. Der erste Spatenstich zu dem Bau, der nach dem Plan und unter der Leitung des Erzbischöflichen Baudirektors Max Meckel ausgeführt

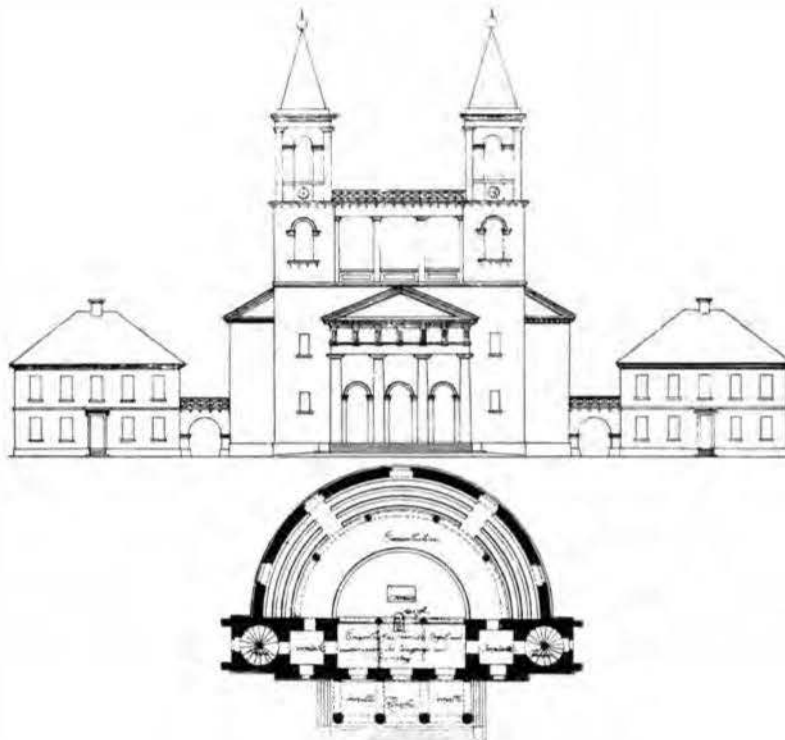


Abb. 3 Arnolds Entwurf für eine evangelische Kirche in Freiburg aus dem Jahre 1826.
(Fr. Hefe, Aus Freiburgs Baugeschichte, 1929, S. 223)

wurde, erfolgte am 10. Juni 1892, die Einweihung der Kirche am 2. November 1897.¹⁸ Bereits für Anfang 1891 finden sich Hinweise auf vorliegende Baupläne, und es existierte in der Tat schon die gezeichnete Ansicht einer Kirche, die den Entwurf des Erzbischöflichen Bauinspektors Franz Baer wiedergeben dürfte. (Abb. 4) Das Erzbischöfliche Ordinariat versuchte nach dem Tod von Baer im gleichen Jahr eine kostensparende Vereinfachung und teilweise Umgestaltung des Planes, ohne die monumentale Wirkung zu beeinträchtigen, doch der damit beauftragte Diözesanbaumeister Max Meckel verwarf den Baerschen Plan und verfaßte einen neuen. Dieser wurde am 22. März 1892 genehmigt.¹⁹

Stil der Kirche

Der Grundriß der Kirche zeigte eine dreischiffige Kreuzanlage mit weit vorspringendem Querschiff, einen mit sieben Seiten des Zehnecks zeltartig abschließenden Hauptchor und vier halbrunden Nebenchorapsiden. Von den letzteren liegt je eine in den Achsen der Seitenschiffe und in den Westwänden der Querschiffsflügel. Die sieben Gewölbejoche des Mittel- und Querschiffes sind von quadratischem Grundriß und mit einfachen Kreuzgewölben überspannt. Das Turmpaar steht in der Achse der Seitenschiffe. Die Mittelschiffhöhe ist das zweieinhalbfache der Seitenschiffhöhe,



Abb. 4 Skizze der Herz-Jesu-Kirche von Franz Baer um 1890. (StadtAF, C 3/16/1)

der Lichtgaden konnte daher mit hohen und breiten Hochschiffenstern versehen werden. Das Hochschiffgewölbe wird durch eine doppelte Strebebogenanlage, eine unter und eine über dem Seitenschiffdach, gegen die äußeren Pfeiler abgestützt. Die Fassadenbehandlung besteht aus Verputz auf den Wandflächen, die von rotem Sandstein gerahmt werden.²⁰ (Abb. 5) „Der Stil der Kirche ist der rheinischen Übergangszeit entnommen mit einem starken Schritt einzelner Bauteile, namentlich des Hochchores, in die entwickeltere Gotik.“²¹ Die Herz-Jesu-Kirche in Freiburg zeigt im Gegensatz zu fast allen anderen Schöpfungen Meckels den Übergangsstil etwas aus der Zeit des Limburger Domes.²² Da Meckel von dem gotisch bauenden Meister Vinzenz Statz in Köln ausgebildet wurde, zeigte er eine besondere Vorliebe für die Formensprache der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Er war Architekt des Frankfurter Dombauvereins und Diözesanbaumeister in Limburg, bis er schließlich als Erzbischöflicher Baudirektor nach Freiburg kam.²³ So hat auch dieser so romanisch wirkende Bau viele gotische Merkmale, vor allem die großen, schon spitzbogigen Portale und Fenster, die freien Strebebögen und die besonders hohen und schlanken Verhältnisse des Chores. Zusätzlich zeichnet sich der Bau durch eine abwechslungs-



Abb. 5 Südöstliche Ansicht der Herz Jesu Kirche. (Freiburg im Breisgau
Die Stadt und ihre Bauten, hg. v. Bad. Architekten und Ingenieurverein, 1898, S. 373)

reiche Gestaltung der Einzelteile aus, wobei die Fenster, die Friese, die Kapitelle usw. verschieden voneinander ausgearbeitet wurden.²⁴ (Abb. 5)

Turmgestaltung

Die Turmfassade zeigt in den beiden oberen Stockwerken der Türme eine Dekorationsvielfalt und Mehrschichtigkeit von Wandfeldern, die ständig variiert. (Abb. 6) Zwischen hohen, schmalen Giebeln sitzt ein vierseitiges Rautendach und führt die Türme noch ein weiteres Stück in die Höhe, gibt ihnen mit dieser Form aber gleichzeitig einen umfangreichen und nicht zu spitzen Abschluß. Die Zeichnung verdeutlicht die Fläche des Daches und den Zugewinn an Höhe. Durch die horizontal gemu-

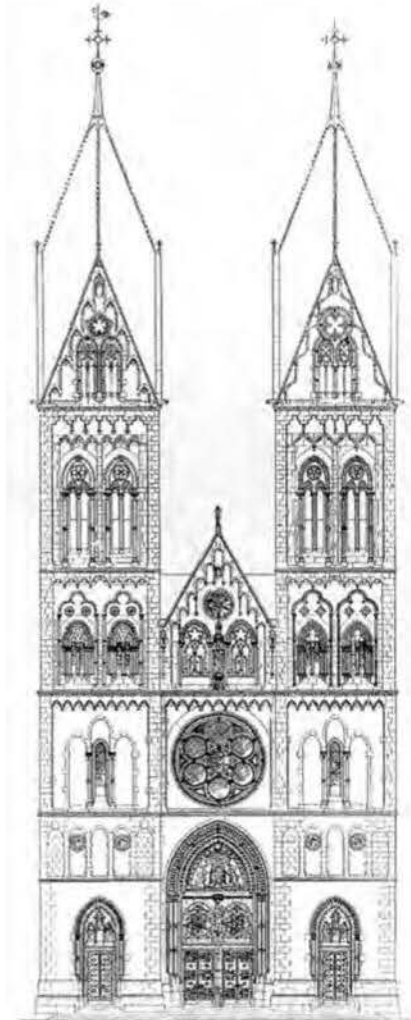


Abb. 6 Turmfassade der Herz Jesu Kirche in geometrischer Zeichnung. (wie Abb. 5, S. 394)

sterte Verdachung nach dem ursprünglichen Plan, die in einer späteren Restaurierung nicht wieder verwendet wurde, wird die Höhenentwicklung optisch gedämpft. Wenn man zudem die Kirche über Eck betrachtet und nur eine Rautenfläche des Daches, aber zwei Giebel sieht, scheinen die Türme viel niedriger zu sein. Das besonders hohe letzte Stockwerk mit den langen Fenstern und den zwei Friesen darüber, die farblich abgesetzt wieder die horizontale Linie unterstreichen, sowie die spitzen Giebel führen den Bau nach oben und verleihen ihm gleichzeitig Masse. Dies wird durch die doppelte Turmstellung mit dem schmalen dazwischenliegenden Mittelschiffgiebel erreicht.

Städtebaulicher Bezug zum Münster

Meckel nutzte die Gelegenheit, in seinem Artikel über die Herz-Jesu-Kirche in „Freiburg und seine Bauten“ seine Kritik an der Bauplanung anzubringen: „Man hat mit zweifelhaftem Recht geglaubt, des nahen Münsters halber für diese Kirche den romanischen oder spätromanischen Stil wählen und dem Architekten vorschreiben zu müssen, dessen Handschrift die gothische ist, die er denn in der Detailausbildung des Bauwerkes selbstverständlich nicht verleugnen konnte.“²⁵ Einerseits sollte sich die Kirche nach der Vorstellung des Stadtrates unbedingt wirkungsvoll ausnehmen. Um dies zu erreichen, sollte sogar das ganze Gelände erhöht werden.²⁶ Andererseits wurde darauf geachtet, daß der Stil der Kirche sich von dem des Münsters unterschied. Eine sichtbare hohe und gleichzeitig monumentale Lösung konnte nur eine Doppelturmfassade erreichen, die zudem mit ihren zwei Türmen die gewünschte Abwechslung zur Einturmfassade des Münsters brachte. Dem von Baurat Milliard eingebrachten Vorwurf, die Türme seien zu hoch und verjüngt gestaltet, entgegnete Meckel, er habe ihnen aus guten Gründen die hohe, schlanke Form gegeben, in der Überzeugung, daß die künftige Erscheinung der Fassadentürme dadurch noch gesteigert werde.²⁷

Vergleich mit Baers Entwurf

Baer konnte zwar mit einem breiten und höher über die Seitenschiffe als gewöhnlich ragenden Mittelschiff, mit gut ausgebildetem Querschiff und auf dem Kreuzungspunkt ruhender, breiter, von einem kurzen Faltdach bedeckter Vierungskuppel einen massiven und auch monumentalen Bau errichten; seine Turmgestaltung allerdings, die er in den beiden ersten Geschossen noch durch abgestufte Strebebögen verstärkte und damit auch verbreiterte, wirkt in den oberen Turmgeschossen schmal und mit den durchbrochenen rundbogigen Fenstern des letzten Stockwerkes besonders leicht. Die oberen Turmgeschosse nehmen die Breite der Seitenschiffe ein und überschneiden nur wenig das Mittelschiff. Den Verhältnissen der Türme in der Höhe angepaßte Faltdächer schließen die Fassade ab. (Abb. 4)

Zusammenfassung: Baer und Meckel im Vergleich

Baer konnte mit seiner Gestaltung der Herz-Jesu-Kirche nicht das Gleiche für das Stadtbild erreichen wie Meckel mit seinem Entwurf. Die Türme von Baer sind schmal und niedrig, von der ganzen Fassade nehmen sie nur wenig Raum ein. Das breite Mittelschiff dominiert hier eindeutig, die Türme sind an den Rand der Fassade gedrängt. Die obersten Stockwerke wirken mit ihren großen Fensteröffnungen filigran. Die Türme suchen keinerlei Anschluß an das Münster, und obwohl Baer seine Kirche in einer Zeichnung auf einen Hügel stellt, sie also hervorzuheben versucht, fehlt es den Türmen an Wirkung.

Die Türme von Meckel sind nicht nur höher als die von Baer, sie kommen auch besser zur Wirkung, da sie in der Front die gleiche Breite einnehmen wie das Mittelschiff, obwohl sie sich, wie der Grundriß zeigt, im Verhältnis zur Grundfläche der Kirche nur auf einem relativ kleinen Quadrat erheben; ihre vielfältige, eng zusammengedrückte Gliederung und die Höhe der Türme, die mehr als doppelt so hoch wie die Fassadenbreite ist, ergeben eine für den gewünschten Stil schlanke Form. Somit

sind Meckels Türme schon von weitem sichtbar und bieten den für die Stadtsilhouette gewünschten Akzent. Die Herz-Jesu-Kirche ist mit ihren 60 Metern Höhe, was das Volumen der Doppelturmfassade betrifft, die beeindruckendste Kirche. Sie ist etwas mehr als halb so hoch wie das Freiburger Münster mit seinen 116 Metern Höhe, kommt aber im Vergleich mit den anderen Kirchen, die sich ebenfalls im Höhenbereich der Herz-Jesu-Kirche bewegen, am besten zur Geltung.

Christuskirche

Für die neue evangelische Christuskirche stellte der Bürgerausschuß am 30. Juni 1886 unentgeltlich ein Gelände an der Ecke Turnsee-Zasiusstraße zur Verfügung, mit der Bedingung: „Die Ausführung der Kirche soll monumental sein, damit das Gebäude der Stadt zur Zierde gereicht; es ist deshalb zu begrüßen, daß die Kirche nach dem vorliegenden Projekt einen schönen, hohen und weithin sichtbaren Turm erhält, und daß das ganze mit massiver Verblendung in Backstein ausgeführt wird. Daran soll nicht länger als ein Jahr gebaut werden, damit der Turm nicht aus finanziellen Gründen jahrelang unvollendet dasteht.“²⁸ Der mit dem Bau beauftragte Architekt und Kirchenbaurat Ludwig Diemer, geboren 1828 in Heidelberg, gestorben 1894 in Karlsruhe, war zuerst Schüler und später Assistent von Heinrich Hübsch an der Technischen Hochschule in Karlsruhe. Er zog mit seiner Christuskirche in Lahr und seiner Johanneskirche in Karlsruhe den Zentralbau und Hallenbau dem von Hübsch propagierten lateinischen Kreuz vor. So steht auch hinter der Christuskirche in Freiburg der Gedanke des Zentralbaues, der von breitem einander durchdringenden Langhaus und Querhaus mit durchgezogener Empore gebildet wird. Das kurze Kreuz hat 9,5 Meter Länge mit Vierungsweite und Stamm, an den sich 3 m Seitenschiffe mit Emporen anschließen, die sich hinter den in 5/8 gestellten Querhausarmen als Umgang um den Chor fortsetzen und mit Treppenaufgängen links und rechts des Chores zu kleinen Sakristeien führen. Eine flache dunkle Brettdecke schließt den Raum ab.²⁹ Als Vorbild diente bei der Christuskirche die Romanik und mehr noch die oberitalienische Renaissance.³⁰

Turmgestaltung

Der Eingang wird von drei gleich breiten Achsen gebildet, deren mittlere mit dem Portal hervortritt und den hohen Fassadenturm trägt. (Abb. 7) Nachdem der Turm mit einem Geschoß über das Dach hinausgetreten ist, wird dieses von einem mit Balustrade umgebenen Umgang abgeschlossen. Darüber erhebt sich der Turm als Sechseck, im ersten dieser Geschosse mit einer Uhr und im zweiten mit hohen rundbogigen Fenstern; das dritte Geschoß ist als kleine Galerie ausgebildet, auf ihr sitzt der sehr schlanke und hohe Helm mit dem Kreuz auf der Spitze. Der Turm ist vom Giebel des Schiffes aus gerechnet noch zweimal so hoch wie die Kirche, hat also dreimal die Höhe des Kirchenschiffes. Um dies zu erreichen, wurden allzu viele Geschosse und ein überhöhter und viel zu spitzer Helm errichtet. Damit entspricht das Höhenverhältnis Schiff zu Turm mit 1:3 nicht mehr harmonischen Proportionen. Eine harmonische Proportion wäre 1:2, dabei wäre der Turm doppelt so hoch wie das Kirchenschiff. Daß der Turm, um das Gewicht zu vermindern, sehr schmal gestaltet

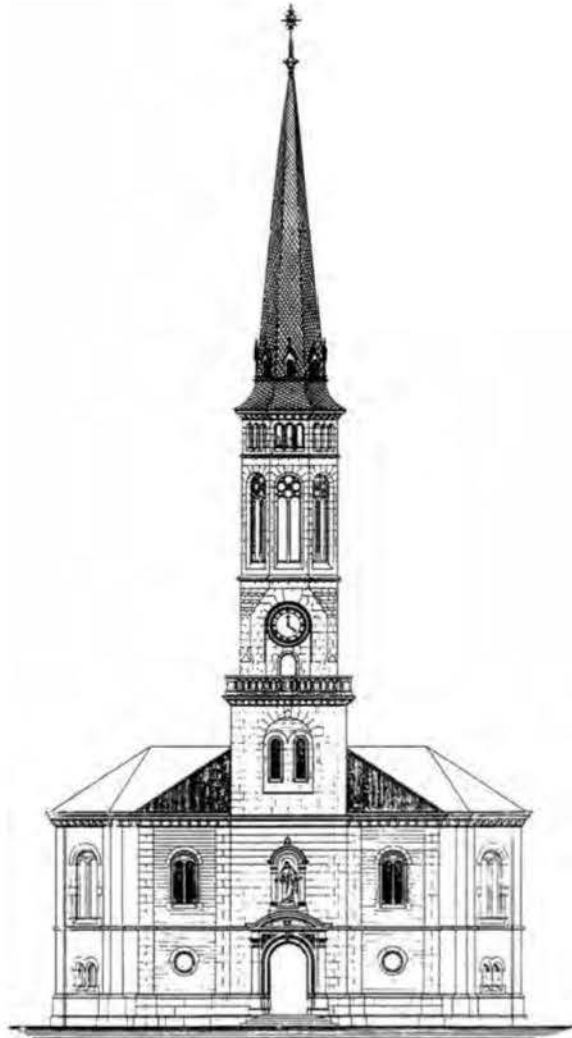


Abb. 7 Entwurf der Christuskirche von Ludwig Diemer. (Evangelisches Kirchengemeindeamt Freiburg)

wurde, ist verständlich, wenn auch das Verhältnis zum eher gedrunenen Grundriß und der flachen Verdachung der Kirche darunter leidet. Mehr Volumen hätte eine ganz andere Konstruktion mit einem viel größeren Quadrat des Turmunterbaus vorausgesetzt.

Städtebaulicher Bezug zum Münster

Was die Turmgestaltung, besonders die Höhe betrifft, so ist hier neben der Absicht des Architekten auch der Wunsch des Hochbauamtes und der Stadt ausschlaggebend gewesen, einen hohen und weithin sichtbaren Turm zu erhalten, der so schnell wie

möglich ausgeführt werden sollte. Ob und wie sich Diemer zu dem Projekt äußerte, ist nicht bekannt, da nur wenig Unterlagen vorhanden sind. Auf jeden Fall hat er die an ihn gestellten Forderungen mit einem hohen Turm auf einer kleinen, zurückgezogen stehenden Kirche erfüllt, wenn er sich auch die Kritik gefallen lassen mußte, daß, wie der damalige Oberbürgermeister Winterer mit Bedauern äußerte, der Turm der Christuskirche in der Wiehre zu „luftig“ ausgefallen sei.³¹

Johanneskirche

Die Johanneskirche wurde nach Plänen und unter der Leitung des 1837 geborenen Josef Durm, der Professor für Architektur am Polytechnikum in Karlsruhe war, von Mai 1895 bis Oktober 1899 ausgeführt.³² Ein erster Entwurf von Durm, der sich nicht den Sparmaßnahmen der Behörde unterwerfen wollte, wurde im März 1890 abgelehnt.³³ Die Domänenverwaltung verlangte im April 1891, die Kirche im romanischen Stil mit zwei Türmen auszuführen — ein Turmpaar deshalb, weil ein einziger Turm eine ziemlich bedeutende Höhe hätte erhalten müssen, um ein richtiges Verhältnis zur Länge der Kirche zu erlangen, und damit viel teurer geworden wäre als zwei kleinere Türme.³⁴ Durms zweiter Entwurf war auf diese Wünsche hin entstanden.³⁵ (Abb. 8) Gegen diesen Plan hatte jedoch wiederum der Stadtrat Einwände: „Was die Türme anlangt, so erscheinen dieselben nach unserer Ansicht im Verhältnis zur Größe und Höhe des langen Schiffes als zu schmal und zu niedrig. Aus diesem Grunde werden solche voraussichtlich auch eine zu wenig machtvolle Wirkung ausüben. Wir erlauben uns, hierbei noch auf den zweiten Umstand hinzuweisen, daß die geplanten Türme im gleichen Baustil gehalten zu sein scheinen, welcher für die Türme der im Stühlinger erstellten neuen katholischen Kirche gewählt worden ist. Vom städtischen Standpunkt hätten wir gewünscht, daß die Türme der Pfarrkirche in der Wiehre, um eine gewisse Einförmigkeit zu vermeiden, nach einem von der Stühlingerkirche abweichenden System erbaut würden.“³⁶ Bei der Stühlingerkirche, die der Stadtrat hier anspricht, handelt es sich noch um den ersten Entwurf für die Herz-Jesu-Kirche von Franz Baer. (Abb. 4) Dieser weist tatsächlich Ähnlichkeiten mit dem zweiten Plan von Durm für St. Johann auf, besonders was die leichte, filigrane Turmgestaltung betrifft.³⁷ Nachdem daraufhin auch die Domänenverwaltung um eine Umarbeitung der Pläne bat, wurden in dem dritten Projekt die Wünsche des Stadtrates berücksichtigt.³⁸ (Abb. 9) Zu einer weiteren Umgestaltung des Entwurfes für einen Aufsatz, wie ihn die Ansicht der Kirche mit einem zusätzlichen Turmschoß zeigt (Abb. 10), konnte sich die Großherzogliche Baudirektion aus „ästhetischen Gründen“ nicht entschließen, errechnete aber im gleichen Brief die Kosten für die Kirche; d. h. sie wollten nicht mehr ausgeben.³⁹ Dennoch verlangte die Kommission einen höheren Aufbau der Türme mit einer gleichzeitigen Verbesserung des ganzen Äußeren, da man glaubte, daß ein mächtiger Aufbau auf der Mitte des Querschiffes, sowohl im Inneren als auch im Äußeren von günstiger Wirkung sein würde; besonders wünschenswert schien eine spitzbogig ausgebildete, doch nicht zu hoch getriebene Kuppelung mit schönem, nicht zu kleinem Dachreiter.⁴⁰ Im Mai 1892 gab es innerhalb des Stadtrates immer noch Bedenken wegen des verwandten Baustils der neuen Kirche und des Münsters, die zu dem Vorschlag führten, für St. Johann den



Abb. 8 Zweiter Entwurf von Josef Durm für St. Johann. (Staatliches Hochbauamt Freiburg)

Renaissancestil zu wählen. Dagegen stand die Ansicht, eine gewisse Einheit im Baustil sei positiv zu bewerten, da diese auch in anderen schönen Städten anzutreffen sei.⁴¹ Durm erklärte sich auch mit einer weiteren Änderung einverstanden und war bereit, ein Modell anfertigen zu lassen.⁴² Das Erzbischöfliche Ordinariat war mit dem Renaissancestil einverstanden, wobei man jedoch ausdrücklich unterstellte, daß von einem Kuppelbau abgesehen werden sollte, da in einem solchen erfahrungsgemäß nur mit größter Beschwerlichkeit gepredigt werden könne. Deshalb wäre es doch besser auf den Renaissancestil zu verzichten.⁴³ Im März 1893 lagen die neu bearbeiteten Baupläne vor. Der Stadtrat stimmte, trotz Bedenken gegen verschiedene Teile des Planes, dem Projekt zu, um die Bauausführung nicht länger zu verzögern.⁴⁴

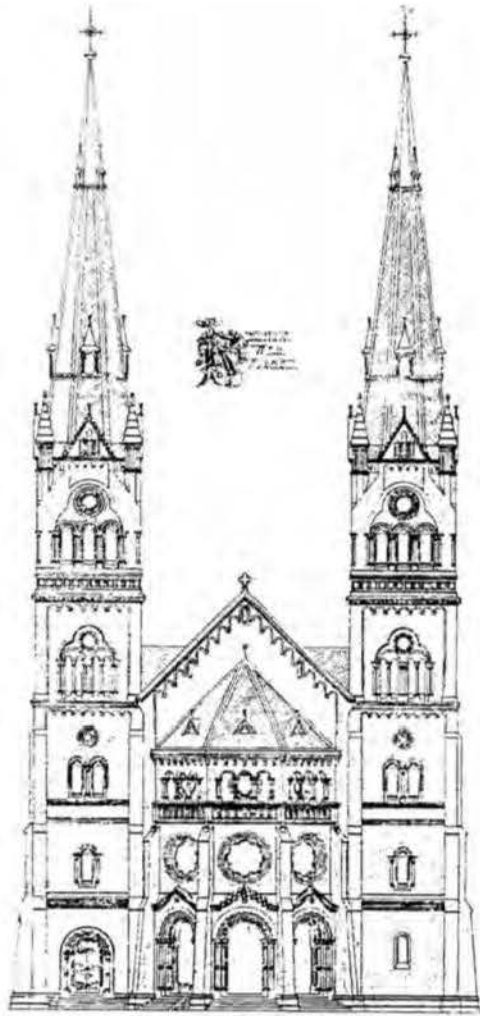
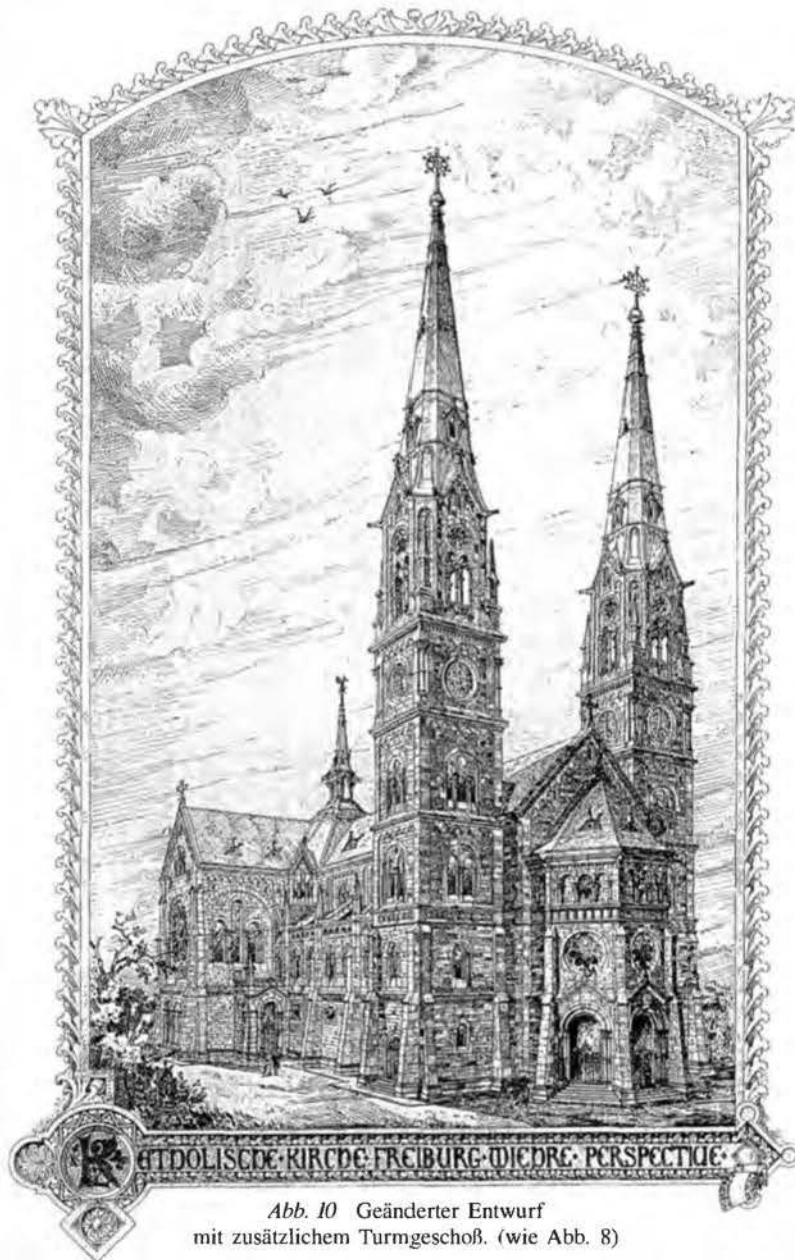


Abb. 9 Ausgeführter Entwurf von Josef Durm für St. Johann. (wie Abb. 8)

Stil der Kirche

Die dreischiffige Basilika mit Querhaus in Form eines lateinischen Kreuzes hat einen gewesteten Chor, bestehend aus Vorjoch und Apsis. In der Ostseite ist dem Langhaus eine Doppelturmfassade mit Eingangsjoch vorgelegt, an die sich in Mittelschiffbreite eine Apsis als Vorhalle mit drei Eingängen anschließt. Die Kirche entspricht insgesamt in ihrer Grundriß- und Aufrißgestaltung den Basiliken der Spätromanik. Das Langhaus zeigt das gebundene System und den rheinischen Stützenwechsel, d. h. Pfeiler und Säule wechseln sich als Stütze ab; das Oktogon im Osten, der Chor im Westen und die Doppelturmfassade erinnern an romanische Doppelchoranlagen. Die



Langhausjoche sind kreuzrippengewölbt, die Mittelschiffjoche sind im Gegensatz zu den romanischen Vorbildern auffallend breit.⁴⁵ Das Mittelschiff zeigt einen vierzönigen Aufriß, wobei alle Architekturteile den Ornamentreichtum der Spätromanik nachempfinden. Der Außenbau entspricht mit seinen hohen zweigeschossigen Seiten-

schiffen, über die das Mittelschiff nur mit einem kleinen, von dreiteiligen Fenstern durchbrochenen Obergaden aufragt, der Arkaden- und darübersetzten Emporenbildung im Inneren. Diese horizontale Geschoßeinteilung zieht sich auch um die Türme und die Eingangshalle. Das Querhaus hat nur zwei Geschosse, wobei die Fassaden von großen Radfenstern geschmückt werden. Am Obergaden des Mittelschiffs ist die Ecke zum Querhaus abgeschrägt, da Durm die Vierung zu einem Kuppelraum umgestaltet hat. Man sieht es am überhöhten Dach über der Vierung, die mit Hilfe von Glasplatten Licht zugeführt bekommt.⁴⁶ Langhaus und Querhaus sind so miteinander verbunden, daß die erweiterte Vierung einem Zentralbau gleichkommt. Obwohl Durm als Vorbild für St. Johann die fränkisch-romanische Bauweise und für die Detailausbildung den Dom von Bamberg nennt, hat er seine Vorbilder eher in der Spätromanik des Nieder- und Oberrheins gefunden. Er fügt verschiedene Motivkreise zusammen, gelangt aber zu einer eigenständigen Lösung, so daß eine direkte Ableitung von einem bestimmten Bau nicht möglich erscheint.⁴⁷

Turmgestaltung

Die beiden quadratischen Türme sind etwas hinter die kaum ausgebildete Wand des Langhauses zurückgesetzt, dabei entsteht, auch durch den chorartigen Vorbau bedingt, ein mehrschichtiger, plastischer Aufbau. Die beiden Obergeschosse der fünf Stockwerke stehen frei. Ihre Seiten sind identisch gestaltet. Im Erdgeschoss befinden sich die rundbogigen Eingänge zu den Emporen. Im ersten Obergeschosß wird die Wand zweischichtig, da ein Rechteckfenster in einer Säulenarkade steht. Im Stockwerk darüber befindet sich die gleiche Gestaltung mit einem Biforienfenster, dazwischen setzt sich der balustradenartige Abschluß der Seitenschiffe in Form eines Streifens fort. Über dem Biforienfenster sitzt jeweils nach vorne und zur Seite gerichtet eine Turmuhr. In Höhe des Dachansatzes für das Mittelschiff endet dieses Geschosß mit einem Rundbogenfries, der als Lombardisches Band ausgeführt wurde. Hier enden auch die abgestuften Strebepfeiler. Die Wand öffnet sich dreischichtig mit einem übergreifenden Kleeblattbogen um eine Zweierarkade mit Mittelsäulchen und Rundbogenfenster. Hinter der Zweierarkade öffnet sich ein Biforienfenster. Das oberste Stockwerk, durch ein bandartiges Zwischengeschosß getrennt, hat die gleiche Gestaltung mit einer Dreierarkade in fünf Schichten. Oberhalb des Kleeblattbogens geht das Turmquadrat in ein Oktogon über, in dem zwischen kleinen abschließenden Dreiecksgiebel Türmchen eingestellt sind. Hinter diesen vier Giebeln erhebt sich ein achteckiger, schlanker Helm.⁴⁸ (Abb. 9) Durch die in den unteren Geschossen vorgelegten Strebepfeiler, die nach oben hin abnehmen, und die zunehmend eingegrabene Relieffierung in den oberen Geschossen verjüngen sich die Türme und verdeutlichen dies auch durch ihre Gestaltung. Dazu dient der Kleeblattbogen, der die Türme im oberen Bereich zusammenzieht. Besonders das Übergehen vom Quadrat ins Achteck innerhalb eines Geschosses durch schräge Linien deutet einen baldigen Abschluß an. Die nicht direkt über dem Giebel, sondern eigentlich auf Satteldächern aufsteigenden und somit zurückgesetzten Helme können mit ihrem Umfang kaum das Volumen der Türme aufnehmen und weiterführen, denn sie sind schmal und zu spitz.

Städtebaulicher Bezug zum Münster

Oberbürgermeister Winterer beklagte zwar, da er eine monumentalere Gestaltung vorgezogen hätte, daß die Türme nicht in der geplanten Höhe ausgeführt worden waren,⁴⁹ lobte aber dennoch den vollendeten Kirchenbau bei seiner Einweihung am 15. Oktober 1899. Der Münsterturm freue sich, daß allmählich ein Kranz von schönen Kirchen und Türmen an ihm hinaufstrebte. Daß dieselben sich in ihrer Höhe innerhalb einer gewissen Ideallinie des Respektes halten, betrachte er „als eine Huldigung gegen den König der schönen Türme der Erde“.⁵⁰ Auch die in dem Kirchenbauverein herausgegebene Festschrift zur Einweihung setzt St. Johann mit dem Münster in Beziehung: „Für den Stil der Kirche war das bedeutenste kirchliche Bauwerk der Stadt, das Münster im allgemeinen maßgebend, wobei übrigens nicht verschwiegen werden soll, daß Freiburg, wie z. B. in seiner Universitätskirche, auch an Barockbauten ersten Ranges, was Innenwirkung und fein abgewogenes Detail anbelangt, nicht arm ist. Man glaubte aber dabei einen richtigen Griff zu tun, nicht an das hohe Lied des Münsters, an das Vollendetste, was die deutsche Gotik geschaffen, anzuschließen, sondern bei den schlichten, strengen Formen seiner ältesten Teile im romanischen Stile die Anknüpfung zu versuchen. Auch die Anordnung von zwei kleineren Türmen, an Stelle eines großen Mittelturmes, entsprach diesem Gefühl der Unterordnung und Bescheidenheit. Die Gruppierung derselben ist eine symmetrisch einfache, wie sie der einmal gewählte Stil verlangt, frei von allen architektonischen Mätzchen, ohne dabei weder auf eine wirkungsvolle, noch malerisch wirkende Silhouette zu verzichten.“^{50a} Bei keiner anderen Kirche im 19. Jahrhundert in Freiburg gibt es so viele Hinweise auf den Bezug zum Münster in Stil und Turmhöhe wie bei der Johanneskirche. Die Wünsche der Stadt nach hohen, weithin sichtbaren Türmen an einem repräsentativen Kirchenbau wurden von Durm geteilt, wie ein erster Entwurf zeigt, der einer von ihm skizzierten Stadtsilhouette zu entnehmen ist.

Skizze der Stadtsilhouette

Das erste Projekt von Durm zu St. Johann zeigt die Kirche in einer Ansicht mit dem Münster zusammen. Die Skizze gibt vor allen Dingen die dunkle Silhouette gegen den hellen Hintergrund wieder. (Abb.11) Es handelt sich nicht um die Darstellung einer Kirche, wie Hübsch sie gegeben hat, sondern um die reine Wirkung der Türme von einem fernen Standpunkt aus gesehen. Allerdings befindet sich die Johanneskirche in der Abbildung an einem seltsamen Platz. Da das Münster mit den beiden Hahentürmen von Südosten gesehen wird, müßte St. Johann etwa in der Höhe des Schwabentores liegen. Der große Turm mit den zwei kleinen des Münsters wechselt mit den zwei großen und dem kleinen von St. Johann. Weitere Kirchen sind nicht zu sehen. Die Skizze stammt vom 27. Januar 1891. In diesem frühen Plan hat St. Johann schon den Umriß, wie er später ausgeführt wurde. Von keinem der anderen Architekten, die in Freiburg an Kirchenbauten beteiligt waren, ist ein derartiges Dokument bekannt, das die Kirchtürme zueinander in Beziehung setzt und ihre Wirkung aufeinander beachtet.

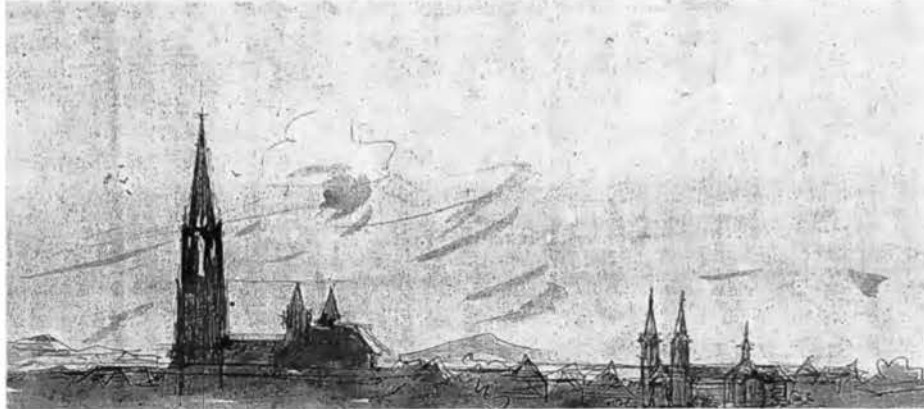


Abb. 11 Skizze der Stadtsilhouette von Josef Durm. (EAF)

Vergleich mit Durms unausgeführten Entwürfen

Die übrigen Entwürfe von Durm interessieren hier hinsichtlich ihrer Wirkung auf das Stadtbild. Durms zweiter Entwurf (Abb. 8) zeigt einen breiten Bau. Die Ostapsis ist ähnlich gestaltet wie im ausgeführten Entwurf, die Türme jedoch sehr schmal und das letzte Geschoß besonders leicht, weil es von großen rundbogigen Öffnungen durchbrochen wird, durch die man die Glocken sieht. Dieses Stockwerk geht in die Giebel über, auf denen ein Helm sitzt. Die ganze Gestaltung hat eher eine tabernakelartige Form; zwischen den kleinen Türmen sieht man die ähnlich ausgeführte Laterne der Vierungskuppel. Diese Gestaltung der Kirche hätte kaum eine Bereicherung der Stadtsilhouette werden können, da sie durch stark hervortretende Querhäuser mehr die Horizontale betont. Die schmalen und leichten Türmchen, die kaum Höhe gewinnen, erscheinen unproportioniert dazu. Der spätere Entwurf (Abb. 10) mit hohen, über die Seitenschiffbreite hinaustretenden Türmen wird nicht nur in Form einer einfachen Skizze dargestellt, sondern als repräsentative Ansicht ausgearbeitet. Auf fünf quadratischen Geschossen sitzt ein sechstes, das durch ein kräftiges Gesims abgetrennt und durch schmale, über Eck gestellte Nischen mit kleinen Türmchen darin als Achteck ausgebildet wurde. Die spitzen Giebel sind nicht abgetrennt, und auch die Helme zeigen mit Hilfe kleiner spitz verdachter Fensteröffnungen formal einen weichen Übergang zwischen Obergeschoß und Verdachung. Die Türme werden durch das zusätzlich eingeschobene Geschoß sehr hoch, scheinen aber, zumindest was die Zeichnung erkennen läßt, gut proportioniert, da das letzte Stockwerk sich durch seine Gestaltung vom Schaft abhebt und langsam in den Helm übergeht. Im ausgeführten Plan werden die Turmschäfte durch ihre Gliederung viel mehr zusammengezogen und gestaucht. Eine Zeichnung von 1894 zeigt entgegen dem ausgeführten Plan eine zweimalige Unterbrechung der Helme durch eine größere Fensterreihe mit spitzen Giebeln im unteren Teil und eine kleinere im oberen, die dem Dach einen lebhafteren Umriß verleihen und den Gesamteindruck harmonischer wirken lassen. (Abb. 9)

Turm der Martinskirche

Baugeschichte und Stil der Kirche

1246 übergab Graf Konrad von Freiburg den Minoriten die alte Martinskappele und vier anliegende Hofstätten innerhalb der Stadt, nachdem sie schon eine Weile vor den Toren gewohnt hatten. Kloster und Kirche wurden wahrscheinlich über dieser Kapelle errichtet, darauf weist ein rechteckiger Mauerzug unter dem heutigen Mittelschiff hin.⁵¹ Zuerst wurde aber das Kloster mit den Wohnungen der Mönche erstellt und seit 1262 der Chor. Kurz nach 1318 muß dann auch das Langhaus vollendet gewesen sein.⁵² Die dreischiffige Kirche mit hohen Arkaden auf Säulen und kurzem von Rundfenstern beleuchtetem Obergaden ist flach gedeckt und öffnet sich mit einem großen Spitzbogen zum langen kreuzrippengewölbten Chor, neben dem, seitlich abgetrennt, Kapellen angeordnet sind. Durch die Grundstücksgrenze bedingt mußte die nördliche Seitenschiffwand eingeknickt werden.⁵³ Die einfache romanische Basilika weist der Bauzeit entsprechend auch am Außenbau gotische Elemente auf, wie die hohen maßwerkgeschmückten Spitzbogenfenster und die zwei, wenn auch groben und wahrscheinlich überflüssigen Strebepfeiler seitlich des Portals. Nach dem Dreißigjährigen Krieg wurde bei der Wiederherstellung der beschädigten Teile der Innenraum barockisiert. Ab 1816 wurde diese Veränderung wieder entfernt. 1840—52 wurde die Klosteranlage abgebrochen. Vom alten Kloster blieb nur noch die östliche Hälfte mit den Kreuzgangarkaden übrig.

Quellen zur Planung und Errichtung des Turmes

Das 1704 schon baufällige Glöckchen über der Vierung wurde 1803 erneut als schadhaft bezeichnet.⁵⁴ Doch erst 1890-93 konnte ein Turm für das schon seit 1785 zur Pfarrkirche erhobene Gebäude errichtet werden, nachdem sich der damalige Pfarrer Dr. Heinrich Hansjakob mit aller Kraft hinter diese Aufgabe gestellt hatte.⁵⁵ 1890 entwarf Franz Baer einen Turm an der Kirchenfassade, die er gleichzeitig gotisch umgestalten wollte. (Abb. 12) Zu diesem Plan nahm das Städtische Hochbauamt am 19. September 1890 Stellung: Es begrüßte zwar, im allgemeinen städtischen Interesse grundsätzlich, die Errichtung von Türmen, die zumal im Zentrum wirkungsvoll und monumental gestaltet würden, meldete jedoch in diesem speziellen Fall Bedenken an gegen die Stellung des Turmes an der südwestlichen Ecke der Kirche. Kam doch der 60 Meter hohe Turm dadurch in unmittelbare Nähe des Rathauses zu stehen, nur 20 Meter von diesem entfernt.⁵⁶ Auch wurde eingewendet, der Turm sähe in der vorliegenden Gestaltung wie ein Kamin aus.⁵⁷ So beauftragte der Stadtrat den Architekten Josef Durm, ein fachmännisches Gutachten abzugeben. Der allerdings äußerte sich positiv zu Baers Plan: „Die kahl und trocken wirkende Eingangsfassade der Kirche wird durch den Turm geschmückt, und dabei entsteht keinerlei Beeinträchtigung an Licht und Luft für das Rathaus, da eine so lichte und schlanke Form die umliegenden Gebäude nicht erdrücken kann. Die Kirche braucht einen wirkungsvollen Abschluß, und dieser Entwurf wäre eine interessante Silhouette. . . Ich würde empfehlen, den Turm in die Flucht oder Stirnseite der Kirche zu rücken, die beiden barocken Strebepfeiler desselben, von denen der eine nach dem mitgeteilten Grundplan nur eine sehr zweifelhafte Funktion hat, wegzunehmen und durch statisch und



Abb. 12 Entwurf Franz Baers für St. Martin, 1890. (St. Martin in Freiburg, v. Kath. Pfarramt St. Martin, 1985)

formal richtigere zu ersetzen. Ich würde mich dem Vorbild des Constanzer Turmes noch mehr nähern, als es geschehen ist im Plan, und die Strebepfeiler durch Lisenen oder Quaderketten ersetzen. Dies ergäbe ein ansprechendes Bild, der Turm wäre weniger gespreizt und wäre harmonischer mit den pfeilerlosen Wänden des Langhauses einhergehen.“⁵⁸ Baer schlug nun vor, den Plan abzuändern, die Strebepfeiler wegzulassen, um das von der Stadtgemeinde für den Turmbau abzutretende Gelände zu reduzieren, und den Turm zu vereinfachen. „Eine Abänderung haben wir vom Hauptglockengeschoß insofern getroffen, als wir die lange Linie der Lisenen durch Consolen mit Figuren und Baldachinen unterbrochen haben. (Abb. 13) Diese Unterbrechung mußte der Silhouette des Turmes wegen zugestanden werden, da die Linie

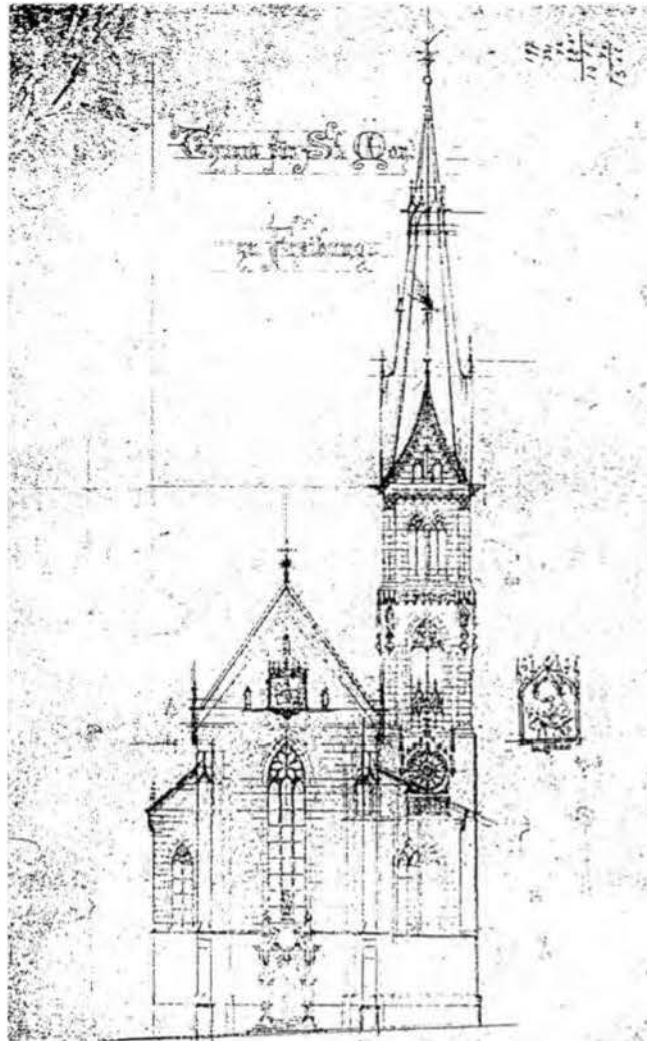


Abb. 13 Zweiter Entwurf von Franz Baer für St. Martin. (wie Abb. 11)

des Turmes, über Eck gesehen, durch Weglassen der Pfeiler an Bewegung nicht unwesentlich verloren hat. Der Platz sollte nicht kleiner werden als sechs Quadratmeter, da der Turm jetzt schon sehr schlank wird. Der Turm sollte zur Kirche passen, er sollte nicht zu reich gestaltet sein, aber den Charakter eines städtischen Glockenturmes haben.⁵⁹ Der Bürgerausschuß seinerseits argumentierte damit, daß man dem Platz nicht die Sicht auf den Münsterturm nehmen dürfe: Dieser hätte nämlich von dem direkt gegenüber der Martinskirche liegenden alten Rathaus wegen des Martinsturms nicht mehr gesehen werden können. Dabei wurde auch der Vorschlag gemacht, für das Rathaus ebenfalls einen Turm zu errichten.⁶⁰ Ein Rathausturm wurde

später beim Umbau des Anatomiegebäudes der Universität zum Neuen Rathaus geplant. Ausgeführt wurde hier allerdings nur ein Dachreiter. Schließlich beschloß der Stadtrat ohne weitere Argumente, das Gelände, auf dem der Kirchturm von St. Martin errichtet werden sollte, nicht zu veräußern; der Turm sollte zurückgesetzt werden.⁶¹ Nach diesem Votum konnte der Turm nur noch an der Südostecke hinter dem Kreuzgang errichtet werden.⁶²

Turmgestaltung

Der Turm erhebt sich selbständig vom Boden. Vom Beginn des Kirchendaches an erhält er noch zwei Stockwerke mit Fensterfeldern, die von Eckpfeilern mit einem Rundbogenfries gerahmt werden. Ein kurzes Satteldach sitzt über vier spitz zulaufenden Giebeln, von denen ein achteckiger spitzer Helm aufsteigt, der nach der Hälfte der Länge von einem tabernakelartigen Kranz umgeben ist. (Abb. 14) Durch diese Unterbrechung wird die hohe Verdachung „entschärft“ und gewinnt mehr an Volumen, ein Umstand, der bei der insgesamt schlanken Turmgestaltung positiv wirkt. Der Stil des Turmes entspricht dem romanisch-gotischen Übergangsstil mit romanischen Ornamenten, wie dem Rundbogenfries, und gotischen Spitzbogenfenstern.

Die ersten Entwürfe von Baer

Baers erster Entwurf (Abb. 12) zeigt größere abgetreppte Strebepfeiler, die er auch vor die Fassade setzen wollte. Sie sollten den Turm an den Ecken stützen, damit dazwischen hohe Maßwerkfenster eingebaut werden konnten. Von schmalen Lanzettfenstern durchbrochen stellte er sich auch den krabbgeschmückten Langhausgiebel vor. Zu allen diesen gotischen Elementen ließ er Wasserspeier von den Ecken des Turmansatzes heraustreten. Sein zweiter Plan (Abb. 13), in dem er auf die Strebepfeiler verzichtet, hat dieses Teil in dem nun wesentlich höher und spitzer gewordenen Helm eingebaut. Die Laterne ist ein gestalterisches Element, das ihm diese neue Höhenentwicklung möglich machte. Die Kirche selbst wird schlanker, wobei er auf Lanzettfenster im Giebel verzichtet und eine Einheit mit der Mittelschiffwand bildend den Winkel spitzer zulaufen läßt. Die vorher schon gotisch gestaltete Front wird nun im Detail viel reicher mit zartem Maßwerk in Form von Wimpergen und Friesen geschmückt. Im Geschoß unter dem großen spitzbogigen Maßwerkfenster befand sich in der ersten Planskizze noch ein dreiteiliges, von einem Baldachin gedecktes Fenster, welches in der späteren Zeichnung von einer Maßwerkrosette mit Baldachin ersetzt wird, der in das nächste Geschoß hineinragt und so die horizontale Einteilung durchbricht. Diese Form hatte Baer schon für die 1890 entstandene Ansicht der Kirche des ersten Entwurfs eingefügt. Der von Durm schon als „schlanke Lösung“ bezeichnete frühere Plan wurde von Baer, um möglichst wenig Gelände von der Stadt zu beanspruchen, im zweiten, dem Stil der reiferen Gotik entsprechend, noch schmaler und höher. Daß seine Turm- und Fassadengestaltung aber nicht mehr zum eigentlichen Stil der Kirche paßte, und er damit die Bedenken der Stadt, daß der Martinsturm den Münsterturm beeinträchtigen könnte, nicht aus dem Weg räumte, berücksichtigte er nicht. Baer plante seinen Turmneubau nach dem Vorbild der Konstanzer Stephanskirche. Eine Begründung dafür ist nicht bekannt. Der Turm der Stephanskirche wurde 1486 vollendet.⁶³ Das oberste Geschoß mit den Doppelfenstern, die steilen Drei-



Abb. 14 Der Kirchturm von St. Martin im Vergleich mit dem Münsterturm.
(wie Abb. 12, S. 217)

ecksgiebel mit den Lanzettfenstern und auch der achteckige Helm sind für den neuen Entwurf für St. Martin von der Stephanskirche übernommen worden. Der im Spätmittelalter entstandene Turm schien wohl besonders gut zum Freiburger Münsterhelm zu passen, so wie die Stephanskirche in Konstanz zu dem von Heinrich Hübsch 1851 errichtete Turm des Konstanzer Münsters, bei dem die Freiburger Maßwerkpyramide Vorbild war.⁶⁴

Städtebaulicher Bezug zum Münster

Der Turm wurde schließlich in bescheideneren Maßen und Details an weniger exponierter Stelle ausgeführt, doch auch bei dieser Gestaltung sollten die Giebelaufsätze und Tabernakelspitzen den Umriß abwechslungsreicher gestalten, um im Vergleich

mit dem Münsterturm wohlproportioniert zu erscheinen und einen harmonischen Gesamteindruck zu vermitteln. Die Fotografie (Abb. 14) zeigt nun den Münsterturm rechts neben dem Martinsturm, der ihm näher gerückt ist und von der Schrägansicht auf Platz und Kirche eine zurückhaltendere Wirkung ausübt. Die Sicht vom Rathaus wurde durch den Umzug der Hauptverwaltung in das neue Gebäude ebenfalls verbessert, weil der Platz nun offen vor ihm lag und ein breiteres Panorama bot. Damit wurden die Befürchtungen der Stadt, daß der Münsterturm hier durch die Stellung und Form des Martinsturmes in seiner Wirkung beeinträchtigt werden könnte, zerstreut. Weil Franz Baer, der sich als Architekt in seinem Münsterbuch schon ausführlich mit dem Münsterturm befaßt hatte,⁶⁵ selbst großes Interesse an einem angemessenen Bau zeigte, entsprach er mit seiner Planung den Vorstellungen von Stadtrat und Verwaltung, die, bei aller Vorliebe für die repräsentative Ausstattung des Stadtbildes mit neuen Türmen, doch einer übertriebenen maßstäblichen und vor allem stilistischen Annäherung an das Münster und den Münsterturm reserviert gegenüberstanden.

Bauliche Veränderungen nach dem Zweiten Weltkrieg

Bei der Zerstörung der Martinskirche durch den schweren Luftangriff am 27. November 1944 war der Helm des Turmes bis zu den Giebeln zerstört worden. Als im Zuge des Wiederausbaus überlegt wurde, welche neue Turmverdachung zu wählen war, zog man auch in Betracht, den alten Dachreiter in größerer Form wieder aufzusetzen. Man hat sich dann aber doch, nach verschiedenen anderen Vorschlägen, für ein kleines, flaches Zeltdach an dieser Stelle entschlossen. (Abb. 15)

Martinstor und Schwabentor

Von den vielen mittelalterlichen Tortürmen der Stadt sind nur das Martins- und das Schwabentor bis heute erhalten geblieben. Da sie mit ihren kleinen Durchfahrten dem Verkehr um die Jahrhundertwende nicht gewachsen waren und zudem von einem Großteil der Bevölkerung für „unschöne Mauerklumpen“ gehalten wurden, die weder ein architektonisches noch künstlerisches Interesse beanspruchen konnten, sollten auch sie damals abgerissen werden.⁶⁶ Ihr Erhalt konnte nur dadurch gesichert werden, daß die Führung der Straßenbahnschienen befriedigt gelöst und sie selbst renoviert wurden. Die Vollendung der Torbauten erfolgte mit der Inbetriebnahme der elektrischen Straßenbahn am 14. Oktober 1901. Bei der Restaurierung der Türme sollten die unteren Teile der Tore, da sie die historisch wichtigeren waren, erhalten werden, die oberen aber, die im Interesse der Erhaltung einen provisorischen Aufbau erhalten hatten, umgestaltet werden. Man war der Ansicht, daß sie früher hohe Ziegeldächer trugen, die durch die Schleudersteine der Gegner in den Kriegen zerstört worden seien. Und um der Aufstellung von Wurfmaschinen Platz zu machen, habe man die Dächer ganz abgenommen. Im 17. Jahrhundert sei ihnen eine Bedachung aufgesetzt worden, die niedriger als die ursprüngliche gewesen sei.⁶⁷ Schon seit 1892 beschäftigte sich der Stadtrat mit einer Ausgestaltung der Türme. Fritz Geiges, der den Auftrag erhalten hatte, das Martinstor mit einer Martinsdarstellung zu schmücken, entwarf zu dieser Zeit einen Plan für eine Neugestaltung des Tores, der allerdings beim Stadtrat sofort auf Kritik stieß: Man solle sich strenger an die alte



Abb. 15 Ansicht von St. Martin mit der heutigen Turmgestaltung.
(Foto: Kurt Gramer; wie Abb. 12)

Zeit halten und das Dach über ein nicht zu sehr entwickeltes Gesims setzen, statt des geplanten steinernen Rundgangs und der vier kleinen Ecktürmchen, wie Geiges sie vorsah. Dieser war allerdings der Meinung, es sei nicht möglich, die Tore in den Zustand ihrer ursprünglichen Erbauung zu versetzen, da zu wenig von ihnen erhalten sei. Beim Eintritt in die Stadt solle zudem ein Bild geliefert werden „von bürgerlicher Machtfülle und Wohlhabenheit, belebt und geschmückt mit Schanzen und Ziertürmchen und oft farbigen Eindeckungen.“ Seine Renovation richte sich deshalb nach der bildlichen Überlieferung zahlreicher Chroniken und nach dem Vorbild der besser erhaltenen oberrheinischen Tortürme.⁶⁸ Geiges Entwurf kam jedoch nicht zur Ausführung. Erst im Dezember 1900 übergab der inzwischen mit der Aufgabe betraute Oberbaurat Carl Schäfer sein Projekt (Abb. 16) der Stadt: „Ich habe eine beträchtliche Erhöhung der beiden Tortürme vorgesehen, da die Höhe der den Türmen nahestehenden Wohnhäuser, besonders die der Häuser außerhalb der Tore, verglichen mit

der Vorzeit, beträchtlich gewachsen ist. Da es aber in der damaligen Zeit hohe, reich gegliederte Aufsätze nicht gegeben hat, soll aus Repräsentationsgründen die Gestaltung einer späteren Stilperiode zum Muster genommen werden. Eine malerische Wirkung von Toren ist erst aus dem 15. Jahrhundert bekannt, deshalb habe ich den spätgotischen Stil mit grün glasierten Ziegeln und kupferblechgedeckten kleinen Dächern gewählt. Daß Freiburgs Türme schon im 15. Jahrhundert erhöht wurden, wie behauptet wurde, halte ich für eine Fiktion.⁶⁹ Das Hochbauamt lobte Schäfers Projekt; es gereiche dem Stadtbild zur Zierde in stilgemäßer und sachgemäßer Weise. Im Bürgerausschuß wurde dagegen heftig diskutiert, da viele Ausschußmitglieder zwar mit der Gestaltung des Martinstores, nicht jedoch mit der des Schwabentores einverstanden waren. Es sei zu hoch und in einem zu Freiburg nicht passenden norddeutschen Stil gehalten. Als Gegenargument wird vorgebracht, daß in Freiburg kein Turm zu hoch, die meisten aber zu niedrig seien, und daß jedenfalls der Aspekt der Höhe kein Grund sei, die Neugestaltung des Schwabentores abzulehnen.⁷⁰ Schließ-



Abb. 16 Das Martinstor um 1900. (StadtAF, M 737 1794)

lich sei das Schwabentor unter Berücksichtigung des Münsterturmes entstanden und beide Türme gewährten, wenn man von der Brücke herkomme, einen prachtvollen Anblick.⁷¹ Im März 1901 schickte Schäfer, den ablehnenden Stimmen im Stadtrat entsprechend, einen abgeänderten Entwurf für das Schwabentor, in dem er den gewohnten Lokalstil berücksichtigte.⁷² Er hatte die Giebel in dem neuen Plan glatt gehalten und abgetreppt. Dies machte aber einen so kahlen und nüchternen Eindruck, daß man schließlich Schäfers erstem Plan trotz vieler Proteste den Vorzug gab.⁷³ (Abb. 17) Aber noch ein Jahr später wurde kritisch vermerkt, der fremde Stil verderbe die ganze Silhouette der Stadt und mache dem herrlichen Münster in beklagenswerter Weise Konkurrenz.⁷⁴

Aufbauten der Tore

Das Martinstor bewahrt noch den alten Kern bis etwa unter die Umrahmung der Uhr. Es hatte vom Boden bis zum Dachgesims nur eine Höhe von 22 Metern und war mit



Abb. 17 Das Schwabentor um 1900. (StadtAF, M 737 1808)

einer aus dem 17. Jahrhundert stammenden flachen Pyramide gedeckt, auf der ein kleiner Dachreiter saß. Das Tor zeigte eine rundbogige Durchfahrt. Der neue Aufbau begann mit dem Geschoß der Uhrtafel. Da das Mauerwerk darüber zurückgesetzt wurde, bildete sich ein Umgang, der von einer Zinnenmauer abgeschlossen wurde. Die Überleitung zum obersten Geschoß wurde von kupfergedeckten Türmchen gebildet. Seinen Abschluß erhielt der Turm durch ein steiles, mit grün glasierten Ziegeln gedecktes Dach, auf dessen Sattel ein spitzer Dachreiter sitzt. Die Höhe des Turmes bis zur Spitze des Dachreiters beträgt jetzt 60 Meter.⁷⁵ Das Schwabentor hatte denselben Unterbau wie das Martinstor, aber schon eine spitzbogige Durchfahrtsöffnung. Über einer Höhe von 26 Metern, etwas unter der ersten Gurte, setzte vor dem Umbau das einfache Zeltdach mit bekrönendem Glockentürmchen an. Oberhalb der Uhrtafel war auch hier ein Umgang mit Zinnen angeordnet. Der Übergang zu dem zurückgesetzten Obergeschoß vermittelten über Eck gestellte, aus Haustein ausgeführte Erkerbauten. Ein mit grünen Ziegeln gedecktes Satteldach, das von einem kupfergedeckten Dachreiter bekrönt wurde, bildete den Abschluß. Eine vertikale und horizontale Gliederung des Giebels griff mit abgestuftem Maßwerk über das Dach hinaus. Die Gesamthöhe betrug 65 Meter.⁷⁶

Städtebaulicher Bezug zum Münster

Die Stadt brachte die neuen Toraufbauten, indem sie, wie sie sagte, die Tore wieder in ihr „gewohntes“ Verhältnis zur Häuserhöhe bringen wollte,⁷⁷ in eine Verbindung zur früheren städtebaulichen Situation. Zugleich wollte sie damit auch die Tore als vertikale Begleiter des Münsters erhalten. Fritz Geiges beschreibt in seinem bereits zitierten Artikel⁷⁸ das Schwabentor, das er in einer von ihm auf 1300 datierten Rekonstruktionsskizze, von Süden her gesehen, wiedergibt. (Abb. 18) Für Turm und Vorwerk, den von Mauern umgebenen Vorhof, stützt er sich auf die Stadtansicht des Gregorius Sickinger⁷⁹ von 1589.⁸⁰ Das schlanke Tor mit dem steilen Satteldach ragt bei Sickinger vier- bis fünffach über das Niveau der Dächer hinaus. Geiges hat die Proportionen des Planes übernommen, ohne zu beachten, daß dieser Plan die Tortürme repräsentativ gegenüber den einheitlich niedrig gehaltenen Bürgerhäusern überhöht. So mußte Geiges — wie andere — zwangsläufig zu einer Überbewertung der Tore in ihrer Funktion als vertikale Akzente der Stadtsilhouette kommen. In Wirklichkeit hat die tatsächliche Höhe jedoch einem vernünftigen Maß entsprochen, nur wenig haben sich die mittelalterlichen Türme über das Häuserniveau erhoben. Keineswegs hätten die höheren Häuserbauten der Jahrhundertwende deshalb gar eine Verdoppelung der Torhöhe notwendig gemacht, wie sie von Schäfer ausgeführt wurde. Dadurch wurde das Schwabentor mit seinen 65 Metern zum höchsten Gebäude nach dem Münster, es überragte sogar noch die Türme der kurz zuvor entstandenen Kirchen: Als letztes großes Werk in der Silhouettenbildung der Stadt überschritt es die durchschnittliche Turmhöhe von 60 Metern um fast ein Zehntel.

Bauliche Veränderungen nach dem Zweiten Weltkrieg

Nach dem Krieg, Anfang der 50er Jahre,⁸² fiel die Entscheidung, den baufälligen Aufsatz des Schwabentores abzunehmen, nicht schwer. Da man das Schwabentor aber nicht in den ursprünglichen Zustand versetzen wollte, entschloß man sich zu



Abb. 18 Rekonstruktion des Schwabentores von Fritz Geiges. (Sch 12, 1885, S. 71)

einem einfachen Zeltdach mit Glockentürmchen auf dem damals aufgestockten Uhrengeschoß, behielt also einen Teil der Erhöhung bei, gestaltete aber den Turm schlichter und das Dach niedriger und bescheiden.

Zusammenfassung

Hübsch setzte als erster im 19. Jahrhundert den Turm seiner Ludwigskirche mit dem Münsterturm in Verbindung, jedoch noch nicht, um die Silhouette der ganzen Stadt damit zu prägen, sondern um das Münster in die Ansicht seiner Kirche miteinzubeziehen und die Türme von zwei Kirchen optisch miteinander zu verbinden. Dabei war

er sich der Bedeutung des gotischen Baues bewußt und stimmte seine eigene Turmkonstruktion auf den Münsterturm ab, obwohl er, der Tennenbacher Klosterkirche entsprechend, den romanischen Stil verwendete. Die Projekte Ende des Jahrhunderts zeigen dagegen eine konkrete Stadtplanung, bei der sich die einzelnen Architekten an den Wünschen der Stadtverwaltung orientierten, die in Freiburg einen Kreis von Türmen um das Münster entstehen lassen wollte. Diese Türme sollten sich mit dem romanischen Stil oder dem romanisch-gotischen Übergangsstil auf die ausgereifte Gotik hin entwickeln und diese damit in ihrer Wirkung unterstreichen. Ein gotischer Bau, den ein gotisch bauender Architekt wie Meckel vielleicht erstellt hätte, war nicht erwünscht, um einen angemessenen stilistischen Abstand zum Münsterturm einzuhalten und somit jede mögliche Konkurrenz auszuschließen. Deshalb wurde Meckel die Auflage gemacht, die Herz-Jesu-Kirche im romanischen Stil zu errichten. Baer hat mit seinem gotischen Plan für den Turm der Martinskirche auch keinen Erfolg erzielt, obwohl sich Durm als Sachverständiger für das Projekt aussprach. Denn der Grund für die Ablehnung war bestimmt nicht die Standortfrage allein. Hier war auch die Wahl des Stiles ausschlaggebend. Sonst wäre der Turm letztendlich nicht mit verhältnismäßig schlichter Dekoration und romanischen Elementen entstanden, wofür freilich auch der alte Baubestand des Kirchengebäudes sprach. Auch die Christuskirche und die Johanneskirche sind im romanischen Stil errichtet worden. Dabei wird besonders bei der Johanneskirche in der Festschrift auf die stilistische Absetzung vom Münster hingewiesen. Hier wird klar gesagt, daß eine stilistische Verbindung zum Münster nur an dessen schlichten und strengen Teilen, dem romanischen Stil der Querhausarme, gesucht werden soll. Die Kirche, die sich in ihrem Bauweise an die älteren Teile des Münsters anschließen, betonen dieses somit als einzigen gotischen Bau.

Die zwei großen Kirchen, Johannes- und Herz-Jesu-Kirche, bekamen ihre Doppelturmfassaden, um einen Kontrast zur Einturmfassade des Münsters herzustellen. Die übrigen Kirchen waren für zwei Fassadentürme sowohl wegen der geringeren Größe, als auch wegen der weniger exponierten Lage an schmalen Straßen ungeeignet. Die Johannes- und Herz-Jesu-Kirche kommen auf ihren großen, freien Plätzen gut zur Geltung und sind weithin sichtbar. Während die Johanneskirche durch ihre Lage an einem Verkehrsknotenpunkt hervorgehoben wird, erhält die Herz-Jesu-Kirche ihre Wirkung durch ihre erhöhte Lage auf dem Plateau und ihre frontal der Stadt zugewendete Doppelturmfassade. Die zusätzlich über die Bahnlinie errichtete Brücke schließt sie an die Innenstadt an. Auch die neue Straßenbahnbrücke gibt durch ihren Verlauf interessante Ansichten von der Kirche und zieht ihren Blick jetzt über die breite Bertoldstraße in die Altstadt hinein. Im Stadtbild kommt sie heute gerade auch von Westen, von der Sundgaullee her, mit dem Münsterturm zusammen gut zur Geltung. Die Christuskirche aber ist von der Innenstadt abgewendet und sucht ihre Bezugspunkte nur in der Platzgestaltung des Stadtteiles. Daß sie dabei auch mit ihrem überhöhten Turm den vom Stadtrat verlangten Beitrag zu einer vieltürmigen Silhouette leistet, zeigt die unterschiedlichen Ansichten von Architekt und Stadtrat. Während der Stadtrat schon eine gezielte Vorstellung von der gesamten baulichen Entwicklung der kommenden Jahre haben mußte, stand für Diemer die direkte Umgebung seiner Kirche im Vordergrund.

Da hier jedes Bauwerk seinen eigenen Architekten hat, versuchte die Stadt die verschiedenen künstlerischen Ansichten ihren Vorstellungen unterzuordnen. Bei einer städtischen Planung von einem oder mehreren miteinander arbeitenden Architekten wäre vielleicht eine ähnliche, den Aufriß betonende, aber diesmal von den Architekten selbst initiierte Anlage entstanden. Das Interesse an einer Silhouette mit vielen Türmen lag aber eindeutig bei der Stadt. Durch die Schenkung der Bauplätze konnte die Stadt bei der Gestaltung der von der Gemeinde und vom Staat finanzierten Kirchen Einfluß nehmen. Der Initiator für den Ausbau der Stadtsilhouette war der damalige Oberbürgermeister Winterer, der seine Vorstellungen von einer schönen „alten“ Stadt verwirklichen wollte. Das Ideal, viele Türme zu besitzen, beruht auf mittelalterlichen Vorstellungen, die in der Romantik wiederbelebt wurde. In den „Jugendspielen des Münsters“ schließlich, wie Winterer die Stadttore nannte, waren tatsächliche Werke aus Freiburgs Frühzeit vorhanden. Man meinte diese wieder herrichten zu müssen, damit sie ihre Wirkung im Stadtbild „wie früher“ ausüben könnten. Diese Wirkung ist jedoch sehr zweifelhaft. Von der Ende des 19. Jahrhundert noch wirkenden Romantik verklärt, die kritiklos ihre Theorie auf alten Abbildungen,⁸² die ihrerseits einen ziemlich großen Spielraum für Interpretationen ließen und nicht unbedingt der Wirklichkeit entsprachen, wurde mit „besten Absichten“ etwas völlig Neues geschaffen. Freiburg, das mit seinem einzigen, doch so bedeutenden Kirchturm, der filigranen Maßwerkpyramide des Münsters, für viele Turmvollendungen des 19. Jahrhunderts, wie Köln, Heidelberg, Konstanz und Bern, Vorbild war, glaubte nun seltsamerweise am Ausgang des Jahrhunderts, seine Silhouette vielfältiger gestalten zu müssen. Wie unter einem Konkurrenzdruck stehend wollte Oberbürgermeister Winterer damit „seine“ Stadt immer wieder betont herausstellen, um ihr auch mit diesem Mittel der Selbstdarstellung neues Aussehen zu verschaffen.

Anmerkungen

- ¹ Zur Zeit der Errichtung der Ludwigskirche war die von Christoph Arnold geplante Vorstadt noch nicht ganz fertiggestellt. Sie bestand aber im Wesentlichen aus einer einheitlichen Bebauung seitlich der verlängerten Kaiser-Straße mit abgerundeten Häusern an Straßenkreuzungen. Diese klassizistisch gestaltete Anlage wurde von dem neuen Zähringertor, zwei von Arnold symmetrisch geplanten Häusern, nach Norden abgeschlossen.
- ² F. HEFELE, Aus Freiburgs Baugeschichte Die ehemalige Zähringer Vorstadt und Kreisbaumeister Christoph Arnold. 1929, S. 67.
- ³ H. HÜBSCH, Bauwerke. 1838, S. 3.
- ⁴ A. HASENCLEVER, Hundert Jahre Protestantismus. 1907, S. 90 f.
- ⁵ B. KLEIN, Heinrich Hübsch und die evangelische Ludwigskirche, in: ZBreisGV 101, 1982, S. 175.
- ⁶ A. VALDENAIRE, Heinrich Hübsch, Eine Studie zur Baukunst der Romantik. 1926, S. 35.
- ⁷ E. F. MAJER-KYM, Die Bauten der Zisterzienserabtei Tennenbach (gekürzte Dissertation). 1923, S. 105.
- ⁸ MAJER-KYM (wie Anm. 7) S. 105.
- ⁹ HASENCLEVER (wie Anm. 4) S. 91 f.
- ¹⁰ KLEIN (wie Anm. 5) S. 287.
- ¹¹ VALDENAIRE (wie Anm. 6) S. 35.
- ¹² HASENCLEVER (wie Anm. 4) S. 93.
- ¹³ HÜBSCH (wie Anm. 3) S. 14.
- ¹⁴ VALDENAIRE (wie Anm. 6) S. 27 f.
- ¹⁵ HÜBSCH (wie Anm. 3) S. 14.

- 16 HASENCLEVER (wie Anm. 4) S. 55.
- 17 HASENCLEVER (wie Anm. 4) S. 94.
- 18 M. MECKEL, Die Herz Jesu Kirche, in: Freiburg im Breisgau Die Stadt und ihre Bauten (Hg. Badischer Architekten und Ingenieurverein). 1898, S. 388.
- 19 EAF, Provenienz Finanzkammer, Herz Jesu Kirche, Nr. 6478/9/80, 23. 12. 1891.
- 20 MECKEL (wie Anm. 18) S. 394.
- 21 MECKEL (wie Anm. 18) S. 394.
- 22 Deutsche Bauzeitung (DBz) 1911, 45. Jg. Nr. 16, S. 134.
- 23 Ebd. S. 8.
- 24 F. SEYFARTH, Unser Freiburg und seine Umgebung, S. 153 f.
- 25 MECKEL (wie Anm. 18) S. 394.
- 26 StadtAF, C 3/16/1/1, 16. 09. 1892.
- 27 EAF, Provenienz Ordinariat, Herz-Jesu-Kirche, Nr. 3126, 5. 3. 1892.
- 28 StadtAF, C 2/5/2 (Christuskirche 1884 1892).
- 29 O. MOTHE, Handbuch des evangelisch christlichen Kirchenbaus. 1898, S. 290 f.
- 30 W. VETTER, Freiburg Seine Sehenswürdigkeiten. 1978, S. 178.
- 31 H. MÜLLER, Oberbürgermeister Dr. Otto Winterer. 1916, S. 123.
- 32 FRIDERICIANA, Architekten der Fridericiana, Skizzen und Entwürfe seit Friedrich Weinbrenner (Zeitschrift der Universität Karlsruhe, Heft 18, Jubiläumsband: 150 Jahre Universität Karlsruhe 1825 1975). S. 61.
- 33 ULRIKE GRAMMBITTER, Josef Durm 1837 1919. Eine Einführung in das architektonische Werk. Dissertation 1984, S. 370.
- 34 EAF, Provenienz Finanzkammer, Nr. 6474b, 07. 04. 1891.
- 35 GRAMMBITTER (wie Anm. 33) S. 370.
- 36 StadtAF, C 2/5/3 (Johanneskirche 1883 1892), 1. 7. 1891.
- 37 Vgl. den Abschnitt über Durms unausgeführte Entwürfe im folgenden Text.
- 38 EAF, wie Anm. 14, 20. 10. 1891.
- 39 StadtAF, C 2/5/3, 20. 10. 1891.
- 40 Ebd., 7. 11. 1891.
- 41 Ebd., 12. 5. 1892.
- 42 Ebd., 9. 6. 1892.
- 43 Ebd., 11. 6. 1892.
- 44 StadtAF, C 3/17/3/1, 29. 3. 1893.
- 45 GRAMMBITTER (wie Anm. 33) S. 371 f.
- 46 K. FRANK SUSO, St. Johann Freiburg i. Br., Schnell Kunstführer Nr. 1450. 1984, S. 7.
- 47 GRAMMBITTER (wie Anm. 33) S. 377 f.
- 48 GRAMMBITTER (wie Anm. 33) S. 374 f.
- 49 MÜLLER (wie Anm. 31) S. 123.
- 50 StadtAF, C 3/17/3, TAGEBLATT 17. 10. 1899.
- 50a Ebd., Festschrift S. 14
- 51 H. BROMMER, St. Martin Freiburg i. Br., Schnell Kunstführer Nr. 1257. 1981, S. 2 ff.
- 52 INGEBORG KRUMMER SCHROTH, Bilder aus der Geschichte Freiburgs. 1970, S. 171.
- 53 BROMMER (wie Anm. 51) S. 4.
- 54 BROMMER (wie Anm. 51) S. 5.
- 55 St. Martin in Freiburg i. Br., Geschichte des Klosters, der Kirche und der Pfarrei (Hg. Pfarramt St. Martin). 1985, S. 211.
- 56 StadtAF, C 2/5/11 (Turm der Martinskirche), 19. 9. 1890.
- 57 Ebd., 22. 11. 1890.
- 58 Ebd., 6. 11. 1890.
- 59 Ebd., 23. 1. 1891.
- 60 Ebd., 18. 3. 1891.
- 61 Ebd., 2. 9. 1891.
- 62 BROMMER (wie Anm. 51) S. 6.
- 63 Das schöne Konstanz, 5. Heft, Mai 1935 (Hg. Ernst Höll). S. 90.

- ⁶⁴ vgl. A. VON KNORRE, Turmvollendungen deutscher gotischen Kirchen im 19. Jh. 1974, S. 98–105; H. HÜBSCH 1795–1863, Der große badische Baumeister der Romantik, Ausstellungskatalog des Stadtarchivs Karlsruhe 1983, S. 175 f.
- ⁶⁵ F. BAER, Baugeschichtliche Betrachtung über Unserer lieben Frauen Münster zu Freiburg im Breisgau, 1889.
- ⁶⁶ MÜLLER (wie Anm. 31) S. 66 f.
- ⁶⁷ F. GEIGES, Die Stadt Freiburg unter der Herrschaft der Grafen von Urach bis zum Übergang an das Haus Österreich, in: Sch 12, 1885, S. 68.
- ⁶⁸ StadtAF, C3/54/2, September 1892.
- ⁶⁹ Ebd., 5. 4. 1900.
- ⁷⁰ Ebd., Tageblatt, Bürgerausschuß, 27. 1. 1901.
- ⁷¹ Ebd., Tageblatt, Leserbrief, 29. 1. 1901.
- ⁷² Ebd., 21. 3. 1901.
- ⁷³ Ebd., 6. 4. 1901.
- ⁷⁴ Karlsruher Zeitung, 13. 4. 1904.
- ⁷⁵ F. KEMPF, Zentralblatt der Bauverwaltung, (Hg. Ministerium der öffentlichen Arbeiten, 22. Jahrgang, Nr. 83 f.). 1902, S. 424.
- ⁷⁶ KEMPF (wie Anm. 75) S. 425 f.
- ⁷⁷ StadtAF, D/Ho/48, Gegenstand I, S. 1 f.
- ⁷⁸ GEIGES (wie Anm. 67).
- ⁷⁹ Der „kleine“ Sickingerplan z. B. abgebildet in: Stadt und Festung Freiburg 2, hg. v. H. SCHADEK und U. ECKER (Veröffentlichungen aus dem Archiv der Stadt Freiburg 22) 1988, S. 16–17. Die Sammlung der Stadtansichten bis zum Ende der Festung 1745 ebd. Bd. 1.
- ⁸⁰ GEIGES (wie Anm. 67) S. 70 f.
- ⁸¹ Oberbaudirektor und Denkmalpfleger J. Schlippe war verantwortlich für den Freiburger Bebauungsplan von 1947; vgl. J. SCHLIPPE, Freiburger Baudenkmäler und ihre Wiederherstellung, in: Einwohnerbuch der Stadt Freiburg, 1959 und 1960; B. VEDRAL, Altstadtsanierung und Wiederaufbau in Freiburg i. Br. 1925–1951. Zum 100. Geburtstag von Oberbaudirektor Prof. Dr. Ing. Joseph Schlippe (Stadt und Geschichte, Neue Reihe des Stadtarchivs Freiburg i. Br. 8) 1985.
- ⁸² Zahlreiche Ansichten von Freiburg zeigen nicht nur Unterschiede zu der tatsächlichen Bebauung, sie dokumentieren auch, daß jeder Stecher oder Zeichner etwas anderes, ihm wichtig erscheinendes, hervorheben wollte. So dominiert in den Stadtansichten immer das Münster als markantestes Bauwerk, während die Stadttore mal mehr oder weniger über die Dächer der Häuser hinausragen. Manchmal werden jedoch auch die spitzen Dachreiter der Klosterkirchen besonders betont. Je nach Absicht des Autors tragen so die Festungsbauten und/oder die Sakralbauten zu einem lebhaften Aufriß als tatsächlich vorhanden bei. Literatur vgl. Anm. 79.

Zur Biographie von Dr. Otto Winterer (1846—1915)

Von
RENATE LIESSEM-BREINLINGER

„Wir haben zu diesem Mann ein Vertrauen gehabt, wie es wohl selten zu finden ist, wir sind seiner Führung rückhaltlos gefolgt und haben wohl daran getan!“¹ Diese Worte widmete der Obmann des Konstanzer Bürgerausschusses im Dreikaiserjahr 1888 dem scheidenden Oberbürgermeister Dr. Otto Winterer, als dieser vom Konstanzer ins Freiburger Rathaus überwechselte. Die Formulierung weckt die Vorstellung einer Gestalt im weißen Haar. Winterer war damals aber erst 42 Jahre alt. Sein Amt in Konstanz hatte er als 31jähriger angetreten und elf Jahre lang mit Schwung und Erfolg ausgeübt. Nun wurde ihm die Kandidatur in Freiburg angetragen. Er war allen Parteien willkommen und wurde vom Bürgerschaft am 24. Mai einstimmig gewählt. Bürgermeister Dr. Emil Thoma, der 1913 sein Nachfolger werden sollte, verzichtete nach anfänglichem Interesse auf eine Gegenkandidatur. Winterer hatte einen guten Start, er stand von Anfang an glaubhaft über den Parteien, obwohl er Liberaler war wie die meisten Zeit- und Weggenossen, die in der großherzoglich badischen Verwaltung Verantwortung trugen. Das Spannungsverhältnis zwischen Parteiinteressen und Gesamtwohl sprach er in seiner Antrittsrede an, wohlformuliert, aber nicht in der damals gebräuchlich überkünstelten Weise, sondern so natürlich und ausdrucksstark, daß Dr. Eugen Keidel 1962 nach seiner Wahl zum Oberbürgermeister auf das Zitat zurückgriff: „So gehöre auch ich, wie sie alle wissen, einer politischen Richtung an ...“²

Zweiter Gründer der Stadt

Winterers Amtszeit währte auf den Tag 25 Jahre. Sie wurde zur Legende, voller Achtung „Ära Winterer“ genannt, der markante OB als der „zweite Gründer“ der Stadt gefeiert; denn er hat vieles verdoppelt, Einwohner- und Häuserzahl zum Beispiel, und fast alles gemehrt, gestaltet und verschönert. Er schaffte es, Freiburg mit attraktiven Titeln auszustaffieren und werbend ins Gespräch zu bringen: gepflegte Fremden- und Pensionärsstadt, kulturell hochstehende Universitäts- und Garnisonsstadt, Industriestandort mit Fabriken, die das Bild „nicht verschandeln“. Um den Ruf der Freiburger Universität aufzuwerten, befürwortete er große städtische Investitionen, insbesondere für den Neubau des Kollegiengebäudes, das 1911 eingeweiht wurde. Winterer wirkte auf eine Veränderung des bis dahin altertümlich-biedereren Stadtbildes hin und förderte eine bürgerlich-repräsentative Gestaltung mit gesteigerten Ansprüchen an die Qualität der Bausubstanz, gerade auch bei öffentlichen Gebäuden. Der Wandel von bescheidenen Volksschulhäusern zu modernen „Schulburgen“ in allen Stadtteilen machte das allen Schichten sinnfällig und bewirkte, daß sie den Fortschritt miterlebten. Wo immer möglich ließ Winterer ganze Neubaukomplexe gestalten. Die

Johanniskirche³ mit der Gewerbe- und der Lessingschule jenseits der neuen statuengeschmückten Dreisambrücke ist ein Beispiel.

In sein städteplanerisches Konzept bezog er auch die umgebende Landschaft ein. Er machte es möglich, die Parkanlagen auf dem Schloßberg beträchtlich zu vergrößern, da er Gelände, das früher von Rebleuten genutzt war, für die Stadt erwarb. Damit konnte er zugleich eine mögliche Bebauung ausschließen. Im weiten Umkreis der Stadt ließ er Waldfahrstraßen anlegen für gepflegte Promenaden oder Spazierfahrten; denn es gab Freiburger, die ein eigenes Gefährt zur Verfügung hatten. Zu der Gruppe, die hierzu finanziell in der Lage war, gehörten auch Pensionäre oder Privatiers aus nördlichen Gegenden des Deutschen Reiches. Sie waren in Freiburg gern gesehene Neubürger, da sie das Steueraufkommen steigerten. Um 1890, als zahlreiche Hanseaten einer Choleraepidemie ausweichen wollten, brachte Winterer schneller als seine Kollegen in anderen süddeutschen Städten den Mut auf, sie aufzunehmen. Die Bebauung der Goethe- und der Schwimmbadstraße hängt damit zusammen. Die Kapazi-



Abb. 1 Otto Winterer (Mitte) als Oberbürgermeister von Konstanz.
(Stadtarchiv Freiburg, M 7092/394)

täten von der medizinischen Fakultät der Universität, die Winterer persönlich nahestanden, hatten das Ansteckungsrisiko als gering eingestuft.

. . . wie Otto will, wird's doch gemacht!

Der Redakteur Heinrich Müller veröffentlichte 1916 ein Buch über Winterer und seine Freiburger Amtszeit, gut recherchiert und aus der noch frischen Erinnerung lebendig abgefaßt. Neben den oben genannten ins Auge fallenden Errungenschaften der „Ära“ nennt er noch viele andere wie Kanalisation und Rieselfelder, Elektrizitätswerk und Straßenbahn, Münsterbauverein und Wohnungsfürsorge. Gerade in letzterem Bereich und in der Sozialpolitik überhaupt hat Winterer sich sehr engagiert und nach Kräften den Mißständen entgegengesteuert mit den administrativen Mitteln, die ihm zur Verfügung standen. Gelungen ist ihm die Besserstellung der städtischen Bediensteten. Strukturen im großen konnte er freilich nicht verändern, die damals stark zunehmende Bodenspekulation konnte er nicht verhindern. In der Schaffung von preiswertem und gesundem Wohnraum für Arbeiterfamilien machte er sich einen Namen durch die Häuser in der Beurbarung zwischen Bahnlinie und Hauptfriedhof, von der Stadt erbaut und der städtischen Beurbarungsgesellschaft verwaltet.⁴ Das Angebot an solchen Wohnungen reichte jedoch nicht aus, so daß es im damaligen Freiburg auch Not und beträchtlichen Schatten gab. Andreas Hartmann, der 1985 die Sozialstrukturen in Freiburg um die Jahrhundertwende untersucht hat, stellt in diesem Zusammenhang den Kontrast zu den glänzenden Fassaden heraus. Für die neunziger Jahre nennt er als Stichwörter: Wirtschaftskrise, Baupleiten, steigende Armeezahlen. Dem städtebaulichen Konzept Winterers steht er übrigens distanziert gegenüber, was die Formulierungen „Inszenierung der Neuzeit“ und „besessene Historisierung“ andeuten.

Obwohl Hartmann mit Absicht entpersonalisiert, also nicht jede Errungenschaft oder Veränderung der persönlichen Initiative des Stadtoberhauptes zuschreibt, kommt auch er an Winterer nicht vorbei. Er charakterisiert ihn als intuitiv, energisch, streng und gerecht. Er war ein Patriarch, vor allem nach außen hin; in der Stadtverwaltung wurde unter seiner Führung effizient und kooperativ gearbeitet, allen Verbesserungen neuzeitlicher Betriebsführung aufgeschlossen. Vor allem das Mittel der statistischen Erhebung wurde ausgiebig eingesetzt. Man sollte die Fastnachtsverse von 1890 daher nicht überinterpretieren: „Laßt tosen nur der Rede Schlacht, wie Otto will, wird's doch gemacht!“⁵

Brillanter Denker, fleißiger Administrator

Die Frage nach Winterers persönlichem Anteil an der Stadtentwicklung ist oft gestellt worden, und nie wurde ihm die Rolle des Motors abgesprochen. Vielfach war er Anreger und Ausführer zugleich. Gedanken anderer nahm er auf, sofern sie in sein Konzept paßten. Keinerlei Hinweise gibt es dafür, daß Entscheidungen an seiner Person vorbeigelaufen wären. Seine Leistungen werden oft mit seinen überdurchschnittlich guten Examina und seiner Verwaltungserfahrung begründet. Eine größere Rolle spielte jedoch seine geistige Beweglichkeit, der Ideenreichtum und die ihm eigene

Durchsetzungsfähigkeit des Patriarchen, wobei beide Worthälften passen: Vater und Herrscher. Andererseits scheute er nicht vor der alltäglichen Fleißarbeit zurück, was brillanten Geistern oft schwer fällt und sie um den Erfolg bringt. Er beschäftigte sich auch mit ganz alltäglichen Details und arbeitete „vom Morgen bis zum späten Abend“ in seiner Kanzlei. Daß er kaum je Urlaub gemacht habe und sich auch sonntags dienstlich ansprechen ließ, wird in der Familie glaubhaft tradiert. Natürlich profitierte Winterer von der günstigen Zeit nach dem siegreichen Siebziger Krieg und der Gründung des Deutschen Reiches. Nicht nur in Freiburg ging es damals bergauf. Die griffige Vokabel „Gründerzeit“ drückt das aus. Die Zeitumstände hätten aber auch zum Stolperstein werden können, das „Gründerfieber“ hätte ins finanzielle Chaos führen können. Denn auch „Gründerkrach“ ist ein gängiger Begriff. Winterer holte zwar groß aus, behielt aber soviel Augenmaß, daß er zu keiner Zeit das Vertrauen der Mehrheit verlor.⁶ Man darf jedoch nicht übersehen, daß ihm gegen Ende seiner Amtszeit der politische Wind rauher ins Gesicht blies. Haltungen, die früher als liberal galten, kamen manchen Zeitgenossen im frühen 20. Jahrhundert als zu mild und sozial vor.

Es gibt noch weitere Gründe, die zu Winterers nachhaltigem Ansehen beitrugen: Die Freiburger konnten sich mit ihrem OB sehen lassen, er machte eine gute Figur, wirkte bedeutend, wie es die Zeitgenossen formulierten, wo immer er an ein Rednerpult trat oder sonst eine Repräsentationspflicht wahrnahm. Daß er ein so abgerundetes oder harmonisches Lebenswerk hinterlassen hat, hängt aber auch damit zusammen, daß er schon in jungen Jahren wußte, was er wollte: Mit 31 Jahren gab er die Beamtenlaufbahn auf, um Oberbürgermeister von Konstanz zu werden. Entscheidend war, daß er sich nie überschätzte und nicht ständig höhere Ämter anstrebte. Er schlug zum Beispiel einen Ministerposten in Karlsruhe aus, also einen Ruf aus der Umgebung des von ihm sehr verehrten Großherzogs. Lieber wollte er der „Großherzog von Freiburg“ bleiben, wie ihn Zeitgenossen nannten. Eine Reichstagskandidatur hat er 1893 gewagt, ohne sich aber gegen den Zentrumskandidaten Rechtsanwalt Marbe durchzusetzen. In seiner Konstanzer Zeit war er von 1883 bis 1889 als Abgeordneter der Nationalliberalen Partei Mitglied der Zweiten Kammer der badischen Landstände. Von 1905 bis zu seinem Tod gehörte er dann der Ersten Kammer an, dem „Oberhaus“, in dem nur berufene und geborene Mitglieder saßen. Diese Mitgliedschaft empfand er als wohltuend und ehrenvoll. Eine Fotografie im Nachlaß zeigt ihn mit Prinz Max von Baden inmitten dieses Gremiums. Ähnliche Bilder von Glanzlichtern seiner Amtszeit betreffen Besuche der Großherzoge Friedrich I. und II. mit ihren Gemahlinnen Luise und Hilda in Freiburg und einen Empfang bei Otto von Bismarck auf Gut Friedrichsruh 1895.

Freundschaft mit Heinrich Hansjakob

Während Winterer in der Literatur zumeist wie ein Denkmal oder ein Stück Stadtgeschichte behandelt wird, gibt es wenig Gedrucktes über den persönlichen Bereich. Zu diesem Punkt kann Heinrich Hansjakob etwas beitragen, der als Pfarrer von St. Martin mit Winterer die ganze Amtszeit über in guter Nachbarschaft lebte, aus der schließlich eine Freundschaft entstand. Es gab manche Ähnlichkeit zwischen bei-



Abb. 2 Otto Winterer als Mitglied der Ersten Kammer des badischen Landtages 1907/08 (vierter links neben Prinz Max von Baden). (Stadtarchiv Freiburg, M 7092/395)

den: Sie standen durch ihr Wirken und Werk über dem Durchschnitt ihrer Alters- und Studienkollegen und waren Individualisten, auch in politischer Hinsicht: Hansjakob entfernte sich in manchen Punkten von der Zentrumsparterie, für die er von 1871 bis 1881 im Landtag gesessen hatte, und Winterer von den Nationalliberalen, deren Kulturkampfmaßnahmen gegen die Katholische Kirche er ablehnte.⁷ Beide waren von Haus aus Kleinstädter: Hansjakob stammte aus Haslach im Kinzigtal, Winterer aus Ettenheim bei Lahr, und beide waren Bäckersöhne, was keiner verschwiegen, wenn auch Hansjakob etwas unbefangener davon plauderte. Der „allmächtigen Fürsprache“ Winterers verdankte dieser übrigens seine Dichterklause in der Kartaus.⁸ „Als ich die Nachricht erhielt, daß Winterer verschieden sei, da weinte ich. Seit dem Tod meiner Eltern habe ich nie mehr geweint um eines Toten willen . . . Winterer war ein großer, glänzender Geist in Wort und Tat“, schrieb Hansjakob 1915.⁹

Aristokrat und Monarchist

1914 hatte er in einer Tagebuchnotiz ironisch-kritisch geäußert: „Er war Aristokrat und Monarchist, und ich Proletarier und Demokrat . . . Da er aber viel gescheiter war als ich, muß die Monarchie besser sein als die Demokratie“. Die Verehrung für Kaiser und Großherzog, die Winterer wie viele seiner Zeitgenossen in uns heute unverständlicher Weise empfand, konnte Hansjakob als der rebellischere Geist und Kulturkampfgeschädigter nicht teilen. Beide hatten eben auch gegensätzliche Eigenschaf-

ten, was der Freundschaft nicht schadete. Hansjakob war Skeptiker, Winterer Optimist, der leichter durchs Leben ging. Es gibt Anzeichen dafür, daß ihn Hansjakob um diese Gabe streckenweise beneidet hat. Mit Sicherheit war er jedoch beeindruckt von Winterers Lebenswerk: Bleibendes habe er hinterlassen auf praktischen und idealen Gebieten, zum Beispiel den Münsterbauverein von 1890. „Täglich schauen zahllose Leute an dem Turm des Freiburger Münsters hinauf und bewundern dieses Kabinettstück mittelalterlicher Gotik ... Aber niemandem ist es eingefallen, die wunderbare Pyramide auch einmal auf ihre Solidität untersuchen zu lassen, bis der Oberbürgermeister Winterer kam.“ Was Kunst und Architektur betraf, waren Winterer und Hansjakob Kinder ihrer Zeit, die den Historismus liebten und zudem eine Vorliebe für Türme teilten. Hansjakob ließ an seine Martinskirche einen Glockenturm anbauen, obwohl dies bei einer ehemaligen Bettelordenskirche der Tradition widersprach. Winterer ließ die Freiburger Stadttore erhöhen, um sie dem neuen imposanteren Stadtbild anzupassen.¹⁰ Verblüffend, wie die Zeit auch bei kritischen Geistern das Bewußtsein prägt und die tiefere Erkenntnis verstellt: „So will mein Nachbar der Stadt vorab ihre alten Gebäude, Thore, Türme und Basteien, so weit sie noch vorhanden, erhalten wissen gegenüber der Geschmack- und Pietätlosigkeit unserer Tage. Spekulationswut, gedankenlose Sucht nach Neuerung und nach neuzeitiger, protziger Eleganz, kalte, poesielose Rücksicht auf das Erwerbs- und Verkehrsleben, auf Krämer- und Käseläden bedrohen in unsern Städten die Gebilde der Vorzeit und haben in den letzten fünf Jahrzehnten mehr an den Städten Deutschlands zerstört als vorher die Kriege von drei Jahrhunderten. Daß die Breisgaustadt noch nicht ähnlich geschändet und amerikanisiert wurde, verdanken wir dem idealen und poetischen Sinne des derzeitigen Oberbürgermeisters und seiner Vorliebe für die Wahrzeichen vergangener Jahrhunderte.“ Schließlich gibt es aus Hansjakobs Feder einen Beweis dafür, daß Winterers unermüdliches Arbeiten nicht nachträgliche Legende ist: „Ungut war er nur gegen sich selbst, denn er gönnte sich vor lauter Arbeit keine Erholung“.

Kindheit in Ettenheim — Studium in Heidelberg und Freiburg

Es gibt noch eine posthume Gemeinsamkeit zwischen Hansjakob und Winterer: die Gedenktafel am Elternhaus. Die für Winterer wurde in Ettenheim 1950 in Anwesenheit des Freiburger Oberbürgermeisters Hoffmann eingeweiht. Sie zierte seitdem das Haus in der Nähe von Rathaus und Kirche, in dem Otto Winterer 1846 geboren wurde. Hier verbrachte er in bürgerlich-kleinstädtischer Beschaulichkeit seine Kindheit. Er besuchte die Bürgerschule am Ort, die immerhin einen akademisch gebildeten Leiter hatte. Parallel dazu erhielt er Lateinunterricht durch den Pfarrer, um den Anschluß an das humanistische Gymnasium zu schaffen. Ob hier der Pfarrherr einen Theologen gewinnen wollte oder aber ehrgeizige Eltern dem Sohn das bestmögliche Rüstzeug mitgeben wollten, muß offen bleiben. Der Blick in den Stammbaum der Mutter „Tochter des Stadtschultheißen Kollofrath“ läßt den letzteren Gedanken zu. Auch bei den väterlichen Vorfahren gibt es Indizien in dieser Richtung: Der Großvater war Schultheiß und Mühlenbesitzer, der Vater übrigens neben seinem Bäckerberuf

Stadtrat. Für den gehobenen sozialen Anspruch der Familie spricht die Tatsache, daß der zweite Sohn ebenfalls eine akademische Ausbildung erhielt. Er ließ sich später als Anwalt in Konstanz nieder. Mit vierzehn Jahren verließ Otto Winterer sein Heimatstädtchen, um in Freiburg das Berthold-Gymnasium zu besuchen. Wohnung fand er in einem Privathaus. Schon in der Schulzeit zeigte sich seine Gabe, vor Publikum zu sprechen: Er hielt die Abitursrede seines Jahrgangs, und zwar in lateinischer Sprache. In Freiburg und Heidelberg studierte er Jura und Volkswirtschaft, damals Nationalökonomie genannt. Er fand sich leicht zurecht mit der akademischen Freiheit, wurde Corpsstudent bei der Suevia und entsprach dort ganz den Erwartungen. Er engagierte sich auch auf dem Paukboden, wovon ein kräftiger Schmiß über der linken Wange lebenslang Zeugnis ablegte. Nie verlor er aber das Ziel aus den Augen, das Studium rasch und gut abzuschließen.

Harmonisches Familienleben

Das nämliche Bild wie Schulzeit, Studium und Berufslaufbahn, wo keinerlei Störung und Verzögerung auftrat, bietet das Familienleben. Harmonisch ist das passende Wort. Winterer heiratete als 23jähriger bald nach dem Ersten Staatsexamen die knapp 17jährige Maria Gartenhauser,¹¹ Tochter des Direktors der Höheren Bürgerschule in Ettenheim. Sie war eine anmutige und zeitlebens ausgeglichene Frau. In der Illustrierten „Das neue Bild“ wurde sie 1913 rückblickend so charakterisiert: „Wieviel unser Oberbürgermeister dem stillen, häuslichen Wirken dieser seltenen Frau verdankt, wissen außer ihm nur wenige, dem Familienkreise nahe Befreundete zu beurteilen und zu schätzen. Ohne den Jungbrunnen einer einfachen stillen Häuslichkeit, welche ihm seine Gattin, allem Gesellschaftsleben abhold, immer als liebes trautes Heim behütete, hätte Dr. Winterer die Riesenlast seines schweren Amtes nicht so viele Jahre ungebeugten Hauptes tragen können.“ Die Formulierung „allem Gesellschaftsleben abhold“ trifft mit der Beobachtung zusammen, daß sich das Ehepaar Winterer wenig an den aufwendigen Einladungen beteiligte, die vor dem Ersten Weltkrieg bei der Freiburger Oberschicht, Geschäftsleuten und Universitätsangehörigen, üblich waren. Die beruflich bedingten Feiern oder gelegentliche Herrenpartien mit dem Stadtratskollegium scheinen den Bedarf an Geselligkeit gedeckt zu haben.

Das könnte zum Teil auch daran gelegen haben, daß Winterer während der ganzen Amtszeit mit seiner Familie im Rathaus wohnte. Franziskanerplatz 2 war auch seine private Anschrift. Erst als Pensionär zog er im Sommer 1913 in die Wintererstraße 56. Er hatte dieses Haus kurz zuvor gekauft, war jedoch nicht selbst Bauherr gewesen. Der Architekt Karl Schmitt hatte als Planer und Eigentümer in einem fungiert. Ob die Kaufabsicht schon während der Bauzeit bestand, Winterer also auf die Architektur mitgestaltend Einfluß nahm, konnte hier nicht geklärt werden. Walter Vetter, Leiter der Arbeitsgemeinschaft Freiburger Stadtbild, beschreibt das Gebäude als eine der gehobenen Wohnlage entsprechende „normale“ Villa, großzügig angelegt und durch zahlreiche Erker, Vor- und Rücksprünge individuell gestaltet.

Die Familie hatte für Otto Winterer einen hohen Stellenwert. Zusammen mit seiner Frau zog er sechs Kinder groß: vier Söhne und zwei Töchter, geboren zwischen 1876 und 1890. Der zeitgenössische Biograph Heinrich Müller erwähnt 1916 nur die Söhne

Wilhelm und Rudolf, die damals als Berufsoffiziere im Felde standen. Es ist wohl keine Überinterpretation, ihre Berufswahl mit der patriotischen Gesinnung des Vaters in Zusammenhang zu bringen. Der älteste Sohn stand dem Wertekatalog des Vaters allen Anzeichen nach kritisch gegenüber. Er wurde Schriftsteller. Der Sohn Viktor starb 1907 im Studentenalter an einem chronischen Leiden. Die Töchter verheirateten sich beide in Freiburg: Bertl mit dem Geschäftsmann Claus Bauer, Rosl mit dem Ingenieur Ernst Vanoli. Letztere, 1890 als Nachkömmling oder Nesthäkchen geboren, hatte ein besonders enges Verhältnis zu ihrem Vater. In seinem Sinn fühlte sie sich der Stadt zeitlebens eng verbunden. 1970 stiftete sie aus Anlaß ihres 80. Geburtstages eine namhafte Summe für das Münster und den Wiederaufbau der Gerichtslaube. Als sie 1974 starb, würdigte die örtliche Presse ihre liebenswerte Persönlichkeit, wobei vieles, auch das Selbstverständnis, an die Mutter erinnert.

Wilhelm Winterer 1879—1969

Unter den Söhnen Winterers war Wilhelm in Freiburg am besten bekannt.¹² In den fünfziger und sechziger Jahren brachte die Badische Zeitung regelmäßig seine runden Geburtstage zur Kenntnis. Zum 85. beschrieb sie ihn als humorsprühende Persönlichkeit, „die mit Zitaten aus den griechischen und lateinischen Klassikern genauso geistvoll zu spielen vermag, wie sie die deutsche klassische Literatur souverän beherrscht und mit einer Gedächtniskraft seltenen Grades lange Auszüge aus Goethes Faust genauso wie aus den humoristischen Skurrilitäten von Wilhelm Busch aus dem Stegreif vorzutragen vermag“. Auch seiner Verdienste als Gründer des Freiburger Schachclubs und dessen langjähriger Leiter wurde gedacht. Das Spektrum dessen, was alte Freiburger mit seiner Person verbanden, reichte aber noch weiter zurück, eigentlich bis vor den Ersten Weltkrieg: Winterer gehörte nämlich von 1907 bis 1913 der Schutztruppe in Deutsch-Ostafrika an. Das verlieh ihm einen abenteuerlich-elitären Anstrich. Mit seiner Schutztruppenuniform gehörte er „bis in die Mitte der dreißiger Jahre zum besonderen Bild der Freiburger Militärparaden“. Auch heute (1990) leben noch Zeitgenossen, denen dieses Bild in lebendiger Erinnerung ist. Als Wilhelm Winterer 1969 kurz vor seinem 90. Geburtstag starb, erschien ein Nachruf, worin ihm für die Stiftung afrikanischer Kunstgegenstände für die Städtischen Sammlungen gedankt wird.

Die Zeitung nahm jeweils das Spektakuläre aus der Biographie mit dem gerade Aktuellen zusammen: „der freundliche weißhaarige Herr mit dem markanten Schnurrbart“ und die Schutztruppenuniform aus fernen Tagen, wo Deutschland sich als Kolonialmacht versuchte. Dazwischen lagen jedoch zwei Weltkriege, die Winterer beide als Offizier mitgemacht hat, den Ersten Weltkrieg als Hauptmann der Infanterie im Alter von 35 bis 39 Jahren, den Zweiten als über 60jähriger Oberst von 1940 bis 1943. Nacheinander war er in Frankreich, auf dem Balkan und schließlich an der Ostfront eingesetzt. Im Familienalbum sind Fotos aus der Zeit erhalten. Ein besonders eindrucksvolles zeigt die Beerdigung von Hauptmann Seuffer 1942 in Simferopol (Gebietshauptstadt der Krim). Aus dem Bild spricht etwas, das an den Vater gemahnt: die Gabe durch äußere Haltung sich und anderen Halt zu geben und eine Situation feierlich zu gestalten.



Abb. 3 Wilhelm Winterer. Jugendbild in Schutztruppenuniform. (Stadtarchiv Freiburg, M 7092/392)

Die Zwischenkriegszeit verbrachte Wilhelm Winterer, der übrigens zeitlebens Junggeselle blieb, in Freiburg. Er veröffentlichte damals ein Buch, dessen Manuskript er schon 1914 begonnen hatte.¹³ Es enthielt seine Afrikaerinnerungen, eingekleidet in eine romanhafte Handlung. Er fungierte gleichzeitig als Verleger, weshalb ihn das Freiburger Adressbuch als Major a. D. und Inhaber des Afrikaverlages betitelte. Bis 1931 lebte Wilhelm Winterer in der 1913 vom Vater erworbenen Villa in der Wintererstraße, dann zog er in ein Haus am Karlsplatz, das 1944 dem Bombenangriff zum Opfer fiel. Später wohnte er im Haushalt seiner Schwester Rosl Vanoli in der Starkenstraße. So erklären sich die Zeitungsformulierungen, er habe in Herdern zum Stadtbild gehört.

Promotion im letzten Lebensjahr des Vaters

Wilhelm Winterer verfügte über eine reiche Palette an Begabungen. Er konnte nicht nur farbenreiche Schilderungen von Erlebnissen und Abenteuern verfassen, 1914 hat



Abb. 1 Wilhelm Winterer im Alter von etwa 75 Jahren. (Stadtarchiv Freiburg, M 7092/393)

er bei Professor Finke an der Universität Freiburg mit einer militär- und zugleich landesgeschichtlichen Arbeit über die Schanzen und Linien im Schwarzwald des 17. und 18. Jahrhunderts promoviert.¹⁴ Die mündliche Prüfung fand wenige Tage vor Kriegsausbruch statt, das Vorwort ist im Feld verfaßt. Die Dissertation erschien 1915 im Druck mit Widmung an die Eltern. 1914 war das letzte Jahr, das der Vater — 68 Jahre alt — in Gesundheit erlebt hat. Es ist verbunden mit dessen letztem Auftreten in der Öffentlichkeit, wo er seine Redegabe noch einmal mächtig wirken ließ: in der vaterländischen Versammlung am 27. September 1914 im Paulussaal.¹⁵ Im Februar 1915 verstarb der Altoberbürgermeister an einem Magenleiden, verbunden mit einer akuten Gesichtsröte. Es blieb ihm dadurch erspart, den Zusammenbruch seines Wertesystems zu erleben. Wilhelm Winterer zog sich nach 1918 ins Privatleben zurück und schuf sich mit seinen Erinnerungen und seinem Hobby, dem Schachspiel, eine eigene Welt, wohingegen sein Bruder Rudolf, ebenfalls Berufsoffizier, sich der neuen Zeit und der Weimarer Republik zur Verfügung stellte: Als Polizeioberst löste er 1923 die Unruhen bei Lörrach auf, wofür ihm der badische Innenminister Remmele (SPD) Anerkennung aussprach.

„Otto, wach auf . . .“

Neben der Wintererstraße erinnert das Grab auf dem Hauptfriedhof an Freiburgs großen OB. Alljährlich wird dort noch immer im Auftrag der Stadt ein Kranz niedergelegt, unter Winterers Konterfei, einer Büste, die der Bildhauer Emil Stadelhofer geschaffen hat. (In einer weiteren Ausfertigung steht sie auch im Rathaus der Stadt.)

Auf der großen Grabstätte hatte eines Tages eine große Schrifttafel gelegen, von anonymen Hand deponiert: „Otto, wach auf, dein Nachfolger schläft!“ Das wird in der Familie ohne genaues Datum tradiert, wobei es hier belassen wird, was eine persönliche Zuweisung erspart. Das Zitat soll aber nicht verschwiegen werden, da es ein sehr sprechendes Zeugnis für den Mythos Winterer darstellt und vielleicht auch als Hinweis dafür taugt, wie volkstümlich dieser Mythos war. Die Grabstätte Winterer dokumentiert den Familiensinn, von dem hier die Rede war: Es vereint das Ehepaar Otto und Maria Winterer, drei Söhne und die beiden Töchter, zwei Schwiegerkinder und die Schwiegermutter Gartenhauser aus Ettenheim.

Anmerkungen

- ¹ Das neue Bild. Beilage der Freiburger Zeitung. 1913 Nr. 25 S. 7.
- ² BZ (FSt) v. 4. 10. 1962, Nr. 230.
- ³ In der Johanniskirche, erbaut 1894/95, ist Winterer auf einem von Fritz Geiges gestalteten Fenster in altdeutscher Tracht neben dem damaligen Pfarrer Jung und Bürgermeister Thoma u. a. als Stifter und Gründer dargestellt. Vergl. K. S. FRANK, Kirchenführer St. Johann in Freiburg, 1984.
- ⁴ O. WINTERER, Die Wohnungspolitik der Stadt Freiburg i. Br. Flugblatt 3, hrsg. v. Badischen Landeswohnungsbauverein. Vortrag, geh. auf der Jahresversammlung in Freiburg 1913. Karlsruhe 1913. Winterer war langjähriger Vorsitzender dieses Vereins.
- ⁵ H. MÜLLER, Oberbürgermeister Dr. Otto Winterer. Ein Vierteljahrhundert Entwicklungsgeschichte der Stadt Freiburg, 1916, S. 25.
- ⁶ Der Sozialdemokrat Wilhelm Engler (1873–1938), damals Mitglied des Freiburger Bürgerausschusses, in der Weimarer Republik badischer Arbeitsminister, berichtet in seinen Erinnerungen, daß gegen Ende von Winterers Amtszeit „Bitternisse“ auftraten, vor allem im Verhältnis zu seiner eigenen Partei, den Nationalliberalen, die im Gegensatz zu ihrem OB lohnende städtische Betriebe „dem Privatkapital ausliefern“ wollten. Winterer, der wegen seiner nationalen Gesinnung eigentlich ein Gegner der SPD war, entwickelte zu Engler in jener Zeit ein persönliches Vertrauensverhältnis. Dieser berichtet auch, daß zwischen Winterer und Bürgermeister Emil Thoma eine stete Spannung bestand, die immer auffälliger wurde. Diese Hinweise verdankt die Verfasserin Wolfgang Hug, der eine Publikation der Lebenserinnerungen Wilhelm Englers vorbereitet. Fundstelle: GLA Nachlaß Engler, Lebenserinnerungen, Heft V, 4. Teil.
- ⁷ Diese besonnene Haltung ermöglichte ihm auch die Verständigung mit dem Erzbischöflichen Ordinariat in der Frage des Münstereigentums, das um 1870 unter OB Fauler für die Stadt beansprucht worden war, unter Winterer 1901 jedoch als kirchliches Vermögen bestätigt wurde. Diese Einigung fällt in die Amtszeit von Erzbischof Thomas Nörber, mit dem sich Winterer gut verstand.
- ⁸ Ehemaliges Kartäuserkloster im Dreisamtal östlich von Freiburg, unter Winterer 1895 von der Städt. Stiftungsverwaltung erworben und zum Altenpflegeheim eingerichtet. Hansjakobs Räume sind dort noch mit der Originalmöblierung erhalten und stellen ein Dichtermuseum dar, vom Deutschen Literaturarchiv/Schillernationalmuseum in Marbach a. N. 1989 als Gedenkstätte verzeichnet.
- ⁹ H. HANSJAKOB, In der Karthause, 1901. Neuherausgabe mit Anmerkungen von H. BENDER, Waldkirch 1989, S. 428 f. Die folgenden Zitate aus diesem Band S. 91–94 u. 429.
- ¹⁰ Während das Aufstocken der Stadttore dem heutigen Verständnis von Denkmalpflege widerspricht, wird bis heute dankbar erwähnt, daß Winterer die Tore vor dem Abbruch bewahrt hat, der seinerzeit aus verkehrstechnischen Gründen im Gespräch war.
- ¹¹ Maria Gartenhauser, geb. 1852 in Ettlingen bei Karlsruhe. Der Großvater väterlicherseits war Volksschullehrer. Ihr Vater, Dr. Cajus Gartenhauser, war Schulleiter in Ettlingen. Unter ihren mütterlichen Vorfahren fällt ihr Großonkel Dr. Anton Georg Gutsch, großherzoglicher Physikus in Bruchsal und Karlsruhe, auf.
- ¹² Das Kapitel beruht auf Unterlagen der Familie, der Verfasserin in dankenswerter Weise zur Verfügung gestellt von Frau Ursel Mayer, geb. Vanoli, Emmendingen, Enkelin v. Otto Winterer.
- ¹³ W. WINTERER, Werben und Sterben. Ein Traum aus Deutsch Ostafrika, 1923.

- ¹⁴ W. WINTERER, Die Entstehung und Verwertung der Schanzen und Linien auf dem südlichen Schwarzwalde, unter besonderer Berücksichtigung des Hohlen Grabens. Freiburger Diss. 1914. Druck 1915. Parallel ersch. in Zeitschrift des Freiburger Geschichtsvereins Bd. 31, 1916, S. 1-48.
- ¹⁵ Reden, gehalten von O. Winterer, L. Werthmann u. H. Schwarz in der Vaterländischen Versammlung am 27. September 1914 im Paulussaal in Freiburg i. Br., Freiburg 1914.

Soldatsein im Kaiserreich

Militärischer Alltag in Zeugnissen aus der Region

Von
WOLFGANG HUG

Das Freiburger Siegesdenkmal wurde am 3. Oktober 1876 in Anwesenheit Kaiser Wilhelms I. eingeweiht. Beschlossen wurde seine Errichtung schon im Februar 1871. Gewidmet ist es dem XIV. Armeecorps und seinem Führer General von Werder sowie *den Söhnen des badischen Landes und ihren Kampfgenossen. Den Siegern zur Ehre, den Gefallenen zum Andenken, den kommenden Geschlechtern zum Beispiel.*¹

„Erfunden und modelliert“ wurde das Freiburger Siegesdenkmal von dem Karlsruher Bildhauer Moest, der Guß entstand in Nürnberg, man schmolz dazu Geschützrohre aus dem 1870er Krieg ein (Krupp baute inzwischen modernere). Alexander Ecker, der angesehenste Bürger der Stadt, hielt die Festrede. Der Oberbürgermeister versicherte, die Stadt werde das Denkmal hüten *mit der unvergänglichen Dankbarkeit für die großen gewaltigen Taten unseres ruhmreichen Heeres, mit der tiefsten Pietät für alle die Helden, welche ihr Blut auf fremder Erde vergossen, für ihrer Heimat Sicherheit, für ihres Volkes Ehre, für ihres Vaterlandes Wiedergeburt.* Er schloß seine Rede: *Und wenn es einst vom Rost und Wetter verzehrt in Trümmer fällt, so möge dauernder als Erz und Stein, derselbe echte deutsche Geist in dieser Stadt fort und fort leben, der heute bei seiner Auferstehung ihm jubelnd den ersten Gruß entgegenbringt. Das walte Gott!*²

Die Erinnerung an Badens Anteil an Krieg und Sieg des Jahres 1870 hielt u. a. auch ein Volkslied fest, das um die Jahrhundertwende in Schopfheim gesungen wurde:³

*„Tief drin in den Vogesen,
Wer stund uns da zur Wehr?
Held Werder ist's gewesen
Mit seinem tapfern Heer.
Er sprach: Heut gilt es Kinder,
Zu halten festen Stand,
Zu siegen oder zu sterben
Fürs teure Vaterland.
Ja, siegen oder sterben,
So jubelt Werders Heer,
Dem welschen Feinde weichen
Wir nie und nimmermehr.
Sie stunden drei lange Tage
In dichtem Pulverdampf*

*Und kämpften wie die Löwen
Den blutigen Riesenkampf.
Die Felsenwetter toben,
Und triefend praßt der Tod,
Und brechend schaut manch Auge
Ins blut'ge Abendrot.
Die Schlacht die war geschlagen,
Errungen war der Sieg,
Der herrlichste von allen
In diesem heil'gen Krieg.“*

Und im Markgräflerland sang man:⁴

*Bei Sedan war die große Schlacht,
Die haben wir Badner mitgemacht,
Da flossen alle die Berge so rot
Von lauter jungem Franzosenblut.
Sie müssen sterben mit Hurra.*

Nirgends im Deutschen Kaiserreich hatten die Kriegervereine so viele Mitglieder wie im Großherzogtum Baden: 27 % aller Wahlberechtigten (also aller Männer über 25). In Preußen lag der Anteil nur etwa halb so hoch.⁵



Abb. 1 Das Freiburger Siegesdenkmal an seinem ursprünglichen Platz auf der Kaiser Joseph Straße. (Verlag Gebr. Metz, Tübingen)

Nach 1871 hatten die Badener wie alle Deutschen im Kaiserreich Frieden, fast 44 Jahre, fast so lange, wie ihn unsere Generation seit 1945 erleben darf. Aber Soldatsein gehörte im Kaiserreich zum Alltag. Im Kenzinger Wochenblatt charakterisierte 1873 eine Satire das Soldatenleben folgendermaßen:

*Der Soldat ist ein vom Weibe geborenes, zum Leiden erkorenes, kahlköpfig gescho-
renes, vom Lande gekommenes, bei der Musterung genommenes, gleich anfangs
geimpftes, dann manchmal geschimpftes, viel Hunger habendes, an Kommißbrod sich
labendes, Dauerlauf trabendes, in Gleichmarsch gehendes, auf Kommando stillste-
hendes, langsamen Schritt machendes, im Gliede nie lachendes, Schweißtropfen ver-
gießendes, rechts und links schießendes, Erbsensuppe genießendes, Einjährigen be-
dienendes, 2 Groschen verdienendes, krampfhaft marschierendes, drei Winter lang
frierendes, aus Verzweiflung kapitulierendes, endlich avancierendes, dann andere be-
strafendes, auf Wache gern schlafendes, sich als höheres Wesen fühlendes, Zulage er-
haltendes, Korporalschaft verwaltendes, dort unumschränkt schaltendes, Kriegs-
herrn hochhaltendes, Demokraten verachtendes, nach Köchinnen schmachtendes,
sich nach Ruhe sehndendes, und endlich Pension nehmendes, zum Polizisten, Briefträ-
ger oder Nachtwächter sich bequemendes Individuum.⁶*

Authentisch schildert Wilhelm Engler, ein Kaiserstühler, der als Zimmerergeselle in der bayerischen Pfalz arbeitete, seine Militärdienstzeit, die er 1894 in Würzburg ableistete:

*Während der ersten 6 Wochen meiner Rekrutenzeit hatte ich es sehr schlimm. Mein
Korporalschaftsführer, ein Sergeant, konnte mich nicht ausstehen, offenbar aus poli-
tischen Gründen [Engler war Sozialdemokrat]. Er geriet schon in Zorn, wenn er mich
sah, kommandierte mich zu allen möglichen Arbeiten, zum Zimmer-, Hof- und Abort-
reinigen. Nichts, was ich machte, war recht. Vor den Kameraden suchte er mich lä-
cherlich zu machen. Wollte ich ausgehen, war mein Anzug nicht in Ordnung, oder
der Sergeant hatte eine Arbeit für mich.*

*An einem Sonntag jagte er mich dreimal aus dem Verschlag, weil meine Stiefel nicht
gut gewichst seien. Zuletzt wurde er über das Gesicht, das ich machte, so wütend,
daß er das Seitengewehr zog. Zu seinem und meinem Glück hat er aber von der Be-
nützung abgesehen. Ich war fest entschlossen, nicht stille zu halten, wie es die militä-
rische Disziplin verlangt hätte.*

*In den ersten Wochen schikanierten mich auch die beiden Gefreiten auf der Stube,
obwohl sie nicht zu meiner Korporalschaft gehörten. Jeden Morgen brachten sie mir
kurz vor dem Antreten ihre Stiefel zum Wichsen. Beide standen vor der Beförderung
zum Unteroffizier, daher war eine Ablehnung meinerseits nicht ratsam. Durch die
Stiefelwichserei kam ich wiederholt zu spät zum Antreten. Als mich der Vizefeldwebel
darob anschnauzte, sagte ich, daß ich den Gefreiten die Stiefel wichsen mußte. „Die
sollen ihre Stiefel selber wichsen“, erklärte der Vizefeldwebel. Das merkte ich mir.
Als am andern Morgen der erste kam, sagte ich ihm, der Feldwebel habe erklärt, die
Gefreiten sollen ihre Stiefel selber wichsen. Nun ging es aber los wegen meiner
Frechheit.*

*In der Sache selbst konnten sie nichts machen, doch hatte ich gesagt, der Feldwebel
statt der „Herr Feldwebel“. Der Korporalschaftsführer diktierte mir als Übung,
25mal zu schreiben: Der Herr Feldwebel. Strafen durften die Herren ja nicht, aber*

Übungen konnten sie auferlegen. So wurde dann entdeckt, meine Stiefel seien nicht gut gewichst. Also zur Übung eine Woche lang jeden Tag 25 Paar Stiefel wichen.⁷

An anderer Stelle berichtet Engler, der später Stadtrat hier in Freiburg, dann 1920 Arbeitsminister in der badischen Regierung wurde:

Unser Rekrutenleutnant war darauf bedacht, uns den unbedingten Gehorsam in Fleisch und Blut zu impfen. Der Drill erschien ihm dabei ein geeignetes Erziehungsmittel. Nicht aus Freude über die Schinderei übte er den Drill aus, sondern weil er ihn für notwendig hielt. Er konnte nach einer Felddienstübung nochmals mit dem Exerzieren beginnen und uns herumjagen, daß uns der Atem schier ausging. Plötzlich hieß es: „Sektionskolonne formiert, ohne Tritt marsch!“ Wurde dann nicht gleich gesungen, ging das Herumjagen nochmals los. Der Soldat durfte weder müde, noch mißmutig sein. In einem Lehrbuch für Offiziere las ich einmal, daß sich die Leitung in einer Schlacht nicht auf die Tapferkeit der Soldaten verlassen könne, sondern nur darauf, daß sie unbedingten Gehorsam leisten; die militärische Erziehung müsse den Drill anwenden, um jeden einzelnen Soldaten in den Bann des unbedingten Gehorsams zu bringen, obwohl bekannt sei, daß der Drill von den Mannschaften oft als Schikane empfunden werde. Dieser Auffassung der Mannschaften vom Drill solle der Offizier entgegenwirken.

Engler erzählt von einem Feldwebel, der seine Leute morgens um 3.00 Uhr aus den Betten jagte, sie Betten machen und aufeinanderstellen ließ, um dann festzustellen, daß sie nicht richtig gemacht seien: *Herunter damit! Wieder gemacht. Wieder herunter! Nochmals gemacht. So ging es weiter, bis es Zeit war zum Antreten.⁸*

Wollte man den jungen Deutschen im Militär einfach das Rückgrat brechen, den aufrechten Gang nehmen? Hat Christian Graf von Krockow vielleicht doch recht, wenn er die Deutschen im Kaiserreich eine „Gesellschaft ohne Selbstbewußtsein“ nennt, von der Uniform aufrecht gehalten?⁹

Der Kaisersthüler Engler war Protestant und Sozialdemokrat. Von einem Katholiken aus einer Zentrumsfamilie, aus Kappel (das heute zu Freiburg gehört), stammen Erinnerungen an die Zeit als Rekrut und Soldat in den Jahren 1908/09. Der Schwarzwälder kam zur Ausbildung nach Karlsruhe. Besorgt hatte die Mutter, Kleinbauernwitwe, dem scheidenden Sohn das Bild des Vaters gezeigt und ihm eingeschärft:

Schau: Dein Vater hat drei Jahre lang als schmucker Dragoner dem Vaterland gedient. Davon hat er das letzte Dienstjahr bei seinem nach Berlin abkommandierten Hauptmann als Bursche Zimmer- und Ausgangsdienste verrichten müssen. Manches Sitten- und Glaubensgefährliche ist bei diesen Gängen an ihn herangetreten. Er ist aber dennoch der Tugend und dem Glauben treu geblieben und rein mit mir in den Ehestand getreten. Von dir erwarten wir dieselbe Charakterfestigkeit während deines nun beginnenden Soldatenlebens.¹⁰

Von seinem ersten Rekrutenerlebnis erzählt er (von sich in der 3. Person):

Schon gleich bei der Einkleidung in der Kaserne wurde er einer Probe militärischen Gehorsams unterworfen. Beim Verpassen des ihm hingeworfenen Soldatenrocks machte er die vorlaute Feststellung, daß dieser ihm viel zu eng wäre, denn er brachte mit aller Mühe die Knöpfe nicht in die Schlitzlöcher. Der Kammerfeldwebel aber glotzte ihn an und schrie fürchterlich: „Was meinst du, wer du bist? Der Rock sei dir zu eng? Der Rock paßt fein!“ Dabei knüpfte er ihm mit aller Gewalt die untersten

Knöpfe ein. Fortwährend schimpfend, sagte er ferner: „Damit du Grünschnabel eine Ahnung vom Kommiss bekommenst, rufst du jetzt dreimal nacheinander: Der Himmel ist grün. Denn wenn ich sage, der Himmel ist grün, dann ist er grün und nicht blau. Hast du mich verstanden?“ Jawohl, Herr Feldwebel, stotterte Johannes und kam dem Befehl, zögernd und kleinlaut, nach. Das bewog den Feldwebel, die anderen Rekruten zu fragen, ob sie etwas gehört hätten, worauf die Entfernteren mit Nein antworteten. Nun hieß er ihn noch zweimal den Unsinn rufen. Gereizt durch diese blöde mehrfache Aufforderung, brüllte er aus Leibeskräften: „Der Himmel ist grün, der Himmel ist grün!“ Damit alle anderen Rekruten den militärischen Krampf sicher hören konnten.

Des Kaisers Rock paßte Johannes nach drei Wochen tatsächlich wie angemessen, denn nach jedem Exerzieren auf dem Hofplatz kam der Endbefehl: Dreimal um die Kaserne im Marschmarsch herumsausen! So kamen die Rekruten nach dem Weg-



Abb. 2 Soldat mit Bajonett vom Freiburger Siegesdenkmal. (Foto: Hug)



Abb. 3 Kriegerdenkmal im Freiburger Stadtgarten, 1925 von Carl Anton Meckel entworfen, seit 1970 am jetzigen Standort. (Foto: Hug)

treten schweißgebadet in den niedrigen Unterküften an, was einem Saunabad in seiner Wirkung beinahe gleichkam, weil es alles überflüssige Fett in den Soldatenleibern zum Schmelzen brachte.¹¹

Was ist ihm sonst alles passiert, dem Schwarzwälder aus Kappel? Der Stubenälteste hatte immer eine Menge unsittlicher Postkartenbilder in großer Herzform über dem Bett hängen; doch dahinter versteckte sich ein Heer von Wanzen, die jeweils nachts sein Lager überfielen und den Stubenältesten als Weideplatz aufsuchten, bis dieser die Nistplätze, sprich: die unsittlichen Postkarten von der Wand riß! Ein andermal fehlten dem Kappler Rekruten die 20 Pfennige Lohn für die Wäscherin, die jeden Montag den Soldaten die Unterwäsche gewaschen und gebügelt austauschte (Soldaten erhielten 2,20 Mark für 10 Tage, da konnte einem schon das Geld ausgehen). Aber zum Glück brauchte gerade ein Mesner einen Glöckner in der Kirche, und für den Hilfsdienst bekam unser treuer Katholik die 20 Pfennige, die ihm gerade gefehlt hatten. Er war natürlich felsenfest überzeugt, daß ihm die Gottesmutter Maria persönlich aus der Not geholfen habe.



Abb. 4 Kriegerdenkmal für die gefallenen Studierenden und Lehrenden der Freiburger Universität, 1928 von Arnold Rickert geschaffen. (Foto: Hug)

In den nektarreichen Jahren 1908/09, so erzählt er, bekam er von zu Hause öfters reichliche Honigsendungen, dazu einen ansehnlichen Butterballen, die er dann auf den gemeinsamen Tisch zum Verzehr für alle Kameraden stellte. Tiefschwarzes Kommisbrot mit Butter und Honigaufstrich war für hungrige Soldaten ein Leckerbissen erster Güte!¹² Und so zeigten sich seine Kameraden auch solidarisch, als er einmal kurz vor dem Appell seine Hose hinterseits durch ein Stück Seife beschmutzte und der Feldwebel darauf verlangte, er sollte sich nach dem Dienst innerhalb von fünf Minuten im Ordonnanzanzug melden. Jeder in der Stube nahm ein Stück des Anzugs von den Stiefeln bis zum Helm, brachte es auf Hochglanz und half dem Kameraden, so daß er pünktlich vor dem Feldwebel stand: Infanterist Weber III meldet sich auf Befehl zur Stelle!

Schließlich erzählt er von einem jüdischen Soldaten namens Weill, der 99 Tage Arrest erhalten hatte, weil er *als unverdorbener Jungmann . . . nach dem mosaischen Gesetz nicht zu bewegen war, das oft zum Mittagessen empfangene Fleisch zu essen, obwohl man es ihm direkt in den Mund zwingen wollte. Drei Tage lang nährte er sich nur von Zuckwürfeln und Kommisbrot, bis der Rabbiner persönlich zu ihm kam und ihn von dem Verbot dispensierte.*¹³ Leider ließ sich Weill von lockeren Kameraden in

die „Dreililienwirtschaft“ in Karlsruhe verführen, ein Haus für leichte Mädchen. Das ruinierte ihn ganz, er magerte ab, wurde schlapp und verkaufte sogar sein Kommissbrot, um aus dem Erlös seiner Leidenschaft nachgehen zu können.

Hier ist eine Zwischenbilanz angebracht. Militärischer Alltag im Kaiserreich, das bedeutete aus der Sicht badischer Soldaten Drill, Gehorsam, Schikanen, scharfe Disziplin, aber auch Stubenkameradschaft, Anspruchslosigkeit, billige Vergnügen (Bier und Bordell). Militaristische Gesinnung, Chauvinismus, Kriegslüsterneit und was man dem Wilhelminischen Deutschland an imperialistischer Gesinnung unterstellt, konnte ich so nicht finden. Die Kriegervereinslieder sind freilich auch nicht ganz frei davon. Insgesamt ist das Bild in den regionalen Zeugnissen doch ähnlich dem, was Thomas Rohkrämer in seiner Arbeit über „Das Leben in der Armee“ skizziert. Dort und in dem Band von Wolfgang R. Vogt „Militär als Lebenswelt“ ist das Bild pointierter, hier konkreter, lebendiger.¹⁴ Was auch bei Sozialdemokraten und Christdemokraten (d. h. im Zentrum) nicht bestritten wird, ist die Legitimität des Waffendienstes. Die pazifistischen Aktionen Ende Juli 1914 sind von den Parteien offiziell zurückgewiesen worden. Bei Ausbruch des Krieges meldete sich Ludwig Frank (gebürtig aus Nonnenweier in der Ortenau), neben Wilhelm Kolb der am meisten geachtete SPD-Führer in Baden, als einer der ersten freiwillig (als Mitglied des Reichstags) an die Front, in der Hoffnung, durch den patriotischen Einsatz die volle Gleichberechtigung als Sozialdemokrat — und als Jude, der er war — zu erreichen: *Jetzt ist für mich der einzig mögliche Platz in der Linie in Reih und Glied, und ich gehe wie alle anderen freudig und siegessicher*,¹⁵ schrieb er in einem Brief vom 23. 8. 1914. Elf Tage später war er tot, gefallen in einem lothringischen Dorf. Übrigens war ihm wie andern jüdischen Soldaten (z. B. dem späteren badischen Innenminister Haas) im badischen Militär trotz des Dienstes als „Einjähriger“ die Beförderung zum Reserveoffizier verweigert worden. Selbst im Krieg übertrug man auch tüchtigen Juden nur ungerne ein Kommando.

Die Stimmung bei Kriegsausbruch war unter Soldaten wie Zivilisten die gleiche: begeistert. Hier wie anderswo trugen die Züge zur Front fröhliche Aufschriften: „Wir treffen uns in Paris bei Madelaine!“ Der Berliner Schriftsteller Ernst Glaeser erlebte Anfang August den Freiburger Hauptbahnhof. Er erzählt: *Als wir in Freiburg einfuhren, schäumte der Bahnsteig von Stimmen. Studenten in phantastischen Jacken sprangen mit Gesang auf den Zug . . . Soldaten, in deren Gewehrläufen Rosensträuße staken, wurden beschenkt, als hätten sie Geburtstag . . . In den breit geöffneten Türen der Viehwagen hingen wie ein Bündel brauner Früchte lachende runde Soldatengesichter. Die Wagen wogten in Laub und Fahnen, ihre Fronten waren mit Kreide übermalt . . . An den Abteilen der Offiziere hingen sogar kleine Birken mit sehr bunten Bändern geschmückt, manchmal mit einer Wurst. Alle Menschen lachten, am meisten die Soldaten. Fuhren sie in die Ferien oder auf eine Kirmes? Als unser Zug anzog und in sanfter Eile den Bahnhof verließ, intonierte die Musikkapelle: „Deutschland, Deutschland über alles“. Dröhnend fiel die Menge ein . . . Vorne neben dem Klosett sangen die Soldaten: „Kein schöner Tod ist auf der Welt, als wer vom Feind erschlagen . . .“ Der Zug mündete in die getreideschweren Äcker Badens. Aus allen Städten und Dörfern stieg Jubel.¹⁶*

Wenige Wochen später: Von der Front kamen die Todesmeldungen, und natürlich

die Briefe, die von Heldenmut und Angst und von Enttäuschung berichteten. Der Freiburger Germanist Witkop sammelte bereits in den ersten Kriegsjahren Briefe gefallener Studenten. Seine Edition wurde in der Weimarer Zeit fast zum Bestseller. Da schrieb ein Freiburger, der mit 21 Jahren den „Heldentod“ starb, kurz zuvor im Dezember 1914: *Das ganze Leben hier im Felde durchdringt ein erhabener Ernst. Der Tod ist täglicher Genosse, der alles weiht.*¹⁷ Ein anderer, gebürtiger Schwarzwälder, läßt im März 1915 seine Eltern wissen: *Jetzt muß sich jeder auf den Tod gefaßt machen, in welcher Form er immer kommen mag. Man hat hier oben zwei Soldatenfriedhöfe anlegen müssen, so viele Verluste hatten wir. Ich sollte euch das nicht schreiben, tue es aber doch, wenn Ihr womöglich anders denkt über Zeitungsberichte, die nur von Vorteilen reden, aber nichts sagen von dem Blut, das geflossen, von dem Jammergeschrei, das ungehört verhallt. Die Zeitung berichtet auch nicht davon, wie die „Helden“ bestattet werden . . . Hier oben aber ist es ein Jammer, wenn man die Gefallenen über die Schützengräben wirft und liegen läßt, oder die durch Granaten Verschlütteten vollends zudeckt mit Schutt.*¹⁸ Drei Wochen später war auch er unter den Toten.

Soldatsein im Weltkrieg brachte die Erfahrung, daß die Waffe wichtiger wurde als der Soldat, und das Kriegsgerät Vorrang bekam vor dem Menschen. Am Beispiel des schweren MGs erlebte der Bauernsohn aus Kappel: *Das Laden dieser Mordwaffe mußte mit einer Fingerfertigkeit so eingeübt werden, daß man es beinahe schlafend im Griff hatte. Was das Exerzieren mit diesem eisernen Kasten betraf, war es äußerst schwierig, besonders bei schlechtem Wetter, weil man immer wieder mit den langen Rohrstiefeln im klebrigen Lehm Boden stecken blieb. Vier Kameraden mußten jeweils miteinander das zentnerschwere Maschinengewehr auf den Schultern tragen und so im Gleichschritt marschieren, was reichlich Schweiß kostete. Gewöhnlich kam dann noch der Befehl: Singen. Dadurch erlitten die Träger dieses Ungetüms unter ihren Gasmasken eine solche Atemnot, daß sie glaubten, jetzt ersticken zu müssen.*

*Um den Maschinengewehrschützen die Notwendigkeit solch schwerer Übungen glaubwürdig zu machen, wurde ihnen vom Ausbildungspersonal beständig eingehämmert: Der Einsatz dieser Mordwaffen an der Front sei die einzige Möglichkeit, um den Krieg zu gewinnen; darum müsse dieses Gewehr immer sorgfältig gepflegt und tadellos instand gehalten werden. Dieses Getue an diesem Gewehr kam Johannes hernach wie eine Art Götzendienst vor. Für die Erhaltung seiner Gebrauchsfähigkeit wurde hundertmal besser gesorgt als für die Gesundheit und das Leben der es bedienenden Soldaten. Wenn einer von diesen dienstunfähig wurde oder den Tod erlitt, brauchte die Militärbehörde nur eine Karte zur Einberufung zu schreiben, und schon war der Ersatzmann da . . .*¹⁹

Eine andere Erfahrung der Soldaten im Krieg war das Leiden der Zivil-Bevölkerung im Kampfgebiet. Der Gewährsmann aus dem Kaiserstuhl, inzwischen Geschäftsführer des Freiburger Milchhofs, war im Sommer 1915 an der Ostfront, in Galizien. Vom August des Jahres berichtet er von Flüchtlingstrecks aus den Dörfern: *Kleine Wagen, von Kühen gezogen, Kleinkinder in Tüchern seitlich an den Wagen gehängt, Frauen und Kinder immer barfuß. Auf einem Wagen, so schreibt er, zählte ich Großvater, Großmutter und noch eine alte Frau, dazu noch die Mutter und 10 Kinder. Es waren Elendsbilder, die uns ans Herz griffen. Zum drittenmal schon ging der*

Krieg über diese Leute hinweg. Zum zweitenmal wurde ihre Ernte vernichtet. Vieles hat der Krieg ihnen geraubt. Die, welche über keine Wagen verfügten, schleppten, was sie tragen konnten, auf dem Rücken. Keine Behörde, keine Organisation kümmerte sich um die Leute. Von den Soldaten anderer österreichischer Völker wurden die Galizier wie Feinde behandelt oder noch schlechter. Gegen das Elend, das die Bevölkerung in den Kriegsgebieten ertragen mußte, schrumpfte das, was unsere Heimat zu ertragen hatte, auf etwas ganz Kleines zusammen.²⁰

Ich habe auch die Erinnerungsblätter deutscher Regimenter, soweit sie von badi-schen Einheiten handeln, gelesen. Da findet man von all dem nichts. Nur Heldenmut und Sieg und Opfertaten. Spannend vieles, vielleicht auch authentisch, aber durch die Brille der Offiziere gesehen. Auch die überaus lebendigen Berichte in dem Prachtband von Oberstleutnant a. D. Müller-Loebnitz, „Die Badener im Weltkrieg“, sind, verglichen mit den Berichten der von mir zitierten Zeugen, doch eher Kriegspoesie.²¹ Es mag ja passiert sein, wie bei Müller-Loebnitz erzählt wird, daß ein Verwundeter im Lazarett aufwachte mit zerschossenem Bein und vor lauter Freude, in einem Bett zu liegen, „O Schwarzwald, o Heimat, wie bist du so schön“ zu singen begann, und alle im Saal sangen mit.

Dabei sind die Zeugen, auf die ich mich berufe, keine „linken Verräter“; im Gegenteil, sie waren und blieben Patrioten wie die allermeisten in der Armee, ein wenig auch Lokalpatrioten, wie folgende Passage aus Englers Erinnerungen bezeugt: *Badener und Ostpreußen vertrugen sich gut, auch zu den Schlesiern standen wir gut. Der letzteren Dialekt klingt etwas an den alemannischen an. Weniger herzlich war das Verhältnis der Badener zu den Kameraden aus der Magdeburger Gegend. Die Niedersachsen mit ihrem korrekten Hochdeutsch blickten immer mit einer gewissen mitleidigen Überlegenheit auf uns Alemannen und Badener herab, weil wir doch nicht recht Deutsch könnten. Mir tun solche Leute, welche die Schönheiten des alemannischen Dialekts nicht heraushören, immer leid.*²² Und Engler zitiert den Freiburger Oberbürgermeister Winterer, bei dem das Alemannische immer durchklang und der oft meinte, die alemannische sei die schönste von allen deutschen Mundarten; sie hätte zur Grundlage unserer Schriftsprache gemacht werden sollen!

Und noch einen Vorzug der Alemannen nennt Engler: *Wir Badener konnten uns auch mit den Polen gut verstehen, während dies von den Preußen nicht gesagt werden kann. Selbst die Unteroffiziere, die aus Ostpreußen stammten und sonst prächtige Menschen waren, die keinem Soldaten einen Schimpfnamen sagten, fanden nichts dabei, einen polnischen Oberschlesier oder Westpreußen „freundlich“ mit „polnisches Edelschwein“ anzureden. Nie sprachen sie einen Polen mit dem richtigen Namen an.*²³

Engler hatte selbst als Chef einer Gulaschkanone einen Polen als Koch: *Friechel hieß er. Wenn ich ihm sagte: „Friechel, jetzt haben sie uns wieder eine Axt gestohlen“, so sagte er: „Werde ich besorgen, Herr Unteroffizier!“ Sicher war am andern Tag wieder eine Axt vorhanden. Einmal wurde uns alles Werkzeug, das wir bei der Küche hatten, gestohlen. Friechel hat alles wieder besorgt. Gegenüber seinen Kameraden war er aber ein ganz ehrlicher Mensch.*²⁴ Engler vergißt nicht zu erwähnen: Friechel war ein Pole, der aber keinen Schnaps trank. Und beim Abschied sagte Friechel zu ihm: *Werd' sich nie vergessen, Herr Unteroffizier mir hat nie Schimpfnamen gesagt.*²⁵

Bei den badischen Einheiten war das Offizierscorps landsmannschaftlich gemischt. Viele Kommandeure stammten aus Preußen. Manche Soldaten beklagten in ihren Briefen die Überheblichkeit von Offizieren, so ein Südbadener: *Gerade das, was wir echten Patrioten, die im Frieden immer zu spotten hatten auf allen Hurratriotismus, gerade das, was wir erhofft hatten, nämlich den völligen Ausgleich der Standesunterschiede vor der Majestät der Opfer und vor dem allen gleichen Tod, gerade diesen Ausgleich wird es nicht geben. Sie glauben es nicht, — hier ein Bild: Schützengraben, drei Leute zanken sich um ein Brot. Drinnen die Offiziere bei Wein im Überfluß. Das Herz blutet . . . Von der Fürsorge für den Soldaten, die so viel in den Zeitungen steht, davon merken wir nicht viel.*²⁶

Dennoch hielt die Truppe bis gegen Kriegsende treu und gehorsam zu den Kommandeuren. Das grausame Kriegsgeschehen nahmen die meisten, wie die Briefe und Erinnerungen bezeugen, als Schicksal: Die Todesangst im Schützengraben beim *unheimlichen Sausen in der Luft und dem gleichzeitigen Einschlagen der Granate . . .*; die Enge der Unterstände, voll Schlamm und Wasser, mit Ratten und Ungeziefer; das Stöhnen der Verwundeten, den Tod des Kameraden, den man unter Lebensgefahr aus dem Stacheldraht nach hinten holte, im leeren Brotwagen hinter die Front fuhr, um ihn ehrenvoll zu begraben; die fürchterlichen Verhältnisse in den Notlazaretten, Operationen ohne Narkose; das Glück, davongekommen zu sein, auf Spähtrupp einen Sekundenbruchteil vor der Maschinengewehrsalve des Gegners in Deckung gegangen . . .: *Nach jedem Gefecht dankt man Gott, daß man noch am Leben ist, so gern hat man es. Aber wir geben es alle, alle her für unser schönes Vaterland*, schrieb ein Freiburger Student im Mai 1916 den Eltern.²⁷

Mein Onkel, der jüngste Bruder meines Vaters, nach dessen Vornamen ich getauft wurde, war beim Fuß-Artillerie-Bataillon 94, 3. Batterie. Ich besitze die Postkarten und Briefe von ihm und an ihn. Im April 1918 ging noch ein Brief an ihn mit dem Wunsch: *daß dir deine Gesundheit erhalten bleibe. Möge Gott unsere Bitte erhören und dich vor allem Unglück bewahren.*²⁸ Der Brief kam zurück mit neuer Anschrift. Die alte — Fuß-Artillerie-Bataillon 94, 3. batterie, Feldpost 712 — war durchgestrichen. Die neue lautete: „Auf dem Felde der Ehre.“ Der Batteriechef kam erst acht Tage nach dem Verlust des Kanoniers Hug dazu, den Eltern zu schreiben: *Die Batterie erfüllt hiermit die traurige Pflicht, Sie von dem Ableben Ihres Sohnes Karl in Kenntnis zu setzen. Wir waren am 26. 3. 18 schweren Fliegerangriffen ausgesetzt, wobei neben noch 10 anderen Kameraden durch Fliegerbomben auch Ihr Sohn Karl den Heldentod fürs Vaterland erlitten hat . . .*²⁹

Die Gesamtzahl der gefallenen Badener wurde amtlich mit 62 677 beziffert. In keinem Kriegsjahr waren so viele umgekommen wie im letzten: 1918 waren es allein 15 653. Alle gefallen „auf dem Felde der Ehre!“ Als der Heidelberger Privatdozent Gumbel die Formel 1925 ein wenig in Frage stellte, provozierte er den größten politischen Skandal in der Hochburg des badischen Liberalismus, des nationalen Liberalismus.³⁰ Dort hatte sich Gerhard Ritter habilitiert, seit 1925 Ordinarius hier in Freiburg. Auch seine Briefe von der Front sind aufschlußreich. Seiner Mutter schrieb er am 7. 3. 1915 über die empörend arrogante Art der Offiziere, die jeden einzelnen Mann bis zum Beweis des Gegenteils für einen *Schweinehund* hielten, und daß ihn der Militärdienst *fast vom Konservativen zum Demokraten* gemacht hätte. Drei Mo-



Abb. 5 Kanonier Hug (ein Onkel des Verfassers) im Ersten Weltkrieg. (Privatbesitz Hug)

nate zuvor hatte er seinem Freund Witte, dessen Bruder bei Ypern gefallen war, geschrieben: *Was wiegen hundert russische Schädel gegenüber einem solchen Menschen, den so eine Zufallskugel so einfach hinwegnimmt . . .!*³¹ Im Weltkrieg von 1914–18 sah er (an einer späteren Stelle) viel mehr Ähnlichkeit mit dem von 1813 als dem von 1870/71, *nur großartiger als 1813 und tiefergreifend in die Massen.*³²

Daß die Deutschen und speziell viele (Militär-)Historiker Soldatsein und Weltkrieg und die Niederlage von 1918 statt in einer „Geschichte von unten“ zu verarbeiten, sie von Offizieren verherrlichen ließen: Hat nicht gerade auch das sie der Katastrophe von 1933 bis 1945 in die Arme getrieben?

Anmerkungen

- ¹ Die Widmung für den General befindet sich auf der Vorderseite des Denkmals, die für die Soldaten auf der Rückseite.
- ² Freiburger Zeitung vom 5. 10. 1876, abgedruckt in: W. HUG (Hg.), Der Breisgau. Zeugnisse seiner Geschichte. 1991, S. 115.
- ³ O. MEISINGER, Volkslieder aus dem badischen Oberland. 1913, Lied Nr. 204 S. 196.
- ⁴ Ebenda, Lied Nr. 164 S. 160.
- ⁵ H.-J. KREMER, Die Krieger- und Militärvereine in der Innenpolitik des Großherzogtums Baden (1870-1914), in: ZGO 133, 1985, S. 301-336; TH. ROHKRÄMER, Der Militarismus der „kleinen Leute“. Die Kriegervereine im Deutschen Kaiserreich 1871-1914. 1990; die Zahlenangaben hier S. 273.
- ⁶ Kenzinger Wochenblatt 1873; aus J. F. GÖHRI, Unterer Breisgau zwischen Biedermeier und Jugendstil. 1988; abgedruckt in: HUG (wie Anm. 2) S. 112.
- ⁷ Wilhelm Engler, Nachlaß; GLA Karlsruhe, N. Engler, Teil II, Bl. 73 ff.
- ⁸ Ebenda Bl. 74 u. 78.
- ⁹ CH. GRAF KROCKOW, Die Deutschen in ihrem Jahrhundert 1890-1990. 1990, S. 34 ff.
- ¹⁰ JOHANNES W., Kappel. Manuskript (Privatbesitz) Bl. 22 f.
- ¹¹ Ebenda Bl. 23.
- ¹² Ebenda Bl. 31.
- ¹³ Ebenda Bl. 34.
- ¹⁴ Rohkrämer (wie Anm. 5) S. 150 ff.; W. R. VOGT (Hg.), Militär als Lebenswelt. 1988.
- ¹⁵ Ludwig Frank in einem Brief vom 23. 8. 1914, in: Badische Biographien NF Band II. 1987, S. 90.
- ¹⁶ E. Glaeser, Jahrgang 1902. 1931, S. 244 f.
- ¹⁷ Rudolf Fischer in: PH. WITKOP (Hg.), Kriegsbriefe gefallener Studenten. 1928, S. 186.
- ¹⁸ Alfons Ankenbrand, in: Witkop (wie Anm. 17) S. 54 f.
- ¹⁹ Johannes W. (wie Anm. 10) Bl. 79.
- ²⁰ Wilhelm Engler (wie Anm. 7) Teil IV, Bl. 123 f.
- ²¹ W. MÜLLER-LOEBNITZ, Die Badener im Weltkrieg. 1935.
- ²² Wilhelm Engler (wie Anm. 20) Bl. 138 f.
- ²³ Ebenda.
- ²⁴ Ebenda Bl. 136 f.
- ²⁵ Ebenda.
- ²⁶ Witkop (wie Anm. 17) S. 127.
- ²⁷ Ebenda S. 146.
- ²⁸ Feldpostbriefe aus dem Nachlaß meines Vaters (Privatbesitz Hug).
- ²⁹ Ebenda.
- ³⁰ Gerhard Ritter. Ein politischer Historiker in seinen Briefen, hg. von K. SCHWABE und R. REICHARDT. 1984, Brief Nr. 8 S. 198.
- ³² Ebenda S. 199.

„Mit uns das Volk, mit uns der Sieg!“

Rosa Luxemburgs Rede in Freiburg am 7. März 1914

Von
CHRISTIAN GEINITZ, SILKE SOBIERAJ,
THOMAS MELZER, GUDRUN MÜNCH

Der Auftritt

Am meisten schien die christlich-konservative Freiburger Presse die Garderobe der kleinen hinkenden Rednerin zu beeindrucken. Mit „Rembrandthut und weißer Manschettenbluse“ sei sie in der Festhalle im Stadtgarten erschienen, vermeldete etwa der „Freiburger Bote“, das Blatt der Zentrumsparterie¹, während die „Tagespost“ zu dem „nicht ganz modernen Hut“ den „schwarzen Rock“ ergänzte und frotzelte, es sei erstaunlich, daß „das rundliche Frauchen“ in weißer (nicht roter) Bluse“ erschienen sei.² Wer jedoch aufmerksam war, konnte in der unmittelbaren Nähe der Referentin doch noch den provokanten Farbtupfer der Sozialdemokratie entdecken. Auf dem Vorstandstisch am Podium, an welchem die Freiburger Parteispitze Platz genommen hatte, prangte als Willkommensgeschenk ein „Nelkenbukett, das sinnig in Genossen-Couleur dediziert war“.³

Ein Besuch Rosa Luxemburgs füllte, wo immer sie auftauchte, die Hallen. In Freiburg, dies gestanden sogar die gegnerischen Presseorgane ein, hatten „über 3000 Personen [...] die Festhalle bis zum letzten Winkel gefüllt“.⁴ Die sozialdemokratische „Volkswacht“, die noch tausend Anwesende mehr gezählt hatte, geriet des Ansturmes wegen förmlich aus dem Häuschen: „Kopf an Kopf gedrängt, saßen und standen die Zuhörer im Saal, an den Seitengängen, auf den Galerien und auf dem Podium, so daß der bekannte Apfel wirklich nicht zur Erde fallen konnte. [...] Auch aus der Umgebung Freiburgs waren die Genossen in größerer Zahl herbeigeeilt.“⁵ Der Superlative nicht müde, frohlockte das Blatt sogar: „Wohl noch nie hat die sozialdem[okratische] Partei Freiburgs einen solchen Massenbesuch ihrer Versammlungen verzeichnen können.“⁶

Die Zusammensetzung der Zuhörerschaft deutete jede politische Seite in ihrem Sinne. War die „Volkswacht“ sicher, daß „etwa vier Fünftel der Besucher [...] Männer und Frauen des arbeitenden“, oder — wie es im badischen Dialekt der Dialektik weiter unten im Bericht so schön heißt — des „schaffenden Volkes“ waren, zählte der Redakteur der „Freiburger Zeitung“ „wohl die Hälfte Nichtsozialdemokraten“, die „Tagespost“ sogar „drei Fünftel harmlose Neugierige“, und der katholische „Freiburger Bote“ scholt die Seinen, daß „leider allzuviele Zentrumsangehörige“ dabei gewesen seien; „wozu denn“, fragte er mahnend, „unsern Gegnern Versammlung und Kriegskasse füllen?“⁷

Rosa Luxemburg war Anlaß und Hauptrednerin der Freiburger Versammlung zu-

gleich. Ein halbes Jahr zuvor, am 25. und 26. September 1913, hatte die streitbare Sozialdemokratin auf zwei Antikriegskundgebungen in Frankfurt-Fechenheim und im Vorort Bockenheim zum Widerstand gegen nationale Kriegstreiberei aufgerufen. Ihre zweistündige Rede in Fechenheim zum Thema „Die politische und wirtschaftliche Situation und die Aufgaben der Arbeiterschaft“ gipfelte in dem kämpferischen Appell: „Wenn uns zugemutet werden sollte, die Mordwaffen gegen unsere französischen oder andere ausländische Brüder zu erheben, dann rufen wir: wir tun das nicht!“⁸ Die aufmerksame Justiz am Main, der ein Zeitungsartikel der „Frankfurter Warte“ zu den antimilitaristischen Versammlungen zugespielt worden war, ließ mit einer Reaktion auf den inkriminierenden Ausspruch nicht lange auf sich warten. Vor dem Frankfurter Landgericht klagte die Staatsanwaltschaft Rosa Luxemburg wegen öffentlicher „Aufforderung zum Ungehorsam gegen Gesetze und zu strafbaren Handlungen“ an.⁹ Am 20. Februar 1914 wurde unter Vorsitz von Landgerichtsdirektor Heldmann das Urteil gesprochen:¹⁰ „Die Angeklagte wird wegen zweier Vergehen gegen § 110 des Strafgesetzbuches zu einer Gefängnisstrafe von einem Jahr verurteilt.“¹¹ Der Ankläger, Staatsanwalt Hoffmann, konnte zufrieden sein. Seine Tiraden gegen die Angeklagte, der er vorwarf, sie „spielt mit dem Massenstreik, sie animiert zu Mord, sie fordert zur Meuterei auf“, und ihre Rede sei insgesamt „ein aus feindlicher Hatz geborener Angriff auf unsere Volkskraft“ gewesen, hatten ihr Ziel erreicht.¹² Doch zur Einkerkelung Rosa Luxemburgs kam es vorerst nicht. Der Revisionsantrag ihrer Anwälte Paul Levi und Kurt Rosenfeld zögerte den Haftantritt so lange hinaus, daß die Sozialdemokratische Partei im Frühjahr 1914 in verschiedenen deutschen Städten großangelegte Protestversammlungen gegen die Verhaftung Rosa Luxemburgs organisieren konnte. Schon zwei Tage nach der Verurteilung sprach „Genossin Luxemburg vor Tausenden“ erneut in Frankfurt,¹³ wenig später in Berlin, dann in Stuttgart. Am 7. März 1914 erreichte die kleine Protesttournee¹⁴ Rosa Luxemburgs und ihrer Verteidiger auch Freiburg.

Hier hatte man die Veranstaltung, die auf die Initiative des ansässigen SPD-Verbandes zurückging, gründlich vorbereitet. Am 2. März, als noch nicht einmal das genaue Datum der Rede feststand, hatte die „Volkswacht“ bereits zur „Solidarität mit der verurteilten unerschrockenen Kämpferin für die Menschenrechte“ aufgerufen.¹⁵ Zwei Tage später avancierte Rosa Luxemburg dort gar zur „Vorkämpferin für den Völkerfrieden“,¹⁶ während eine großformatige Anzeige alles Wissenswerte über den Vortragsabend verriet: „Frau Dr. Rosa Luxemburg aus Berlin spricht am Samstag, den 7. März, abends präzis 8.00 Uhr in einer öffentlichen Volksversammlung in der Kunst- und Festhalle über ‚Militarismus und Volksfreiheit‘. Freie Aussprache. Keine Restauration. Eintrittskarten im Vorverkauf 10 Pf., an der Kasse 20 Pf.“

Die genannten Vorverkaufsstellen lassen gewisse Rückschlüsse auf die Anhänger der SPD in Freiburg zu. So war das „Alkoholfreie Restaurant ‚Goldener Apfel‘, Kaiserstr. 35“ darunter und die „Restauration Böttiner, Löwenstr. 8“.¹⁷ Natürlich gab es die Karten auch bei der „Expedition der Volkswacht; [dem] Arbeitersekretariat, Predigerstr. 8“ und „bei den bekannten Parteigenossen“.¹⁸

Den „Freiburger Boten“ verleitete das emsige Werben der Genossen nachträglich zu spöttischen Randbemerkungen. „Gehörig Reklame“ hätten die roten Blätter Freiburgs gemacht, wobei besonders „die schönen roten Plakate mit den rosarot schim-

mernden Namen“ ins Auge gefallen seien. Voller Ironie schlug das Zentrumsblatt seine eigene „Festordnung“ für das sozialdemokratische Ereignis vor:

„1. Nur rotgekleidete Personen haben Zutritt zu der mit rotem Tannreis prächtig geschmückten Festhalle. 2. Sämtliche Besucher haben zu Ehren der Hauptrednerin mit rosaroter Rose im Knopfloch, roter Kravatte und roter Ballonmütze in rosigster Stimmung zu erscheinen. (Nur die Nase darf auf besonderen Wunsch eines Parteimitgliedes *nicht* rot sein.)“¹⁹

Fünf Tage zuvor hatte die konservative Zeitung noch einen aggressiveren Ton angeschlagen. Im Zusammenhang mit dem Freiburger Redeverbot für einen „Jesuitenpfarrrer, welcher über Religion sprechen“ wollte, empörte sich die Zeitung, daß im Gegensatz dazu der „sozialdemokratischen Hetzrednerin Rosa Luxemburg [...] polizeilich nichts in den Weg gelegt“ worden sei, um „in hiesiger Stadt [zu] sprechen“. Wenn einer „Rednerin, welche also gegen den Staat aufreizt, [...] und] dazu noch *Ausländerin* ist, die Erlaubnis erteilt wird, in unserem Vaterlande zu sprechen, so wäre es nicht mehr als recht und billig, auch die Jesuiten sprechen zu lassen, die zudem zum größten Teil *Deutsche* sind.“²⁰

Die Protestversammlung mit Rosa Luxemburg im Freiburger Stadtgarten wurde, so registrierte die „Volkswacht“ lakonisch, „polizeilich überwacht“. Für Rosa Luxemburg war diese Form obrigkeitstaatlicher Kontrolle keine neue Erfahrung. Die Polizei war auf ihrer Protestreise stets gegenwärtig, seit sie durch ihre Publizität den öffentlichen Stellen doppelt gefährlich erschien. So hatte etwa der preußische Innenminister am 4. März 1914 den Regierungspräsidenten in Wiesbaden in einem Geheimschreiben angewiesen, öffentliche Zusammenkünfte mit der „sozialdemokratischen Agitatorin Luxemburg“, die als „Vertreterin der radikalsten Anschauung der Sozialdemokratie bekannt“ sei und deren „leidenschaftliche Reden“ eine hochgradig indoktrinäre Wirkung auf die Zuhörerschaft ausübten, in Zukunft besonders hartnäckig zu beobachten. Ab sofort sei durch den Polizeipräsidenten darauf hinzuwirken, daß Rosa Luxemburgs Auftritte regelmäßig „durch einen Beamten zu überwachen sind“. Auch könnte es darüber hinaus ratsam sein, zivile Spitzel in die Versammlungen einzuschleusen.²¹ Die strenge Anordnung aus Preußen erging wohl auch deshalb, weil es keine vierzehn Tage zuvor auf einer der frühen Frankfurter Protestversammlungen gegen die Verurteilung Rosa Luxemburgs zu einem Zwischenfall gekommen war: „Nach Schluß der Versammlung kam es zu einem Zusammenstoß mit der Polizei, die die Straßen abspernte. Es gelang aber plötzlich der Genossin Luxemburg, in Begleitung zweier Parteigenossen unerkannt die Schutzmannskette zu durchbrechen.“²²

Wie die preußischen Sicherheitsbehörden sahen auch die badischen eine große Gefahr in Rosa Luxemburgs agitatorischer Kraft und mobilisierten ängstlich ihren Überwachungsapparat. Unmittelbar vor der Freiburger Rede schrieb das Großherzogliche Bezirksamt Freiburg an das badische Innenministerium: „Wir beabsichtigen, im Hinblick auf die Person der Rednerin die Versammlung überwachen zu lassen, würden es aber auch für zweckmäßig halten, die Rede stenographisch aufnehmen zu lassen. [...] So bitten wir geziemend um die Erlaubnis, einen Stenographen für die erwähnte Versammlung bestellen zu dürfen.“ Die Antwort aus Karlsruhe folgte auf den Fuß, die Übernahme der Kosten von 20 Mark pro Stunde wurde zugesagt.²³

Die angekündigte Überwachung der Protestversammlung im Stadtgarten geriet zu einer aufwendigen und in der Rückschau unfreiwillig komischen Kraftanstrengung für die Freiburger Polizei. Aus dem Bericht des örtlichen Polizeichefs, Bezirksamtmanns Freiherr v. Dusch, geht hervor, daß von Beginn der Veranstaltung an uniformierte Polizisten vor der Festhalle Wache schoben, während im Innern zwei zivile Fahnder die Versammlung überwachten. War der eine am Ausgang zur benachbarten Gaststätte postiert, um nötigenfalls „durch das Wirtschaftstelefon die Wache zu avertieren“, so saß der andere im hinteren Teil des Saales am Haupteingang, von wo aus er im Falle einer gewaltsamen Räumung die Hilfe seiner Kollegen herbeirufen konnte. „Sodann sollte der Fahnder auf seinem Rad, das er draußen vor der Stadthalle stehen hatte, nach der Hauptwache fahren, [. . .] für den Fall, daß die Benachrichtigung durch das Telefon nicht funktionierte.“ Dort waren zur Verstärkung „20 Mann unter dem ersten Polizeikommissar versammelt“.²⁴ Der „Vorwärts“ hatte für diesen dienstfertigen Polizeibericht aus Freiburg nur süffisante Worte übrig: „Es war also alles vorbereitet, damit das liberale Musterlände nicht von der Revolution überrascht wurde . . .“²⁵

Trotz der publizistischen Rempelen des politischen Gegners und der argusäugigen Überwachung durch den Staat hatte die Werbekampagne der Sozialdemokraten den gewünschten Erfolg. Schon am 5. März konnte die „Volkswacht“ jubelnd verkünden: „Die Eintrittskarten für die Luxemburg-Versammlung finden reißenden Absatz, ein Beweis, welch großes Interesse dafür vorhanden ist.“

Der Freiburger SPD kam der Besuch Rosa Luxemburgs im März 1914 glücklich gelegen. Er fiel zusammen mit der sogenannten Roten Woche der Sozialdemokratie, die vom 8. bis zum 15. März 1914 in ganz Deutschland zum ersten Mal organisiert wurde. Nach dem Willen der Berliner Parteileitung sollte die Rote Woche „nach ausländischem Muster [. . .] ein agitatorischer Kulminationspunkt sein, eine Woche besonders emsigen und rastlosen Werbens für die proletarischen Organisationen und die sozialdemokratische Presse.“²⁶ Der Sinn der Roten Woche war es, der SPD, die sich trotz ihrer 110 Reichstagsmandate als „parlamentarisch isoliert und ohnmächtig“²⁷ begriff, in der Bevölkerung den Rücken zu stärken. Die Losung in der Freiburger „Volkswacht“ zur Roten Woche lautete ebenso zuversichtlich wie griffig: „Jeder Abonnent werbe einen neuen Leser. Jeder Parteigenosse ein neues Parteimitglied!“²⁸ Dabei konnte sich gerade die „Volkswacht“ mit der Zahl ihrer Leser durchaus sehen lassen. Seit seinem ersten Erscheinen am 1. Juli 1911 hatte es das Blatt zu einer Auflage von fast 10 000 Exemplaren gebracht.²⁹

Insgesamt brauchte sich die Freiburger und die gesamte SPD Badens am Vorabend des Ersten Weltkrieges nicht zu verstecken. Zwar war sie bei der Reichstagswahl von 1912 mit 28,3 % (1907: 23,9 %) hinter dem reichsweiten Durchschnitt von 34,8 % zurückgeblieben, aber sie überrundete damit prozentual erstmals in ihrer Geschichte die Nationaldemokraten (26,0 %).³⁰

Bei der Wahl zur Zweiten Kammer der badischen Ständeversammlung, dem Landtag, hatte die SPD 1913 allerdings gegenüber 1909 erheblich eingebüßt. Mit 22,3 % und 13 Mandaten (1909: 28,1 %, 20 Mandate) fiel sie hinter Zentrum (34,8 %, 29 Mandate) und Nationalliberale (24,1 %, 20 Mandate) auf den dritten Platz zurück.³¹ Die Zahl der Mitglieder in der badischen SPD hatte sich im gleichen Zeitraum hin-

gegen um über 50 % erhöht, und 1914 waren in den 215 badischen Ortsvereinen etwa 25 500 Sozialdemokraten organisiert.³²

Die Werbewoche im März 1914 sollte versuchen, den schmerzlichen Einbruch bei der letzten Wahl auszubügeln, indem sie die alten Mitglieder stärker als bisher mobilisierte und neue hinzugewann. In Freiburg bot es sich an, jene Frau als Zugpferd vor den festgefahrenen Parteikarren zu spannen, die als die bekannteste und mitreißendste Rednerin der Sozialdemokratie galt, Rosa Luxemburg. Die „Volkswacht“ erwartete viel von der wortgewaltigen Rednerin aus Berlin und war überzeugt, daß ihre Rede die „beste Einleitung zur roten Woche bilden“³³ würde, die sich denken ließe. Auf der Protestversammlung in Stuttgart hatte Rosa Luxemburg gerade erst erneut ihre fesselnde Rhetorik unter Beweis gestellt. Ihre Wirkung auf die dortige Zuhörerschaft muß wahrhaft folkloristisch gewesen sein: „Nach Schluß der Versammlung begleitete die Menge die Genossin Luxemburg unter Gesang der Marseillaise heim.“³⁴

Über mangelnden Beifall und fehlende Solidaritätsbezeugung konnte Rosa Luxemburg auch in Freiburg nicht klagen. „In dem Jubel, der die Genossin Luxemburg bei ihrem Erscheinen umbrauste, in den stürmischen Beifallskundgebungen während des einstündigen Vortrages“, so vermeldete die „Volkswacht“ zwei Tage nach der Rede, „lag gleichzeitig das Gelöbnis, nunmehr erst recht mit verdoppelter Energie für die Ideale zu kämpfen, für die Genossin Luxemburg eingetreten ist“. Rosa Luxemburg selbst schien die Doppelfunktion ihres Freiburger Auftrittes, als Protestversammlung zum einen und Auftakt der roten Werbewoche zum anderen, zu begrüßen. Das Kalkül der Freiburger Genossen in der „Volkswacht“, daß „die Frankfurter Saat“ aufgehe und auch in „der roten Woche gute Früchte zeitigen“ werde, entsprach ganz Rosa Luxemburgs Vorstellung von der Kontraproduktivität ihrer Verurteilung für die deutsche „Tendenzjustiz“. Die Gerichte und alle anderen gegnerischen Kräfte, konservative, christliche, bürgerliche und nationalliberale, hätten „zu früh gefrohlockt über Frankfurt, denn das Urteil ist ein Teil von jener Macht, die stets das Böse will und oft das Gute schafft“.³⁵ Angesichts der Roten Woche sei es geradezu günstig, daß das Urteil gefallen sei, da es der sozialdemokratischen Agitation ein „unschätzbare Material“ für ihre „Aufklärungsarbeit“ liefere, um all jenen die Augen zu öffnen, „die es bis jetzt noch nicht verstanden haben: seht, so sieht es um Deutschlands Volk aus!“ Setze man die aus dem Frankfurter Urteil gewonnene „unschätzbare Lehre für die aufklärende Arbeit“ in Relation zu ihrer, Rosa Luxemburgs, Verurteilung, so erkläre sie freimütig: „Auch zwei Jahre wären mir nicht zu viel!“

Auch die Gegner der Sozialdemokratie verstanden, daß die Genossen mit Rosa Luxemburg ein sehr wirkungsvolles Geschütz für die Salutschüsse zur Roten Woche aufgefahren hatten, und versuchten, die Bedeutung der Großveranstaltung herunterzuspielen. „Die rote Woche fing mit Rosa an. — In dichtbesetzter Festhalle spie sie [. . .] Feuer und Flamme gegen den Militarismus. Frau Luxemburg wußte nicht viel Neues. Ihr Hauptschlager Krieg dem Kriege, fort mit dem Kadavergehorsam, wehe den Kapitalisten etc. findet man jahraus, jahrein fettgedruckt in der Sozialistenpresse behandelt.“³⁶

Die Rede

Auch zur Rhetorik Rosa Luxemburgs nahm die bürgerliche Presse Freiburgs Stellung. Teils wurden die Ausführungen als „fein pointierte Spitzen“³⁷ anerkannt, teils als „billiger Spott“ und „bittere Ironie“³⁸ verworfen.

Es läßt sich heute nicht mehr ermitteln, ob und inwieweit sich Rosa Luxemburg bei ihrer Rede in Freiburg an einem Manuskript orientierte, oder ob sie frei sprach. Letzteres erscheint angesichts ihrer üblichen Redepraxis wahrscheinlich;³⁹ auch deutet der letzte Teil ihrer Ausführungen, wo sie ebenso unvorbereitet wie geschliffen auf einen fremden Diskussionsbeitrag eingeht, darauf hin, daß ihre Diktion keiner langen Vorbereitung bedurfte. Der uns vorliegende Abdruck der Freiburger Rede in der „Volkswacht“ geht, dies zeigen auch die markierten Zwischenrufe und Zuschauerreaktionen („stürmischer Beifall und große Heiterkeit“), auf ein stenographisches Protokoll des zuständigen Redakteurs zurück.⁴⁰ Daß dieses von der Rednerin nachträglich autorisiert wurde, ist möglich, aber nicht gesichert.⁴¹

Was die Freiburger Rede so besonders macht, ist jedoch weniger die Originalität ihrer Form als vielmehr die ihres Inhaltes. Die in der wissenschaftlichen Untersuchung weitgehend unerforschte Freiburger Protestrede⁴² ist eines der aussagekräftigsten Zeugnisse der Militarismuskritik Rosa Luxemburgs und ein eindrucksvolles Beispiel ihrer marxistischen Dialektik. Selten zuvor hatte es die Sozialdemokratin verstanden, die verschiedenen Teilaspekte ihrer Analyse des deutschen Militärwesens derart geschickt zu verknüpfen, von dort auf einen zugrundeliegenden Zusammenhang mit der herrschenden Staatsordnung zu schließen und aus den gewonnenen Erkenntnissen die Mittel zur Überwindung dieses Gesamtsystems abzuleiten.

Gleich zu Beginn ihrer Ausführungen weist die Rednerin, die sich als „schwere Verbrecherin“ und „staatlich Geächtete“ vorstellt, der herrschenden Gesellschaftslehre die eigene Widersprüchlichkeit nach. „Du sollst nicht töten!“ habe sie auf den Antikriegskundgebungen in Frankfurt den Arbeitern zugerufen und danach erfahren müssen, daß es im „christlich germanischen Reich [. . .] ein Staatsverbrechen [ist], wenn man das Gebot der Nächstenliebe [. . .] ernst nimmt und ins Leben einführen will“. Für jeden Sozialdemokraten jedoch müsse es die erste Pflicht sein, den Arbeitern das Verbrecherische von Kriegen und statt dessen die Aussicht auf „Völkerverbrüderung mit allen Nationen“ vor Augen zu führen. Wenn der herrschende Staat dies hintertreibe, dann deshalb, weil er seinem ganzen Wesen nach selbst brutal und verbrecherisch sei. „Die Gesellschaftsordnung beruht ja auf dem organisierten Mord und es heißt ihr die Lebensbasis entziehen, wenn man gegen den Mord [. . .] aufruft.“ Nicht nur zeige sich die Gewalttätigkeit des Systems auf dem „Schlachtfeld der Arbeit“ zwischen mörderischer Ausbeutung und tödlichen Fabrikunfällen, sondern als „Völkermord“ auch auf den internationalen Kriegsschauplätzen.

Auch die unaufhörliche Waffenproduktion in Europa sei ein sicheres Indiz für die Aggressivität der vorherrschenden Ordnung und ihrer fatalen Gefahr für die gesamte Menschheit. „Früher oder später wird und muß ein solcher Weltkrieg entstehen aus nichts anderem als aus dem unaufhörlichen Rüsten.“ In diesem Wettrüsten, das unweigerlich in Kriegen münde, trete die Antinomie von Kapitalismus und Ethik am deutlichsten zu Tage. Unter dem Eindruck des Tirpitzschen Flottengesetzes hatte Lu-

xemburg schon 1899 formuliert, daß die Hochrüstung dabei in erster Linie der kapitalistischen Wirtschaft diene: „Die Nachfrage des Staates [an Kriegsmaterial] zeichnet sich durch eine Sicherheit, Massenhaftigkeit und günstige, meistens monopolartige Gestaltung der Preise aus, die den Staat zum vorteilhaftesten Abnehmer und die Lieferungen für ihn zum glänzendsten Geschäft für das Kapital machen.“⁴³

Es sei, so folgert Rosa Luxemburg in Freiburg, nicht verwunderlich, daß jeder, der wie sie gegen die mörderischen Züge von kapitalistischer Ausbeutung, kriegerischen Übergriffen und Wettrüsten im deutschen Gemeinwesen angehe, von diesem verfolgt und angegriffen werde. Der Frankfurter Staatsanwalt habe diese Schlußfolgerung offen bestätigt, indem er sagte: „Was die Angeklagte mit ihrer Agitation gegen den Krieg getan hat, ist ein Attentat auf den Lebensnerv unseres Staates“.⁴⁴ Damit habe er eigentlich ausgedrückt: „Der Lebensnerv des Staates, das ist der Militarismus.“ Dieses Eingeständnis entblöße erneut die verbrecherische Rücksichtslosigkeit des deutschen Staatswesens. Nicht die Versorgung seiner Bevölkerung, Sozialfürsorge oder Volksbildung sei ihm das dringlichste Anliegen, „sondern die Kaserne, die Bajonette, die Pickelhauben, das ist der Lebensnerv“.

Die doppelte Moral von „Preußen-Deutschland“ werde besonders deutlich auch in seiner Rechtsprechung. Die herrschende Justiz dulde Gewalt und Mord dort, wo sie ihr opportun erschienen, und verfolge weit geringere, politische Vergehen mit unbarmherziger Härte. Auf die erst kurz zurückliegende Zabern-Affäre und ihren eigenen Fall abhebend, konstatiert Luxemburg: „Der Leutnant v. Forstner, der eine Aufforderung zum Mord in aller Form getan hat, ist freigesprochen worden. (Allgemeine Pfuirufe.) Derjenige, der gegen den Krieg agitiert, muß auf ein Jahr ins Gefängnis wandern.“ Wäre die herrschende Klasse, wie sie es vorgibt, wirklich gerecht, friedfertig und vaterlandsliebend, so müsse sie einsehen, daß der Militarismus all diesen Zielen entgegenstehe. Zur Verteidigung des Vaterlandes, der einzig echten Notwendigkeit einer Armee, bedürfe es statt dessen eines „Milizsystems“, einer „allgemeinen Volksbewaffnung“, wie sie die Sozialdemokratie seit jeher gefordert habe.

Der Grund, weshalb sich die Regierung diesen überzeugenden Vorstellungen verschließe, sei die Untauglichkeit einer solchen Milizarmee für den eigentlichen, den wahren Beweggrund aller nach außen gerichteten militärischer Anstrengungen, den Imperialismus. Die kapitalistische Herrscherriege wisse sehr wohl, „daß die Miliz eben nur zur Verteidigung des Vaterlandes taugt, nicht aber zu verbrecherischen Kolonialkriegen, nicht aber dazu, um anderen Völkern ihr Vaterland zu entreißen; und darauf geht die heutige Militärpolitik hinaus“.

In ihrer Monographie „Die Akkumulation des Kapitals“, die sich als „Beitrag zur ökonomischen Erklärung des Imperialismus“ verstand, hatte Rosa Luxemburg den Gedanken der gewaltsamen Expansion weiter ausgeführt. „Bei der hohen Entwicklung und immer heftigeren Konkurrenz der kapitalistischen Länder um die Eroberung nichtkapitalistischer Gebiete nimmt der Imperialismus an Gewalttätigkeit zu, sowohl in seinem aggressiven Vorgehen gegen die nichtkapitalistische Welt, wie in der Verschärfung der Gegensätze zwischen den konkurrierenden Ländern.“⁴⁵

Die Militarismus-Kritik Rosa Luxemburgs, wie sie uns in geballter Form in Freiburg entgegentritt, ist ihrer Analyse des Imperialismus übergeordnet: Der Imperialismus wird hier lediglich als Teil, als Primus inter Pares eines umfassenden Militarismus

mus-Begriffes genannt. Für Luxemburg stellt er bloß *eine* der ökonomischen Varianten eines größeren, des militaristisch-kapitalistischen Systems dar. Die Freiburger Rede ist damit auch ein Schlüssel zur Imperialismus-Kritik der Sozialdemokratin. Hier löst sich die vermeintliche Inkohärenz zwischen ökonomischer und politischer Analyse des kapitalistischen Systems, wie sie führende Luxemburg-Interpreten in der Vergangenheit konstatierten, auf. Erklärt Rosa Luxemburg in der „Akkumulation“ den Imperialismus damit, daß die erweiterte Reproduktion des Kapitalismus auf stetiges Wachstum und damit auch auf Ausdehnung in nicht-kapitalistische Gebiete angewiesen wäre, so reduziert sie den betrachteten Gegenstand dort auf ein rein ökonomisches Phänomen. Sie ignoriere damit, so der Einwand, das — angeblich — untrennbare Zusammenspiel zwischen Kapitalismus und Militarismus, wie es in anderen Bereichen als dem Imperialismus, etwa in der herrschenden Politik, zutage trete. Diese außerökonomische Bedeutung des Militarismus für das bürgerlich-kapitalistische System arbeitet Rosa Luxemburg in Freiburg ausführlich heraus und schmiedet damit das fehlende „Bindeglied“, das Peter Nettle in der Imperialismus-Kritik Luxemburgs zwischen ökonomischer und politischer Systemanalyse vermißt.⁴⁶ Der Freiburger Ansatz, den politischen wie ökonomischen Militarismus und nicht den rein wirtschaftlich motivierten Imperialismus an den Anfang einer umfassenden Kapitalismus-Kritik zu stellen, erleichtert Rosa Luxemburg auch, wie weiter unten zu zeigen sein wird, die „klaffende Lücke“ zwischen erkennender Theorie und sozialistischer Aktion zu überbrücken und eine gezielt antimilitaristische Programmatik für die Sozialdemokratie zu entwerfen.

Erscheint der vielgestaltige Militarismus in der Interpretation Rosa Luxemburgs auch als ein Mittel zur Stütze des Imperialismus, so ist er ihrer Auffassung nach als solches ebenso wie in zuvor genannter Weise als Rüstungsspirale in erster Linie von essentieller, lebenserhaltender Bedeutung für den Kapitalismus: einmal als sein Werkzeug zur Ertragssicherung, zum anderen als Ertrag selbst, wobei beide Phänomene sich zusätzlich darin ähneln, daß sie im selben unausweichlichen Resultat enden, dem Krieg.

Auch die seit der Caprivischen Heeresreform von 1893 faktisch reichsweit verwirklichte allgemeine Wehrpflicht, die Rosa Luxemburg mit ihrem ablehnenden Verweis auf die „zwei- bis dreijährige Dienstzeit“ in Freiburg in Erinnerung ruft, ist der Rednerin schon lange ein Streitpunkt. Zwar führe „die Verbreitung der allgemeinen Wehrpflicht“, so sagt sie in einer früheren Schrift, „materiell die Annäherung an das Volksheer herbei. Aber dies in der Form eines modernen Militarismus, wo die Beherrschung des Volkes durch den Militärstaat, der Klassencharakter des Volkes am grellsten zum Ausdruck kommt.“⁴⁷ Für Rosa Luxemburg ist die Verbindung von allgemeiner Wehrpflicht einerseits und Stabilisierung des Klassensystems andererseits leicht belegbar. Der Arbeiter, der als Zivilist den Militarismus in Form indirekter Steuern bereits selbst finanziert habe, werde als Soldat darüber hinaus zu einem Werkzeug, „womit der kapitalistische Staat jede seiner [des Arbeiters] Regungen zum Zwecke der Verbesserung seiner Lage (Aufstände, Koalitionen usw.) niederhalten, nötigenfalls im Blute ersticken, also dieselbe Aufbesserung der Lage vereiteln kann“.⁴⁸ Somit werde der Arbeiter in Uniform „zum sichersten Pfeiler der Reaktion überhaupt, also der eigenen Versklavung“.

In eine ähnliche Richtung geht die Argumentation Rosa Luxemburgs über die Funktion der — in Freiburg an zentraler Stelle ihrer Rede — verurteilten Exzesse von Soldatenmißhandlung und unbedingtem „Kadavergehorsam der Armee“. In einem Artikel im „Vorwärts“ wird Rosa Luxemburg zwei Monate später diese Formen der Erniedrigung in den Kasernen damit erklären, daß diese nicht nur die Kolonialverbrechen in Übersee, sondern auch den bürgerkriegsähnlichen Einsatz im eigenen Land erst möglich machen. „Die Mißhandlungen gehören zum eisernen Bestand der militärischen Erziehungsmethoden. Sie sind nötig, willenslose Sklaven aus den Soldaten zu machen, [. . .] die sich gebrauchen lassen, jene Scheußlichkeiten zu begehen, die wir im Chinafeldzug, in dem Kampf gegen die Hereros erleben mußten. Sie sind auch nötig, damit der Soldat, ohne mit der Wimper zu zucken, bereit ist, auf seine Arbeiterbrüder, auf Vater und Mutter zu schießen.“⁴⁹

Neben der Tatsache, daß die Hierarchie im Militär, die jener in der Gesellschaft weitgehend entspreche, eine zusätzliche Vertiefung der Klassengegensätze herbeiführe,⁵⁰ bedeutet die allgemeine Wehrpflicht im Verständnis Rosa Luxemburgs demnach einen weiteren Machtgewinn der Bourgeoisie über das Proletariat durch das Proletariat (als Wehrpflichtige) und sichere so in doppelter Weise die herrschende gegen die beherrschte Klasse ab. Zusammen mit der zuvor behandelten wirtschaftlichen Bedeutung des Militarismus für den Kapitalismus führt dieser politische Aspekt der gezielten Pazifizierung der Arbeiterschaft Rosa Luxemburg zu der generellen Überzeugung: „Der Militarismus [. . .] bildet für die Kapitalistenklasse ökonomisch die glänzendste unersetzliche Anlageart wie gesellschaftlich die beste Stütze ihrer Klassenherrschaft.“⁵¹

Vor dem Hintergrund der von ihr konstatierten Instrumentalisierung des Militarismus durch Bourgeoisie und Kapital zur Stabilisierung ihrer Machtposition und zum Ausbau ihrer wirtschaftlichen Profite, ja zur Lebenserhaltung des Systems schlechthin, kommt Rosa Luxemburg zu der Auffassung, daß der Militarismus nicht durch Bekämpfung seiner verschiedenen Ausdrucksformen (Wehrpflicht, Aufrüstung, Schinderei), sondern nur durch den totalen Sturz der ihm zugrundeliegenden polit-ökonomischen Ordnung zu beseitigen sei. „Wir wissen sehr wohl“, sagt die Rednerin in Freiburg, „daß wir den ewigen Frieden, die internationale Solidarität erst dann zu Fleisch und Blut machen können, wenn es uns gelingen wird, [. . .] den Kapitalismus abzuschaffen.“ Solange die Grundübel der bestehenden Klassengesellschaft, „die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen, das Privateigentum“, nicht „mit Stumpf und Stiel ausgerottet“ seien, solange seien alle „internationalen Konflikte nicht zu vermeiden“.

Spätestens seit der unversöhnlichen Revisionismus-Debatte mit Bernstein um die Jahrhundertwende⁵² hatte Rosa Luxemburg wiederholt darauf hingewiesen, daß es ein Irrglaube sei, die Ideale des Sozialismus der bürgerlich-kapitalistischen Ordnung nach und nach abtrotzen zu können. Das herrschende System war ihrer Meinung nach aus sich selbst heraus nicht reformierbar, sondern konnte nur durch die proletarische Erhebung in seiner Gesamtheit abgelöst werden. Kompromisse mit den regierenden Machthabern lehnte Luxemburg dabei ebenso ab wie die zeitweilige Kooperation mit den gemäßigten bürgerlichen Kräften zum Zwecke eines gemeinsamen, höheren Zieles, wie sie etwa Karl Kautsky 1912 für die Durchsetzung einer umfassen-

den Abrüstung gefordert hatte.⁵³ Ähnlich wie Kautsky dachte auch Karl Liebknecht, später Rosa Luxemburgs treuester Mitstreiter, als er schrieb, der von ihm geführte Antimilitarismus sei „an und für sich [. . .] nichts Proletarisch-Revolutionäres [. . .], so wenig wie der Militarismus etwas spezifisch Bürgerlich-Kapitalistisches ist“.⁵⁴ Angesichts der völlig gegenteiligen Analyse des Militarismus durch Rosa Luxemburg erscheint es einsichtig, weshalb sie einen konträren Standpunkt zu Kautsky und Liebknecht einnahm und jede „Illusion, daß eine Abrüstung möglich ist“, für sich verwarf.⁵⁵

Aber nicht nur das Abrüstungspostulat erscheint Rosa Luxemburg im Kampf gegen den Militarismus als unadäquat, sondern auch der militärische Ungehorsam. In Freiburg wie in ihrer Verteidigungsrede in Frankfurt hebt sie nachdrücklich hervor, daß durch Befehlsverweigerung und Meuterei in der Armee der Militarismus nicht zu beseitigen sei. Vielmehr sei dieser so eng mit dem bestehenden Sozialwesen verbunden, daß er sich nur mit dessen Hilfe erhalten und deshalb auch nur zusammen mit ihm untergehen könne. Kriege und alle anderen abscheulichen Aspekte des Militarismus, so macht Luxemburg in der Freiburger Festhalle klar, hingen eben nicht nur von den Kasernen, nicht nur vom Exerzieren, nicht nur von den Soldaten und ihrem Gehorsam ab, sondern von der Maschinerie der gesamten bürgerlichen Gesellschaftsordnung.

Wichtigster Träger dieser Ordnung aber sei nicht die herrschende Klasse, seien auch nicht die ihr dienlichen Offiziere und ihre Waffenarsenale, sondern die große Masse des Volkes, das Proletariat. „Wir Sozialdemokraten sind der Auffassung, daß Kriege sich heutzutage überhaupt nur führen lassen nicht, solange der Soldat gehorsam, sondern solange die Volksmasse die Kriege geduldig sich gefallen läßt.“ Liegt es also letztlich an der Akzeptanz der Bevölkerung, daß Kriege geführt werden, so hat sie es auch in der Hand, diese zu verhindern. „Von euch hängt es ab, ein Veto einzulegen gegen diese halsbrecherische Politik der herrschenden Klasse.“

Zuvor jedoch müsse das Volk erst einmal begreifen, daß kein Krieg in seinem Sinne sein kann, sondern daß die Bevölkerung im Gegenteil immer und überall die Leidtragende sein werde, weil sie nur für die Interessen anderer, der Kapitalisten, den Kopf hinhalte. „Ihr alle, Millionen, die ihr seid, ihr Männer und Frauen der Arbeit, ihr zahlt ja Steuern zur Erhaltung des Staates und der Kriege und des Militärs. Ihr schickt eure Söhne ins Feuer, ihr habt's an eurem Buckel auszukosten, wenn ein Krieg auf Jahre, auf Jahrzehnte die ruhige wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung aufhält.“

Der Arbeiterklasse den Zusammenhang zwischen Militarismus und Kapitalinteressen und deren Gegensatz zu ihren eigenen Interessen zu verdeutlichen, „diese Überzeugung, dieses Bewußtsein zu wecken, ist gerade die Aufgabe, die wir Sozialdemokraten uns stellen“.⁵⁶ Als „Aufklärungsarbeit“ versteht Rosa Luxemburg denn auch ihre Reden von Bockenheim und Fechenheim, als Appelle an das *ganze* Volk, sich nicht in einen Krieg zu stürzen, der nicht in seinem Interesse liegt; der Vorwurf des Staatsanwaltes, sie hätte gezielt die Soldaten aufgehetzt, sei damit absurd und ein erneuter „Beweis dafür, welchen Wirrwarr in seinem Hirn die absolute Unfähigkeit ange richtet hat, der Gedankenbahn der Sozialdemokratie zu folgen“.⁵⁷

In Freiburg führt Rosa Luxemburg die beiden Hauptgedanken ihres gegen das Militärwesen gerichteten Programmes, antimilitaristische Volksaufklärung und antimilita-

ristische Aktion, zu einem neuen Konzept zusammen: „In dem Moment, wo die Masse des Volkes begriffen hat, was jeder geschulte Sozialdemokrat versteht, daß heutzutage Kriege bloß einzig und allein zum Nutzen und Frommen einer kleinen Handvoll kapitalistischer Glücksjäger und Ausbeuter geführt werden, daß die große Masse in jeder Hinsicht das Opfer des Militarismus ist, wenn die gewaltige Volksmasse das bloß begriffen hat, so wird diese Idee in der Masse zu einer solchen politischen Gewalt werden, daß vor ihr alle Bajonette zusammenbrechen werden.“

Der Kampf

Der an zentraler Stelle der Rede verwendete Begriff der „politischen Gewalt“, die den Militarismus zu zerschlagen vermöge, deutet einen neuartigen Aspekt der Luxemburgischen Militarismuskritik an und damit die besondere programmatische Bedeutung von Freiburg: die antimilitaristische Aktion.

Aus ihrer Erfahrung mit dem Frankfurter Strafprozeß hatte Rosa Luxemburg nicht nur weitreichende Erkenntnisse für die theoretische Erklärung des Militarismus gewonnen, sondern erstmals auch gangbare Ansätze für dessen praktische Bekämpfung. Bisher waren ihre Folgerungen rein spekulativ geblieben und hatten sich in Einsichten erschöpft wie: „Wenn wir [. . .] für den Frieden kämpfen, kämpfen wir damit gegen die kapitalistische Klasse und für das soziale Endziel.“⁵⁸ Vor dem Hintergrund ihrer persönlichen Erfahrungen mit der preußischen Justiz begreift Luxemburg jetzt in Freiburg, wie der antimilitaristische Kampf pragmatisch umgesetzt werden könnte.

Die wechselseitige Abhängigkeit von Klassensystem und Militarismus, auf die alle analytischen Ansätze der Rede hinauslaufen, macht im Verständnis Rosa Luxemburgs nicht nur deren Stärke, sondern in besonderem Maße auch deren Schwäche aus. Denn wenn eines der beiden Elemente dieser Symbiose angreifbar werde, breche mit ihm auch das jeweils andere zusammen. Die Hysterie des Staatsanwaltes im Frankfurter Prozeß betrachtet die Rednerin als eine Bestätigung dieser Auffassung: Sein wiederkehrendes Abheben darauf, daß das, „was die Angeklagte mit ihrer Agitation gegen den Krieg getan hat, ein Angriff auf den Lebensnerv unseres Staates“ sei, belegt ihrer Meinung nach geradezu die Richtigkeit der antimilitaristischen Schlagrichtung. Denn wenn, wie Rosa Luxemburg es theoretisch erarbeitet und der Staat in Form seines Anwaltes zu bestätigen scheint, bereits ein verbaler sozialdemokratischer Angriff, vereinzelt vorgetragen von einer Frau ohne Stimmrecht, eine „Erschütterung für das Fundament der militaristischen Kraft Deutschlands“ darstellt, so gilt tatsächlich, daß das „herrschende System [. . .] in seinem Innern bereits morsch, von der Angst zerfressen, bereits feige geworden ist“. Eine staatliche Ordnung aber, die durch den Mund ihrer Justiz von sich selbst „sagt, daß sie nur noch auf die Bajonette sich stützt“, eine solche Ordnung „hat nichts anderes als ein Todesurteil über sich ausgesprochen“. Damit jedoch habe sie eine Offenbarung geleistet, „die für uns von unschätzbarem Werte ist. Denn hier hat sich gezeigt in dieser Schilderung, daß das herrschende militaristische System dasjenige verloren hat, was die wirkliche Bürgschaft jedes Sieges ist: es hat verloren den Glauben an sich selbst.“ Damit aber bekundet es nach Ansicht Luxemburgs gleichzeitig seine Besiegbarkeit und eine beispiellose Chance für den sozialdemokratischen Triumph: „Ist nicht jedes Wort des

Staatsanwaltes eine Anerkennung moralisch siegreicher Kraft der sozialdemokratischen Agitation? Hier sehen Sie, wie man bereits vor uns zittert da oben.“

Auf dieser Erkenntnis von der Schwäche des Systems aufbauend, kann nach den Worten Rosa Luxemburgs noch eine zweite, weitergehende Lehre aus dem Prozeß von Frankfurt gezogen werden. Die panische Überreaktion gegen den Fechenheimer Aufruf entblöße ungewollt den wunden Punkt der kapitalistisch-militaristischen Ordnung: die Angst vor der Verweigerung der Massen. Wenn diese Massen, „von der internationalen Sozialdemokratischen Lehre durchleuchtet“, der staatlich-gesellschaftlichen Maschinerie die Gefolgschaft versagten, zerbreche nach den Worten Rosa Luxemburgs in Freiburg nicht nur das unheilvolle Militärwesen, sondern mit ihm auch die gesamte verhaßte Klassengesellschaft. Das „Veto des Volkes“, das jene „politische Gewalt, vor der alle Bajonette zusammenbrechen werden“ ausmache, liege in der kollektiven, alle Bereiche des gesellschaftlichen Lebens umfassenden Gehorsamsverweigerung des Volkes.

Es ist Rosa Luxemburgs immer blanke Waffe des politischen Massenstreiks,⁵⁹ die sie in Freiburg erneut wetzt. Zuvor hatte sie bereits in ihrer Verteidigungsrede vor der Frankfurter Strafkammer eindrucksvoll veranschaulicht, „daß die Welt [. . .] nicht vierundzwanzig Stunden zu existieren vermag, wenn die Arbeiter einmal die Arme kreuzen“.⁶⁰ Hatte sie vor Gericht noch etwas verhalten darauf verwiesen, daß „Massenstreiks als bestimmte Periode in der Entwicklung der heutigen Verhältnisse nicht ‚gemacht‘“⁶¹ würden, d. h. von Parteien oder Gewerkschaften oder einer Einzelperson ausgerufen werden könnten, so kann die Freiburger Rede am 7. März 1914 als ein Versuch gewertet werden, der klassenbewußt gewordenen Arbeiterschaft jetzt die Waffe des politischen Massenstreikes in die Hand zu geben, um damit der bestehenden Ordnung den Kampf anzusagen.

Die Wirksamkeit eines solchen Streikes stand für Luxemburg seit jeher außer Frage. Die Möglichkeiten der kollektiven Verweigerung auch im antimilitaristischen Kampf hatte sie 1911 am Beispiel des türkisch-italienischen Krieges erkannt. „In der Türkei und in Italien gibt es große arbeitende Massen, [. . .] diese Massen haben kein Interesse an diesem Krieg. Der Generalstreik in Italien war ein Protest gegen den Krieg.“⁶² Auch in Frankfurt verwies die Sozialistin auf das Beispiel Italien: „Wie haben die klassenbewußten Arbeiter dort das tripolitanische Kriegsabenteuer beantwortet? Durch einen Demonstrationsmassenstreik, der aufs glänzendste durchgeführt wurde.“⁶³

Auf eine verkürzte Formel gebracht, ist für Rosa Luxemburg in Freiburg der probateste und erfolgversprechendste Weg zur Beseitigung von Militarismus und Klassengesellschaft der politische Massenstreik, der durch das von agitatorischer Seite geschärfte Bewußtsein der Massen von selbst entsteht, somit auf einer sowohl personell wie ideologisch stabilen Basis fußt und derart gestärkt der herrschenden Ordnung gegenübertritt, um sie ein für allemal zu vernichten. Dieser Triumph, so macht Rosa Luxemburg am Ende ihrer Rede deutlich, werde unweigerlich errungen werden, obwohl derzeit noch „Mars, der blutige Kriegsgott, die Stunde“ regiere, die Macht noch bei denjenigen liege, „die sich allein auf einen Wald von Mordwaffen stützen“, und noch immer „das Volk bis auf den letzten Tropfen ausgesogen [wird] durch den nimmersatten Moloch Militarismus“. Aber, so zitiert sie den literarischen Wallen-

stein, „Der Tag ist nah, der Tag, der uns gehört“, jener Beginn einer neuen „Gesellschaft, die keine Ausbeutung des Menschen durch den Menschen kennt, die keinen Völkermord kennt“. Doch um diesen Tag bald anbrechen zu lassen, bedürfe es der gemeinsamen und forcierten Anstrengung der Sozialdemokratie, „zum Trotz aller Staatsanwälte, zum Trotz aller militärischen Macht“. Optimistisch und angefeuert von der kämpferischen Stimmung in der Festhalle schließt Rosa Luxemburg ihren Freiburger Vortrag mit der Losung: „Mit uns das Volk, mit uns der Sieg!“

Die Reaktion

Luxemburgs Appelle im Stadtgarten waren eine klare Kampfansage an das herrschende gesellschaftliche und politische System. Tatsächlich nahm der Staat die Herausforderung von Freiburg an. Die agitatorische Schärfe der Rede und die unverhohlene Propaganda des politischen Massenstreikes drangen bis zur deutschen Reichsregierung durch, die daraufhin zum Gegenschlag ausholte. Aus einer Notiz der Reichskanzlei vom 23. Juni 1914 geht hervor, daß der Reichsjustizminister entschlossen war, einen erneuten Prozeß gegen Rosa Luxemburg anzustrengen. Hierzu sollte, wie seinerzeit in Frankfurt, wieder Paragraph 110 des Strafgesetzbuches bemüht werden. Diesmal wurden die Resolutionen zum Massenstreik, die auf einigen sozialdemokratischen Großveranstaltungen auf Betreiben Luxemburgs verabschiedet worden waren,⁶⁴ als Corpus Delicti vorgeschoben, da auch sie angeblich zum Ungehorsam aufgefordert hätten.

Die geheime Ordre verrät, wie recht Rosa Luxemburg damit hatte, daß sich das Staatsgefüge am meisten vor der Massenverweigerung ängstigte und panisch auf jede Äußerung in diese Richtung reagierte. Zwar sei es keineswegs sicher, so ließ der Justizminister erklären, daß eine Anklage nach Paragraph 110 erfolgreich sein werde. Es müsse aber in jedem Falle durch einen Gerichtsentscheid unmöglich gemacht werden, „daß man straflos öffentlich zu Sammlungen zur Vorbereitung eines politischen Massen- oder Generalstreiks auffordern dürfe“. Reichten die bestehenden Gesetze hierfür nicht aus, müsse gegebenenfalls erwogen werden, „ob und inwiefern sie etwa zu verschärfen wären“.⁶⁵ Nicht nur aus dem Justizministerium kam der Wunsch, Rosa Luxemburg mit allen Mitteln der Legalität und Halblegalität zu knebeln. Auch der Innenminister hatte „sich bereits mit aller Entschiedenheit für ein solches Einschreiten ausgesprochen“, und selbst „der Herr R[eichs]K[anzler] hat sich auf Vortrag damit einverstanden erklärt, daß Anklage erhoben werde“.⁶⁶

Die Anklage der Reichskanzlei gegen Rosa Luxemburg kam jedoch nie zustande. Die preußische Justiz nahm ihr die heikle Arbeit im Sommer 1914 hilfreich aus der Hand. Auch für sie war der Auslöser ihrer neuerlichen Aktion gegen Rosa Luxemburg die Freiburger Rede.

Im Zusammenhang mit der Schilderung verschiedener Fälle von Soldatenmißhandlungen in der deutschen Armee war Rosa Luxemburg auch auf das Schicksal eines jungen Soldaten des Dragonerregiments in Metz eingegangen, der eines Tages „auf dem Abort in einem Riemen hängend“⁶⁷ aufgefunden worden war. Zivil- und Militärbehörden hatten auf Selbstmord erkannt, der Vater des Soldaten dies aber bezweifelt und seinerseits den Verdacht geäußert, daß der junge Mann durch Mißhandlungen

zu Tode gekommen und danach von den Tätern zum Schein in die Schlinge gehängt worden war. „Was auch da passiert ist“, resümiert Rosa Luxemburg in Freiburg den Vorfall, „eines ist klar: Es ist sicher eins von den unzähligen Dramen, die in den deutschen Kasernen tagaus, tagein sich abspielen und wo nur selten das Stöhnen der Gepeinigten zu unseren Ohren dringt“.

Der preußische Kriegsminister General Erich von Falkenhayn nahm diese Äußerung Rosa Luxemburgs zum Anlaß, um vor dem Berliner Landgericht einen erneuten Prozeß gegen die sozialdemokratische Agitatorin anzustrengen. Diesmal lautete die Anklage, „durch eine Volksversamlungsrede am 7. März 1914 zu Freiburg i. Br. die Offiziere und Unteroffiziere des preußischen Heeres durch Anführung nicht erweislich wahrer Tatsachen öffentlich verächtlich gemacht zu haben“.⁶⁸ Interessanterweise stützte sich die Anklage nicht auf die von den badischen Polizeibehörden mitstenographierten Protokolle der Freiburger Versammlung, sondern auf den Artikel in der „Volkswacht“.⁶⁹ Als dieser am ersten Verhandlungstag, dem 29. Juni 1914, im Prozeßsaal verlesen wurde, erklärte Rosa Luxemburg bestätigend, daß er „im allgemeinen zutreffend sei“.⁷⁰ Die Sozialdemokratin hatte keinen Grund, die Anklage abzustreiten. Im Gegenteil, der erneute Prozeß kam ihr sehr recht. Er gab ihr die Möglichkeit, vor einer breiten Öffentlichkeit die Exzesse in den deutschen Kasernen an den Pranger zu stellen und im direkten Kräftemessen mit dem Militarismus im Berliner Gerichtssaal einen entscheidenden Propaganda-Sieg zu erringen. Am 13. Mai 1914 schrieb Rosa Luxemburg an ihren Freund und Anwalt Paul Levi nicht ohne Seitenhiebe auf die antimilitaristische Untätigkeit der eigenen Reichstagsfraktion: „Liebling, denk Dir, wie famos! Es ist ein Strafantrag des Kriegsministers von Falkenhayn wegen Beleidigung des Offiziers- und Unteroffizierskorps, weil ich in der Freyburger Versammlung am 7. März gesagt habe, die Soldatenmishandlungen [sic] stehen auf der Tagesordnung. [. . .] Ich habe natürlich zugegeben, die Äusserungen gethan zu haben u. zwar, um den Leuten den Rückzug abzuschneiden. [. . .] Denk Dir, was man alles bei solchen Verhandlungen an Material ausbreiten u. wieder gut machen kann, was unsere Esel im Reichstag versäumt haben!“⁷¹

Das Material, von dem Luxemburg spricht, kam schnell zusammen. Auf Anregung verschiedener sozialdemokratischer Zeitungen, darunter auch der Freiburger „Volkswacht“,⁷² mobilisierte die sozialdemokratische Presse unter der Überschrift „Gegen die Militärmißhandlungen Zeugen heraus!“⁷³ noch vor Prozeßbeginn Hunderte von Zeugen, die die von Rosa Luxemburg in Freiburg verurteilten Mißhandlungen am eigenen Leib erfahren hatten. Bis zum zweiten Verhandlungstag am 30. Juni 1914, an dem die Verteidiger Levi und Rosenfeld einige der Fälle namentlich aufführten, lagen ihnen allein 922 Zeugenaussagen vor, insgesamt sprachen sie von über 30 000 bekannten Fällen.⁷⁴

Der Berliner Prozeß endete mit einem schweren Debakel für die Ankläger. Unter dem Vorwand, die Zeugenaussagen prüfen und, so sie noch nicht verjährt seien, zur Klärung an die Kriegsgerichte zu überweisen, stellte die Staatsanwaltschaft am 3. Juli den Antrag auf Vertagung des Prozesses; das Verfahren sollte nie wieder aufgenommen werden.⁷⁵ Die Sozialdemokraten feierten das vorzeitige Ende des Falles als einen erneuten Schwähebeweis des angeschlagenen militaristischen Systems. „Eine solche Niederlage hat der preußische Militarismus noch nicht erlebt.“⁷⁶

Selbst die nicht-sozialdemokratische Presse betrachtete die Vertagung als Kleinbegeben des preußischen Staatsapparates und als einen „Triumph der Sozialdemokratie“.⁷⁷ Satirischer ging es im SPD-nahen „Wahren Jakob“ zu, wo man zur „Mißglückten Jagd“ des Berliner Staatsanwaltes dichtete:

„Doch als die Rosa er erwischt,
Da zeigt' sich klipp und klar,
Daß dieses vielgejagte Wild
Dem Jäger über war. [...]
Schon ist mein Leder windelweich
Und Schlimm'res droht mir noch —
Drum schlüpfe ich, was kann da sein,
Flugs in dies Mauselloch!
Mach es wie ich, und folg mir nach,
Mein tapfrer Falkenhayn
Und laß dich nie und nimmermehr
Mit dieser Rosa ein!“⁷⁸

Die Niederlage von Berlin hielt die deutsche Rechtsprechung jedoch nicht davon ab, Rosa Luxemburgs doch noch habhaft zu werden. Das Deutsche Reichsgericht, an welches das Verfahren von Frankfurt in nächster Instanz weitergeleitet worden war, verwarf im Oktober 1914 den Revisionsantrag von Levi und Rosenthal und bestätigte damit endgültig die Verurteilung zu einem Jahr Gefängnishaft.⁷⁹ Am 18. Februar 1915 wurde Rosa Luxemburg ohne Ankündigung festgenommen, obwohl ihr wegen gesundheitlicher Haftuntauglichkeit ursprünglich ein Aufschub bis zum 31. März gewährt worden war.⁸⁰ Offenbar war es der Spitzelbericht von einer geschlossenen Mitgliederversammlung in Berlin-Charlottenburg, auf der Rosa Luxemburg gesprochen hatte, der die Justiz zum vorzeitigen Handeln veranlaßte.⁸¹ Bis zum Februar 1916 blieb Rosa Luxemburg eingekerkert. Danach konnte sie nur viereinhalb Monate die Freiheit genießen, bis sie wegen Teilnahme an einer Antikriegskundgebung erneut verhaftet wurde und diesmal bis zum 8. November 1918 hinter Gittern saß.⁸²

Rosa Luxemburgs Freiburger Rede am Vorabend des Ersten Weltkriegs hatte große Wellen geschlagen. Das Großherzogliche Badische Innenministerium nahm sich, wie gezeigt, ihrer an, der preußische Kriegsminister lancierte wegen der Freiburger Äußerungen einen neuen Prozeß gegen Rosa Luxemburg, und selbst die Reichsregierung zerbrach sich den Kopf, wie die sozialdemokratische Agitatorin mundtot zu machen sei. Auch in kleinräumlicher Hinsicht war die Protestversammlung in der Festhalle eines der bedeutendsten Ereignisse im Freiburg des Jahres 1914, sowohl für die sozialdemokratische Partei- und Öffentlichkeitsarbeit als auch für die lokalpolitische Auseinandersetzung an sich.

Der Ort

Das Auftreten Rosa Luxemburgs in Freiburg bedeutete darüber hinaus eine besondere Pikanterie für die Geschichte der badischen Arbeiterbewegung. Innerhalb der deutschen Sozialdemokratie galt die SPD Badens schon seit langem als Außenseiter. In kaum einem anderen Landesverband waren die programmatischen Ideen Eduard

Bernsteins auf solch fruchtbaren Boden gefallen wie im deutschen Südwesten.⁸³ Spätestens seit 1899 wurde der Sonderweg der süddeutschen Genossen auch auf der parlamentarischen Ebene sichtbar, als die badische SPD gemeinsam mit den bürgerlichen Oppositionsparteien Linksliberale und Zentrum begann, die Dominanz der Nationalliberalen in der 2. Kammer auszuhebeln, um eine Reform des badischen Wahlrechtes durchzusetzen, wie sie schließlich 1904 auch verwirklicht wurde.⁸⁴ Ein Jahr später veränderte die SPD ihre Liaison mit den bürgerlichen Parteien geringfügig: Zusammen mit den Linksliberalen, den Demokraten und diesmal sogar den Nationalliberalen ging sie eine interfraktionelle Zusammenarbeit ein, von der nur das Zentrum, hauptsächlich seiner kultuspolitischen Vorstellungen wegen, ausgenommen blieb. Die badische SPD befand sich damit zum zweiten Mal in einer Art bürgerlich-sozialdemokratischer Mehrheitskoalition. Zwar hingen von dieser weder Bildung noch Rechenschaftspflicht der badischen Regierung ab, da nach der Verfassung allein der Großherzog das Kabinett bestellte, aber die Gesetzgebung und vor allem die Bewilligung des Haushaltes waren vom parlamentarischen Votum und damit seit 1905 auch von der SPD in ihrer ungewöhnlichen Koalition abhängig.

Durch die Kooperation mit den anderen Parteien im Landtag schlug die SPD Badens einen erklärt reformistischen Weg ein und entfernte sich so mehr und mehr von ihren Parteigenossen vor allem in den nördlichen Ländern. Für die Badener war die schrittweise Durchsetzung ihrer Forderungen ein akzeptabler Weg zum sozialistischen Gesamtziel; der Krisentheorie von der kapitalistischen Supernova, die gleichzeitig der Urknall zur klassenlosen Gesellschaft sein würde, hatte man schon lange abgeschworen. Statt dessen stand für die Sozialdemokraten Badens Tagespolitik auf dem Programm. Die Erfolge, die die SPD im Großblock verzeichnen konnte, waren bruchstückhaft, aber stetig. Darunter waren eminente sozialpolitische Errungenschaften wie die Einführung einer Arbeitslosenunterstützung, die Anhebung der niederen Lehrergehälter und Fortschritte im Bereich der Volksbildung.⁸⁵

Die Auseinandersetzung mit den anderen Landesverbänden der SPD, die auf dem Dresdner Parteitag 1903 mehrheitlich dem Revisionismus den Kampf angesagt hatten, war jedoch vorprogrammiert. Sie entlud sich vor allem 1908 und 1910, als die SPD zusammen mit ihren parlamentarischen Nachbarn vom Großblock dem badischen Staatsetat zustimmte. Auf den Parteitagen der SPD in Nürnberg (1908) und Magdeburg (1910) wurden die badischen Genossen als Verräter an der sozialistischen Sache gebrandmarkt und sogar ihr Parteiausschluß erwogen.⁸⁶ Rosa Luxemburg beteiligte sich in vorderster Front an dem parteiinternen Feldzug gegen die Badener. Nachdem sie 1901 schon die erste Budgetbewilligung der SPD im badischen Landtag als „Verleugnung der elementarsten Begriffe der Sozialdemokratie“ bezeichnet und namentlich die apologetischen Bemühungen des Abgeordneten Anton Fendrich zerpfückt hatte,⁸⁷ hielt sie den badischen Delegierten in Nürnberg sieben Jahre später in gewohnter Polemik vor, die vermeintlichen Erfolge der SPD im Großblock sollten nur über ihre Kompromittierbarkeit durch die Klassengesellschaft im Großherzogtum hinwegtäuschen. Die SPD im Südwesten habe in Wirklichkeit längst „die prinzipielle Feindschaft gegen den bestehenden Staat auf Schritt und Tritt — und zwar auch durch die Budgetabstimmung“ — aufgegeben und sei zum Büttel von Bürgertum und Regierung geworden.⁸⁸

Es war Wilhelm Engler, der SPD-Parteisekretär und Stadtverordnete für Freiburg,⁸⁹ der in der Welle des Nürnberger Parteitages die Position der Badener in der erbitterten Programmdiskussion öffentlich klarstellte und sich damit in diametralen Gegensatz zu Rosa Luxemburg stellte. Wer, wie er, nicht auf die überholte „Katastrophentheorie“ schwöre, „sondern an eine organische Entwicklung vom Kapitalismus zum Sozialismus glaubt“, der müsse notwendigerweise den von der badischen SPD abgesteckten parlamentarischen Weg beschreiten. Dort eben, im Landtag, habe „die Sozialdemokratie anzusetzen, indem sie Forderungen stellt, welche im Interesse des arbeitenden Volkes liegen“. Denn, so hieß es hierzu weiter, „jeder Arbeiter [...] prüft zuerst unser Verhalten zu den Dingen, welche ihm auf den Nägeln brennen, und nachher unser Endziel“. Vor diesem Hintergrund sei die pragmatische Zusammenarbeit mit anderen politischen Gruppierungen, sei auch die Etatbewilligung nur logisch. Jeder andere Weg hätte „die Partei in ihrer Entwicklung schwer geschädigt, [...] und somit lag ein zwingender Grund vor für die Zustimmung“.⁹⁰

Wilhelm Engler und Rosa Luxemburg hatten in ihrer politischen Arbeit keine Gemeinsamkeiten. Zu kontrovers waren ihre Strategien zu ihren nur noch vordergründig identischen gesellschaftspolitischen Zielen. Begann das Gros der SPD Funktionäre nach dem Reichstagswahlsieg von 1912 auch umzudenken und zukünftig an eine pragmatische parlamentarische Arbeit ganz im Sinne Englers und seiner badischen Genossen zu denken, blieb Rosa Luxemburg in dieser Frage unerbittlich. Mitarbeit in den parlamentarischen Gremien, Zusammenarbeit mit bürgerlichen Kräften konnte und durfte es nach ihrem Verständnis des sozialistischen Kampfes nicht geben.

Bei diesem unüberbrückbaren Gegensatz zwischen fundamentalistischer und realpolitischer Gangart erscheint es um so skurriler, wie Rosa Luxemburg bei ihrem Besuch in Freiburg 1914 von den badischen Sozialdemokraten, darunter auch von Stadtrat Engler, als Vorreiterin für die sozialdemokratischen Ziele gefeiert wurde. Denn gerade die Freiburger Rede ist, wie gezeigt wurde, Rosa Luxemburgs Absage an jede Form von Kooperation oder auch nur Kompromiß mit den Repräsentanten des herrschenden Systems und stellt damit auch eine späte Abrechnung mit dem Bernsteinischen Revisionismus dar, wie er von der badischen SPD aufgenommen worden war. Engler wußte das. Zu deutlich waren die Seitenhiebe Rosa Luxemburgs auf seine und seiner Parteifreunde Realpolitik, als daß er sie hätte überhören können. An einer Stelle ihrer Rede nennt die aufgebrachte Fundamentalistin das Kind sogar direkt beim Namen, indem sie auf den „Großblock“ aus bürgerlichen, nationalliberalen und konservativen Kräften abhebt, der sich während des Frankfurter Prozesses gegen sie gestellt habe. Für Rosa Luxemburg war diese Sammlung etwas fremdes, feindliches. Zusammenarbeit oder sogar Fusion der Sozialdemokraten mit einem solchen „Großblock“, wie sie in Baden Realität waren, bedeutete für sie einen unverzeihlichen Verrat an der sozialdemokratischen Sache.

Engler seinerseits entschied sich, über Rosa Luxemburgs Spitzen hinwegzuhören. In seinem kurzen Beitrag im Anschluß an die aufwühlende Rede der parteiinternen Kontrahentin versuchte er deshalb keine Ehrenrettung seiner Landespartei und ihrer Fraktion im badischen Landtag. Statt dessen schimpfte er eher allgemein auf die „Klassenjustiz“, die sich auch im „Schutz für das Streikbrechergesindel“ niederschlage, und forderte die Genossen zur eifrigen Parteilarbeit in der Roten Woche auf.

Wie Rosa Luxemburg spricht auch Engler vom „Kampf“ der Sozialdemokratie, der ein „langer und langwieriger“ sei. Daß er dabei einen ganz anderen, nicht den klassenkämpferischen, sondern den parlamentarischen Kampf meint, erwähnt der badische Pragmatiker nicht. Wie er Rosa Luxemburgs Rolle in diesem Kampf sieht, muß angesichts der tiefgreifenden Entfremdung zwischen beiden verwundern: „So lange sich in der sozialdem[okratischen] Arbeiterbewegung Leute finden, die mit so hohem Mut, wie die Genossin Luxemburg, Opfer auf sich nehmen, so lange können wir getrost in die Zukunft schauen.“⁹¹

Diese Äußerung Englers scheint mehr der sympathisierenden Stimmung unter den Versammlungsteilnehmern entsprungen zu sein denn einer echten Überzeugung. Glaubhafter ist jene abfällige Einschätzung, die Engler später in einem kurzgehaltenen Rückblick über das Freiburger Ereignis zu Papier brachte. Rosa Luxemburgs Rede in der Festhalle im Stadtgarten, ihr Abheben vor allem auf die internationale Solidarität, habe jeder echten Grundlage entbehrt: „Sie bezeichnete die Welt als ihr Vaterland des Proletariats. Als Jüdin in Rußland geboren, konnte sie kein Empfinden für ein Vaterland haben, sie war heimatlos. Wer aber eine Heimat hat, der empfindet anders.“⁹²

Nicht nur Wilhelm Engler sprang im Februar 1914 in Baden über seinen ideologischen Schatten und erklärte sich, trotz tiefer Differenzen, solidarisch mit der verurteilten Rosa Luxemburg. Nur einen Tag nach der Freiburger Rede sprach Rosa Luxemburg auf einer Protestversammlung in der städtischen Festhalle zu Karlsruhe.⁹³ Geleitet wurde diese vom SPD-Landtagsabgeordneten und Herausgeber des „Volksfreundes“ Wilhelm Kolb, einem langjährigen erbitterten Gegner Luxemburgs in der Strategie-Debatte. Es war die erneute Budgetbewilligung der SPD im badischen Landtag vom Juli 1910 gewesen, deretwegen es auf dem Parteitag in Magdeburg im September zum offenen Bruch zwischen den beiden Sozialdemokraten gekommen war. Rosa Luxemburg hatte dort die Rechtfertigung Kolbs und seiner badischen Parteifreunde, man habe mit dem Großblock weitreichende sozialpolitische Errungenschaften im Gesundheitswesen und anderswo erzielt, als Augenwischerei und Scheinerfolge abgetan. „Die Genossen im badischen Landtag [. . . haben] schließlich doch immer nur Lappalien errungen, sie haben nach Goldschätzen gegraben und waren froh, wenn sie Regenwürmer fanden.“⁹⁴

Auf diesen Vorwurf reagierte Kolb später in seiner sozialdemokratischen Hauspostille in Karlsruhe, dem „Volksfreund“. In seinem Artikel legte er dabei den Finger genau in die Wunde der Luxemburgschen Argumentation. Wie könne der radikale Flügel der Partei einerseits die Kandidatur der SPD zu den deutschen Parlamenten fordern, andererseits sich dort jeder pragmatischen Arbeit entziehen? „Entweder – oder! Entweder man stellt sich auf den Boden des Parlamentarismus und zieht die daraus sich ergebenden politischen Schlußfolgerungen, oder man verzichtet auf ihn, dann muß man aber den Mut zur entgegengesetzten Konsequenz haben. Das Dazwischenherum-Pendeln aber führt zur politischen Verwirrung und zu schweren inneren Kämpfen, wie wir sie seit vielen Jahren haben.“⁹⁵ Wer sich für den parlamentarischen Weg entscheide, müsse zwangsläufig auch tagespolitische Kleinarbeit leisten. „Unsere ganze politische Tätigkeit im Reich, in den Einzelstaaten und in der Gemeinde kann praktisch eben gar nichts anderes sein, als eine ‚Schatzgräberei‘ nach

„Regenwürmern“, d. h. ein Kämpfen um sukzessive [sic] Erfolge. Für die Arbeiter sind die bisherigen Erfolge unserer Gemeindepolitik, auch wenn sie ihren Wünschen noch lange nicht entsprechen, eben keine bloßen „Regenwürmer“.“ Letztlich sei es nicht die schrittweise Arbeit der SPD in den Parlamenten, die das sozialistische Endziel aus den Augen verliere, sondern der kompromißlose Radikalismus, der für die proletarische Klasse, die er vorgibt zu vertreten, rein gar nichts zu bewirken imstande sei. „Die von der Genossin Luxemburg u. a. verfochtene Taktik führt zur politischen Abstinenz unserer Partei und damit zur fortdauernden Herrschaft der Reaktion.“

Die Fronten zwischen den durch Engler und Kolb repräsentierten badischen Sozialdemokraten einerseits und Rosa Luxemburg andererseits waren klar gezogen und konnten auch durch die gemeinsamen Aktionen im Februar 1914 nicht durchbrochen werden. Beide Seiten versprachen sich, so unversöhnlich ihre Standpunkte auch waren, von den Protestversammlungen in Baden eigene Erfolge. Insbesondere Engler und seine Freiburger Parteifreunde⁹⁶ brauchten das Redewunder aus Berlin als Motor für die örtliche Partei- und Öffentlichkeitsarbeit, denn nach der Roten Woche standen 1914 in Freiburg sowohl die Gemeinderatswahlen als auch die Ausrichtung des badischen SPD-Landesparteitages auf dem Programm.⁹⁷ Rosa Luxemburg ihrerseits fühlte sich durch den Redeort Freiburg offenbar besonders inspiriert, um durch eine bewußt kompromißlose Kampfansage an die herrschende Ordnung und ihre Nutznießer das in ihren Augen schändliche Tun der badischen Abweichler vor der Mitgliederbasis zu konterkarieren und so vielleicht dazu beizutragen, die badische Parteiführung auf den rechten Pfad der klassenkämpferischen Tugend zurückzuführen.

Verfolgten beide Seiten auf ihre Weise verschiedene Ziele mit der Freiburger Veranstaltung, blieb Rosa Luxemburg doch der Erfolg versagt. Schon lange war es nicht mehr nur die badische SPD, die sich vom radikal-marxistischen Kurs entfernt hatte. Auch der Rest der Sozialdemokratie schwenkte mehr und mehr auf die revisionistische Linie ein. Beredtes Beispiel und zugleich folgenschwerer Kristallisationspunkt des neuen Kurses war die Zustimmung zu den Kriegskrediten durch die sozialdemokratische Reichstagsfraktion am 4. August 1914, drei Tage nach der deutschen Kriegserklärung an Rußland und nicht einmal fünf Monate nach der umjubelten Antimilitarismus-Rede Rosa Luxemburgs in Freiburg. Dort, in Freiburg, zahlte sich hingegen der Auftritt Rosa Luxemburgs, wenn wir ihn im Zusammenhang mit der Roten Agitationswoche betrachten, für die SPD in nicht unwesentlichem Maße aus. Bis zum 20. März hatte die Werbeaktion in der Stadt 245 neue Mitglieder und ca. 250 zusätzliche Abonnenten der „Volkswacht“ eingebracht. In Karlsruhe waren es etwa 500 Mitglieder, 400 in Pforzheim, in Konstanz dagegen nur 126. Auch in Baden-Bühl (150 neue Mitglieder), Donaueschingen (116) und in Kehl-Offenburg (102) hatte die Rote Woche eine mobilisierende Wirkung gehabt. In der Industriestadt Mannheim traten sogar 2800 Interessenten der Partei neu bei, 500 mehr als im gesamten Gebiet von Württemberg. In den etwa 100 deutschen Wahlkreisen, in denen die Rote Woche stattgefunden hatte, verzeichnete die SPD nach eigenen Angaben einen Zulauf von insgesamt 66 300 neuen Mitgliedern und 53 100 neuen Abonnenten für ihre Presseorgane.⁹⁸

Die Rede Rosa Luxemburgs in Freiburg kann auf vielerlei Weise betrachtet, inter-

pretiert und als bedeutsam angesehen werden. Programmatisch war sie ein wichtiger Beitrag zur Kapitalismus-Kritik der Sozialdemokratie, sie markierte das Lindenblatt, wo das politische System verwundbar war, und gab mit dem Massenstreik dem Volk gleichzeitig den todbringenden Speer in die Hand. Innerparteilich war sie ein trojanisches Pferd, mit dem Rosa Luxemburg auf dem Terrain des Gegners Boden gutzumachen versuchte. Der Auftritt Rosa Luxemburgs im Freiburger Stadtgarten hatte jedoch eine weitere, viel persönlichere Wirkung. Er zog eine Liebeserklärung eines Freiburger Bürgers nach sich. Ferdinand Franz Czernn dichtete am 11. März 1914 in der Unterhaltungsbeilage der „Volkswacht“ verzückt:

„Das muß man sagen, ja, das ist ein Weib! —
Wie viele Männer sind ein Nichts dagegen . . .
Wer sieht da noch nach einem Frauenleib,
Wo solche Geisteskräfte kühn sich regen!
Daß Mann und Weib auf gleicher Stufe stehen
In ihres Könnens höchster Meisterschaft,
Voll Energie und hoher Geisteskraft -
An einem Beispiel hab ich das gesehen,
Und wollt ihr wissen nun, wieso, wodurch?
Hier ist das Beispiel: Rosa Luxemburg!!“⁹⁹

Anmerkungen

- ¹ Freiburger Bote. Freies Verkündungsblatt für den Mittel- und Handwerkerstand, für den Bauern und Arbeiterstand, 9. März 1914.
- ² Tagespost, 9. März 1914.
- ³ Freiburger Bote, 9. März 1914.
- ⁴ Freiburger Zeitung. Unabhängige Tageszeitung, 9. März 1914.
- ⁵ Volkswacht. Tageszeitung für das werktätige Volk Oberbadens, 9. März 1914.
- ⁶ Ebd. Das „Freiburger Tagblatt. Amtliches Verkündungsblatt der Stadtgemeinde Freiburg i. Br.“ berichtete am 9. März 1914 am unpolemischsten von der Veranstaltung und stellte seinerseits fest, daß die Freiburger „in solchen Massen wohl noch selten diesen Raum besetzt hatten 4000 Personen werden es wohl gewesen sein.“ Der Korrespondent des „Vorwärts“ kabelte sogar eine Zahl von 4500 Anwesenden an die Berliner Zentralredaktion. Vorwärts, Zentralorgan der sozialdem. Partei Deutschlands, 9. März 1914.
- ⁷ Was die Geschlechterverteilung auf der Freiburger Versammlung angeht, so dürfte sie ähnlich gewesen sein wie auf den anderen Protestveranstaltungen. Aus einem polizeilichen Überwachungsbericht der ersten dieser Zusammenkünfte in Frankfurt geht beispielsweise hervor, daß dort 800 Männer, aber nur etwa 50 Frauen anwesend waren. Deutsches Zentralarchiv. Abt. Merseburg, zitiert nach: Rosa Luxemburg im Kampf gegen den deutschen Militarismus. Prozeßberichte und Materialien aus den Jahren 1913 bis 1915, hg. v. Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED. 1960, S. 114–119, hier S. 114. Im folgenden kurz „Militarismus“.
- ⁸ Der justiziable Satz aus der Anklageschrift war von einem Redakteur der „Frankfurter Warte“ namens Henrici auf der Fechenheimer Versammlung mitstenographiert worden. Henrici selber sagte auf dem Frankfurter Prozeß als Zeuge der Anklage aus. Rosa Luxemburg bestätigte Henricis Aufzeichnungen: „Ich wiederhole, daß ich diese Äußerungen nicht bestreite; aber ich bestreite den Sinn und die Tendenz, die die Anklage in sie hineinlegt.“ Der Prozeßverlauf inclusive der juristischen Hintergründe, der Vernehmung von Angeklagter und Zeugen, der Plädoyers der Verteidiger und des Urteilspruchs sind abgedruckt im „Vorwärts“ vom 21. Februar 1914. Vgl. auch: Militarismus (wie Anm. 7) S. 62–80.

- ⁹ Vorwärts, 21. Februar 1914.
- ¹⁰ Eine Initiative Frankfurter Richter hat jenen Raum, „wo man damals über Rosa Luxemburg das Urteil sprach“, inzwischen ausfindig gemacht. Er liegt im heutigen Grundbuchamt der Stadt. Vgl. Frankfurter Rundschau, 18. März 1991.
- ¹¹ Vorwärts, 21. Februar 1914. Vgl. dort auch den Kommentar zu diesem „juristischen Unikum und [...] politischen Tendenzurteil“.
- ¹² Die Ausführungen Hoffmanns finden sich in der Berliner Tageszeitung „Die Post“ vom 21. Februar 1914. Die Anklagerede ist ebenfalls abgedruckt im „Vorwärts“ vom 24. Februar 1914.
- ¹³ „Vorwärts“, 23. Februar 1914. Die Rede Luxemburgs auf der Frankfurter Protestversammlung findet sich wörtlich nachgedruckt in: Rosa Luxemburg, Gesammelte Werke, 5 Bde. (Bd. 1 in zwei Halbbänden), hg. v. Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED. 1970–1975, hier Bd. 3. ²1978, S. 407–409. Die Sammlung im folgenden abgekürzt GW.
- ¹⁴ Protestversammlungen unter Anwesenheit Rosa Luxemburgs lassen sich nachweisen für Frankfurt (drei Versammlungen am 22. 2. 1914), Stuttgart (27. 2.), Berlin Steglitz (1. 3.), Lichtenberg (2. 3.), Berlin-Stadt (5. 3.), Freiburg (7. 3.), Karlsruhe (8. 3.), Pforzheim (8. 3.), Berlin-Neukölln (17. 3.) und nochmals Berlin (14. 5.), ohne Anwesenheit Luxemburgs u. a. in Braunschweig (23. 2.) und Königsberg (1. 3.).
- ¹⁵ Volkswacht, 2. März 1914.
- ¹⁶ Volkswacht, 4. März 1914, S. 6.
- ¹⁷ Ebd. S. 8. Zur Zusammensetzung der sozialdemokratischen Anhängerschaft und deren Entwicklung in Baden vgl. generell J. SCHADT (Hg.), Im Dienst an der Republik. Die Tätigkeitsberichte des Landesvorstands der Sozialdemokratischen Partei Badens 1914–1932. 1977, S. 35 f. (Einleitung).
- ¹⁸ Volkswacht, 4. März 1914, S. 8.
- ¹⁹ Freiburger Bote, 10. März 1914.
- ²⁰ Freiburger Bote, 5. März 1914. Der badische Kultusminister hob das Redeverbot für den jesuitischen Professor kurze Zeit später auf. Vgl. Tagespost, 9. März 1914.
- ²¹ Deutsches Zentralarchiv, Abt. Merseburg, zitiert nach: Militarismus (wie Anm. 7) S. 60 f.
- ²² Vorwärts, 23. Februar 1914.
- ²³ Vorwärts, 22. Juni 1914. (Leider ohne Quellenangabe.) Das GLA verfügt über keine Unterlagen zum Auftritt Luxemburgs in Freiburg; schriftliche Auskunft vom 8. Mai 1991.
- ²⁴ Vorwärts, 22. Juni 1914.
- ²⁵ Ebd.
- ²⁶ Vorwärts, 1. März 1914.
- ²⁷ Ebd.
- ²⁸ Volkswacht, 4. März 1914, S. 6.
- ²⁹ J. SCHADT/W. SCHMIERER (Hgg.), Die SPD in Baden-Württemberg und ihre Geschichte. 1979, S. 357 (Anhang).
- ³⁰ SCHADT (wie Anm. 17) S. 222 (Anhang).
- ³¹ Ebd. S. 224.
- ³² SCHADT/SCHMIERER (wie Anm. 29) S. 316 f.
- ³³ Volkswacht, 4. März 1914, S. 6.
- ³⁴ Vorwärts, 28. Februar 1914.
- ³⁵ Die Freiburger Rede Luxemburgs erschien am 9. März 1914 als Mitschrift unter dem Titel „Dr. Rosa Luxemburg in Freiburg“ auf S. 1f. der „Volkswacht“. Hierauf beziehen sich alle ihre nicht weiter ausgewiesenen Zitate im Text. Zu der von Rosa Luxemburg hier angesprochenen Schadenfreude der gemäßigten Presse vgl. den Überblick im „Vorwärts“, 22. Februar 1914. Zum Schlagabtausch im Reichstag zwischen Graf Westarp und Noske zum Frankfurter Urteil vgl. auch Vorwärts, 24. Februar 1914.
- ³⁶ Freiburger Bote, 9. März 1914. Vgl. ähnlich abschwächend Tagespost und Freiburger Zeitung vom 9. März 1914.
- ³⁷ Tagespost, 9. März 1914.
- ³⁸ Freiburger Zeitung, 9. März 1914.
- ³⁹ Paul Frölich, ihr erster Biograph, erinnert sich: „Rosa Luxemburg war eine hinreißende Rednerin [...]. Sie sprach stets frei.“ P. FRÖLICH, Rosa Luxemburg. Gedanke und Tat. 2. unv. Aufl. 1990, S. 251.

- ⁴⁰ Daß es sich bei dem Bericht um ein stenographisches Protokoll handelte, erklärt die „Volkswacht“ explizit erst in ihrer Ausgabe vom 15. Mai 1914; vgl. Anm. 72.
- ⁴¹ Es ist unwahrscheinlich, daß Luxemburg den „Volkswacht“-Artikel noch vor der Drucklegung zu Gesicht bekommen hat, da sie bereits am nächsten Tag (einem Sonntag) auf zwei weiteren Veranstaltungen in Karlsruhe und Pforzheim sprach. Vgl. Vorwärts, 9. März 1914.
- ⁴² Zumeist wird der Freiburger Beitrag nur im Zusammenhang mit der daraus folgenden erneuten Anklage Luxemburgs (vgl. S. 167 ff der vorliegenden Arbeit) erwähnt, so bei FRÖLICH (wie Anm. 39) S. 215. Lediglich Peter Nettel erwähnt die Freiburger Rede in inhaltlichem Zusammenhang mit der Militarismus Kritik Luxemburgs. P. NETTL, Rosa Luxemburg. 1966, S. 196 u. S. 366 f. Von regionalgeschichtlicher Seite aus blieb es dem Journalismus vorbehalten, das Freiburger Erbe Luxemburgs aus dem Archiv ans Tageslicht zu bringen. Vgl. MARIE-LUISE BOTT, „Der Tag ist nah, der uns gehört“. Zwei Prozesse, 1989 und 1914, und eine Rede: Rosa Luxemburgs Auftritt in Freiburg im März 1914, in: Badische Zeitung 5./6. Mai 1990.
- ⁴³ ROSA LUXEMBURG, Miliz und Militarismus (Anhang zur Schrift Sozialreform und Revolution, 1899), in: GW Bd. 1. 1970, S. 446–465, hier S. 456.
- ⁴⁴ Luxemburg zitiert der Argumentationsabsicht wegen falsch. Staatsanwalt Hoffmann hatte nach Mitschrift der „Post“, auf die sich auch Rosa Luxemburg ausdrücklich bezieht, wörtlich gesagt: „Was die Angeklagte getan hat, ist ein Attentat auf den Lebensnerv unseres Staates“. Er bezog sich damit auf die Anklagepunkte Aufruf zu „Massenstreik“, „Revolution“, „Bürgerkrieg“, „Offiziersmord“, „Meuterei vor dem Feind“ etc. Vgl. Die Post, 21. Februar 1914.
- ⁴⁵ ROSA LUXEMBURG, Die Akkumulation des Kapitals. Ein Beitrag zur ökonomischen Erklärung des Imperialismus (1913), in: GW Bd. 5. 1975, S. 9–411, hier S. 391.
- ⁴⁶ NETTL (wie Anm. 42) S. 197–200.
- ⁴⁷ ROSA LUXEMBURG, Miliz u. Militarismus (wie Anm. 43) S. 456.
- ⁴⁸ Ebd. S. 451, auch für das folgende. Vgl. auch: ROSA LUXEMBURG, Dem Weltkrieg entgegen, in: GW Bd. 3. 1978, S. 58–65.
- ⁴⁹ ROSA LUXEMBURG, Über Militarismus und Arbeiterklasse (1914), in: GW Bd. 3. 1978, S. 443–445, hier S. 444.
- ⁵⁰ Vgl. genauer ROSA LUXEMBURG, Die andere Seite der Medaille (1914), in: GW Bd. 3. 1978, S. 426–429, hier S. 427 f.
- ⁵¹ ROSA LUXEMBURG, Miliz u. Militarismus (wie Anm. 43) S. 452.
- ⁵² Vgl. hierzu und zu dem folgenden: E. BERNSTEIN, Die Voraussetzung des Sozialismus und die Aufgaben der Sozialdemokratie. 1899. ROSA LUXEMBURG, Sozialreform oder Revolution? (1900, verändert 1908), in: O. FLECHTHEIM (Hg.), Rosa Luxemburg. Politische Schriften. 1987, S. 47–133.
- ⁵³ Vgl. zur Position Kautskys in dieser Frage: O. BRUNNER u. a. (Hgg.), Geschichtliche Grundbegriffe Bd. 4. 1978, S. 37 f.
- ⁵⁴ K. LIEBKNECHT, Militarismus und Antimilitarismus unter besonderer Berücksichtigung der internationalen Jugendbewegung, in: Ders., Gesammelte Reden und Schriften Bd. 1. 1958, S. 419, zitiert nach: BRUNNER (wie Anm. 53) S. 38.
- ⁵⁵ ROSA LUXEMBURG, Imperialismus (1914), in: GW Bd. 3. 1978, S. 450–452, hier S. 450.
- ⁵⁶ „Verteidigungsrede der Genossin Dr. Rosa Luxemburg“ (auf dem Prozeß von Frankfurt), Vorwärts, 22. Februar 1914.
- ⁵⁷ Ebd.
- ⁵⁸ ROSA LUXEMBURG, Dem Weltkrieg entgegen (wie Anm. 48) S. 65.
- ⁵⁹ Zum folgenden vgl. insbesondere ROSA LUXEMBURG, Massenstreik, Partei und Gewerkschaften (1906), in: FLECHTHEIM (wie Anm. 52) S. 135–228.
- ⁶⁰ Vorwärts, 22. Februar 1914.
- ⁶¹ Ebd.
- ⁶² ROSA LUXEMBURG, Dem Weltkrieg entgegen (wie Anm. 48) S. 63.
- ⁶³ Vorwärts, 22. Februar 1914.
- ⁶⁴ Vgl. NETTL (wie Anm. 42) S. 368.
- ⁶⁵ Archiv des Instituts für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED, Berlin, zitiert nach: Militarismus (wie Anm. 7) S. 135 f.
- ⁶⁶ Ebd.
- ⁶⁷ Hamburger Echo, 27. Februar 1914, zitiert nach: Militarismus (wie Anm. 7) S. 227–234, hier S. 231.

- ⁶⁸ Vorwärts, 30. Juni 1914. Eine größere Zahl weiterer Quellen zum Berliner Prozeß in: Militarismus (wie Anm. 7) S. 157–206.
- ⁶⁹ Die „Volkswacht“ hatte noch am 15. Mai 1914 gemeldet, daß „die Redewendung: In der deutschen Armee stehen die Soldatenmißhandlungen auf der Tagesordnung, in unserem Bericht nicht verzeichnet ist. Der Kriegsminister kann sich bei der Anklage nur stützen auf das Stenogramm oder den Bericht des Bezirksamts Freiburg“. Die Zeitung irrte auch, als sie meldete, „der Prozeß wird voraussichtlich in Freiburg verhandelt“.
- ⁷⁰ Vorwärts, 30. Juni 1914. Diese nur „allgemeine“ Bestätigung ist ein weiteres Zeichen dafür, daß Luxemburg den Bericht in der „Volkswacht“ nicht gegengelesen hat. Vgl. Anm. 41.
- ⁷¹ SIBYLLE QUACK, Geistig frei und niemandes Knecht. Paul Levi — Rosa Luxemburg. Politische Arbeit und persönliche Beziehung. Mit 50 unveröffentlichten Briefen. 1983, S. 204. Vgl. zum Berliner Prozeß auch die Briefe Nr. 17–23, S. 205–209.
- ⁷² „Neuer Rosa-Luxemburg-Prozeß. Anklage wegen der Freiburger Versammlung“, Volkswacht, 15. Mai 1914. Hier hieß es u. a. man hielte es für geraten, „daß sämtliche Parteigenossen, die gedient und dabei jemals eine Beleidigung oder Mißhandlung erlitten haben, sich der Genossin Luxemburg als Zeugen zur Verfügung stellen. [...] Das kann ein netter Reinfall für den Militarismus werden.“
- ⁷³ Vgl. etwa Vorwärts, 25. Juni 1914.
- ⁷⁴ Vgl. zum zweiten Verhandlungstag Hamburger Echo, 2. Juni 1914, abgedruckt bei: Militarismus (wie Anm. 7) S. 162–173.
- ⁷⁵ Rosa Luxemburg und ihre Anwälte protestierten vehement gegen die Vertagung. Sie wollten die Frage um die Mißhandlungen bis zum Ende öffentlich, d. h. weiterhin vor einem zivilen Gericht, ausfechten. „Denn wenn diese Fälle vor das Kriegsgericht kommen, so wird das Beweisthema verschleiert.“ Vorwärts, 4. Juli 1914.
- ⁷⁶ Ebd.
- ⁷⁷ So etwa die „Vossische Zeitung“; vgl. zu weiteren Reaktionen der bürgerlichen und konservativen Presse: Vorwärts, 5. Juli 1914.
- ⁷⁸ Der Wahre Jakob, 25. Juli 1914, zitiert nach: Militarismus (wie Anm. 7) S. 200 f.
- ⁷⁹ Leipziger Volkszeitung, 23. Oktober 1914, zitiert bei: Militarismus (wie Anm. 7) S. 209 f.
- ⁸⁰ Vorwärts, 20. Februar 1915.
- ⁸¹ Dies zumindest legt Karl Liebknecht in seiner Stellungnahme zur Verhaftung Rosa Luxemburgs vor dem preußischen Abgeordnetenhaus am 9. März 1915 nahe. Zitiert nach: Militarismus (wie Anm. 7) S. 211–216, hier S. 213.
- ⁸² Das Faksimile einer der vielen Verurteilungen Luxemburgs zu einer „Sicherheitshaft“ vom 25. Januar 1917 ist abgedruckt bei H. HIRSCH, Rosa Luxemburg mit Selbstzeugnissen und Bilddokumenten. 1988, S. 89. Vgl. zur Gefängniszeit insgesamt ebd. S. 87–101.
- ⁸³ Vgl. J. SCHADT, Die Sozialdemokratische Partei in Baden. Von den Anfängen bis zur Jahrhundertwende. 1971, S. 187–192.
- ⁸⁴ Vgl. hierzu: H.-J. FRANZEN, Die SPD in Baden 1900–1914, in: SCHADT/SCHMIERER (wie Anm. 29) S. 88–106, hier S. 89 ff.
- ⁸⁵ Vgl. FRANZEN (wie Anm. 84) S. 97 f.
- ⁸⁶ Ebd. S. 99.
- ⁸⁷ ROSA LUXEMBURG, Der Parteitag und die Budgetbewilligung (1901), in: GW Bd. 1, 2. Halbband. 1970, S. 119–129, hier S. 127. Vgl. auch: Dies., Die badische Budgetabstimmung, in: ebd. S. 77–85.
- ⁸⁸ ROSA LUXEMBURG, Parteitag der Sozialdemokratie 1908 in Nürnberg, in: GW Bd. 2. 1972, S. 254–263, hier S. 260 f.
- ⁸⁹ Engler war von 1911–1921 Stadtrat in Freiburg, danach bis 1928 Mitglied des Landtages. 1911 war er Mitbegründer der Freiburger „Volkswacht“. Zu weiteren Lebensdaten vgl. SCHADT (wie Anm. 17) S. 47 Anm. 112.
- ⁹⁰ Volksfreund. Tageszeitung für das werktätige Volk Badens, 29. August 1908.
- ⁹¹ Volkswacht, 9. März 1914.
- ⁹² W. ENGLER, Freiburg, Baden und das Reich, hg. v. W. HUG. 1991, S. 23.
- ⁹³ Volkswacht, 9. März 1914. Vgl. auch Vorwärts, 9. März 1914.
- ⁹⁴ ROSA LUXEMBURG, Parteitag der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands vom 18. bis 24. September 1910 in Magdeburg, in: GW Bd. 2. 1972, S. 451–462, hier S. 452. Vgl. auch: Dies., Die badische Budgetabstimmung, in: ebd. S. 427–436.

- ⁹⁵ Volksfreund, 3. Juni 1911. Ebenso die folgenden Zitate. Vgl. allgemein FRANZEN (wie Anm. 84) S. 99–101.
- ⁹⁶ Auf der Freiburger Versammlung traten neben Engler sein Kollege im Stadtrat Robert Grumbach, der die Veranstaltung leitete und das Gruß- und Schlußwort sprach, und der junge Schriftsteller Ludwig Hammerschlag in Erscheinung. Hammerschlag propagierte in seinem Redebeitrag einen „ethischen Sozialismus“, der von der intellektuellen Oberschicht angeführt werden sollte. Luxemburg zerpfückte Hammerschlags Utopien in der Luft: „Die Logik der ethischen Sozialisten hat ein Loch, weil diese keine Klasse hinter sich haben. [. . .] Das ist ja das Große an der sozialistischen Bewegung, daß sie keine Führer braucht, die außerhalb ihrer Klasse stehen. [. . .] Wir wollen eine Bewegung der Mehrheit, in der die Massen das handelnde Element sind.“ Aus den vorliegenden Quellen ist nicht ersichtlich, ob der Student Hammerschlag identisch mit dem späteren Chefredakteur der „Volkswacht“ Lutz Hammerschlag ist. Vgl. SCHADT/SCHMIERER (wie Anm. 29) S. 357 (Anhang).
- ⁹⁷ Vgl. ENGLER (wie Anm. 92) S. 23.
- ⁹⁸ Alle Zahlen zitiert nach Vorwärts, 20. März 1914. Vgl. eine frühere Zahl für Freiburg in der „Volkswacht“ vom 11. März 1914: 100 Mitglieder, 85 Abonnenten.
- ⁹⁹ Volkswacht, 11. März 1914.

Zwangsarbeiter während des Zweiten Weltkriegs in Baden

Von
BERND BOLL

Eine Momentaufnahme vom September 1940, Schauplatz ist die Ortenau: In Offen- burg sind kriegsgefangene Franzosen eingetroffen, ein Soldat der Wehrmacht hat den Befehl, mit zwanzig von ihnen nach Zell-Weierbach zu marschieren. Er soll sie dort bei einem Betrieb abliefern, der Kriegsgefangene angefordert hat. Am Morgen des 9. September setzt sich das Kommando in Marsch. Angekommen, stellt sich jedoch heraus, daß die Fabrik nicht alle Franzosen beschäftigen kann. Schließlich wählt die Firmenleitung unter den Gefangenen zehn für sich aus. Die Männer sind hungrig, seit gestern haben sie nichts gegessen. Deshalb beschließt der Kommandoführer, mit dem Rest seiner Gruppe im Gasthaus „Sonne“ ein Mittagessen einzunehmen. Anschließend treten sie den Rückmarsch nach Offenburg an, wo sie um drei Uhr nachmittags eintreffen.¹

Hier hat man für sie Verwendung. Schon seit Wochen hat die Stadtverwaltung ver- sucht, sich von der Wehrmacht Kriegsgefangene zur Bearbeitung des städtischen Gar- tens zuweisen zu lassen. Dort werden seit dem Frühjahr keine Blumen mehr ange- pflanzt, man hat zur Verbesserung der Ernährungslage auf Gemüseanbau umgestellt. Außerdem sind mehrere Gärtner zur Wehrmacht eingezogen worden, für die drin- gend Ersatz gesucht wird.²

Da kommen die Franzosen gerade rechtzeitig. Sie sind schnell verteilt: zwei von ihnen erhält die Krankenhausgärtnerei, drei die Stadtgärtnerei und fünf das Stadtbau- amt für landwirtschaftliche Arbeiten. Ein Quartier ist vorhanden, denn im Juli hat die Stadt eine ehemalige Badeanstalt als Lager für Kriegsgefangene eingerichtet, ebenfalls Franzosen, die bei Offenburger Gärtnern und Bauern arbeiten.³ — Eine Szene, wie sie sich in diesen Tagen überall in Baden abspielen konnte. Die Gefange- nen aus dem Krieg gegen Frankreich wurden zu Hunderttausenden zur Zwangsarbeit nach Deutschland geschafft, wie ein halbes Jahr zuvor die polnischen Kriegsgefange- nen. Sie hatte die Wehrmacht gleich nach dem Sieg über Polen ins Reich gebracht, eben noch rechtzeitig zur Kartoffelernte. „*In unserer Filiale Siensbach*“, schrieb der katholische Pfarrer von Waldkirch Ende November 1939 an Erzbischof Groeber in Freiburg, „*sind seit einer Woche 20 polnische Gefangene untergebracht. Die Unter- kunft finden sie in einem größeren Saal des dortigen Rathauses. Werktags müssen sie arbeiten bei den Bauern von morgens 8 bis abends 5 Uhr, mit 1 Stunde Mittagspause. Sie erhalten beim Bauern Frühstück, Mittagessen und Abendessen.*“⁴ Wie in Offen- burg und Waldkirch arbeiteten in vielen badischen Gemeinden Kriegsgefangene: in der Landwirtschaft, bei Gärtnereien und im Straßenbau.

Bestandsaufnahme

Vom Bauernhof in Biederbach bis zum Rüstungskonzern in Mannheim, vom Einzelhandelsgeschäft in Brombach bis zum Reichsbahnausbesserungswerk in Offenburg, überall werden Ausländer beschäftigt. Im Kreis Villingen leben Mitte 1941 in 32 von 37 Gemeinden zwei oder mehr Polen.⁵ An der Erweiterung des Schluchseewerks bauen Arbeiter aus 11 Nationen.⁶ Von der Gesamtbelegschaft des Daimler-Benz-Konzerns ist 1944 jeder zweite Arbeiter ein Ausländer.⁷ Kaum eine Gemeinde, in der Kriegsgefangene und Zivilarbeiter nicht zum alltäglichen Erscheinungsbild gehören.

Zum Beispiel im südbadischen Dreiländereck. Den Muschelkalk im Steinbruch der Solvaywerke in Wyhlen bauen französische Kriegsgefangene ab.⁸ In den Lörracher Fabriken und auf den Bauernhöfen des Markgräflerlandes arbeiten Kriegsgefangene und Zivilarbeiter aus Polen, aus der Sowjetunion und aus Frankreich.⁹

Zum Beispiel im Breisgau. In Freiburg hausen gegen Ende des Krieges in der Hindenburgschule, dem heutigen Goethegymnasium, 180 französische Kriegsgefangene, um die Schäden der Luft- und Artillerieangriffe zu beheben. In seinem Forsthaus in der Kartäuserstraße hat das Städtische Forstamt 175 Menschen aus verschiedenen Ländern einquartiert. Alle größeren Firmen lassen Ausländer für sich arbeiten, die sie in eigenen Lagern unterbringen: die Maschinenfabrik und Eisengießerei Raimann,



Abb. 1 Französische Kriegsgefangene des Kriegsgefangenen Dachdecker Bataillons V, das im Dezember 1944 von Bietigheim nach Freiburg verlegt wurde, um die Schäden des Luftangriffs vom 27. November 1944 am Münster und anderen Gebäuden zu beheben.

(Foto: Stadtarchiv Freiburg)



Abb. 2 Steinbach (Kinzigtal): Lager für französische Kriegsgefangene, die im dortigen Steinbruch arbeiteten. (Foto: Peter Fischer, Freiburg)

die Chemische Fabrik Spohn und Knoell, die Büro-Einrichtungsfabrik Fortschritt. Bei der Rhodiaseta arbeiten 340 Ausländer, die Hälfte von ihnen Russen. Und in der Habsburgerstraße, damals Adolf-Hitler-Straße, haben mehrere Firmen ein Gemeinschaftslager für russische Arbeiter eingerichtet.¹⁰ Alles in allem waren es 4461 Ausländer, die während des Krieges in Freiburg arbeiteten, die Hälfte von ihnen Sowjetrussen.¹¹ Ganz ähnlich ist die Lage in der Umgebung, etwa in Waldkirch, wo rund 500 Arbeiter aus der Sowjetunion, Polen, Italien, Frankreich, der Tschechoslowakei, Ungarn und anderen Ländern in der Landwirtschaft und bei Rüstungsbetrieben wie Blessing, der Kollnauer Spinn- und Weberei und weiteren Firmen beschäftigt sind.¹²

Zum Beispiel in der Ortenau. Im Kreis Offenburg werden Ende 1942 mehr als vier-einhalbtausend Zivilarbeiter und mindestens 1500 Kriegsgefangene gezählt.¹³ Fast jede Gemeinde des Landkreises verfügt über Kriegsgefangenenlager, und in der Stadt selbst bestehen 1943 ein Lager für 300 Arbeiter aus den westlichen Staaten, ein Lager für 600 Russen sowie weitere Lager für rund 300 französische Kriegsgefangene und italienische Zivilarbeiter. Nutznießer der Zwangsarbeit sind hier in erster Linie die Reichsbahn, Rüstungsbetriebe wie Stahlbau Müller, Meiko, Martin und die Spinn- und Weberei, aber auch rund 60 Handwerksbetriebe und Einzelhandelsgeschäfte.¹⁴

Zum Beispiel in Nordbaden. In Gaggenau wird die Wirtschaft von Daimler-Benz beherrscht, hier ist 1942 jeder vierte, 1944 schon jeder zweite Arbeiter ein Ausländer. Zusammen sind es 1944 mehr als 1700, darunter über 500 Kriegsgefangene.¹⁵ 2800

Ausländer arbeiten Ende 1942 in den Rüstungsbetrieben von Karlsruhe.¹⁶ Mannheim hat im Sommer 1944 noch 150 000 Einwohner, zur selben Zeit steigt die Zahl der Zwangsarbeiter auf 20 000.¹⁷ Im dortigen Daimler-Benz-Werk besteht die Belegschaft zu diesem Zeitpunkt bereits zu einem Drittel aus Ausländern, unter den Arbeitern liegt ihr Anteil bei 70 Prozent.¹⁸ Je länger der Krieg dauerte, desto mehr war die badische Wirtschaft auf Ausländer angewiesen.

Mitte 1941 waren in Baden 20 000 ausländische Zivilarbeiter gemeldet, mehr als die Hälfte von ihnen Polen.¹⁹ Aber bereits im November 1942 hatte sich ihre Zahl auf 66 000 erhöht.²⁰ Jeder zehnte Arbeitsplatz in Baden war mit einem ausländischen Zivilarbeiter besetzt. Rechnet man die dreißigtausend Kriegsgefangenen hinzu, überwiegend aus Frankreich und der Sowjetunion, so ging die Gesamtzahl der ausländischen Zwangsarbeiter gegen 100 000, das sind etwa 16 bis 17 Prozent aller Beschäftigten.²¹ Und die Tendenz war weiterhin ansteigend.

Hintergründe

Was in der Planungsphase des Zweiten Weltkriegs zunächst als Notlösung für die dringendsten Engpässe auf dem deutschen Arbeitsmarkt konzipiert war, wurde schließlich unter dem Begriff *Ausländer-Einsatz* zu einem bestimmenden Merkmal der deutschen Kriegswirtschaft. Ohne Ausländer hätte die Landwirtschaft schon 1940 die Ernährung nicht mehr sicherstellen können, und auch die Rüstungsindustrie wäre seit 1941 nicht mehr in der Lage gewesen, die Wehrmacht ausreichend mit Kriegsgeräten und Munition zu beliefern.²² Denn Arbeitskräfte waren in Deutschland schon vor dem Krieg Mangelware: die forcierte Aufrüstung seit 1936 hatte den Arbeitsmarkt leergefegt und einen Engpaß an Arbeitern, vor allem an Metallfacharbeitern, entstehen lassen. Bei Kriegsbeginn waren die Arbeitskräftereserven ausgeschöpft.

Die Nachfrage der Wirtschaft nach Arbeitern und der Heißhunger der Wehrmacht nach Soldaten standen während des Zweiten Weltkriegs ständig in Konflikt, besonders, nachdem die Wehrmacht den Feldzug gegen die Sowjetunion begonnen hatte. Ihre Verluste waren jetzt so hoch, daß sie ständig neue Jahrgänge einziehen mußte, die als Arbeiter für die Rüstungsproduktion und die Sicherung der Ernährung dringend benötigt wurden.

Auf weibliche Arbeitskräfte konnte das nationalsozialistische Regime nicht uneingeschränkt zurückgreifen — eine allgemeine Arbeitspflicht für die deutschen Frauen verbot sich aus einer Reihe von Gründen. Zum einen aus ideologischen, weil Frauen in den Augen der nationalsozialistischen Ideologen an den Herd und ins Kindbett und nicht an die Werkbank gehörten. Andererseits aus wirtschaftspolitischen, denn bei einer Ausweitung der Frauenarbeit hätte sich das niedrige Lohnniveau für Arbeiterinnen während der Rüstungskonjunktur der Vorkriegsjahre nicht halten lassen, und eine Angleichung an die Löhne der Männer war weder aus wirtschaftlichen noch aus ideologischen Gründen opportun. Im Reichsdurchschnitt war während des Krieges nur jeder vierte Beschäftigte eine Frau, ein Anteil, der sich trotz aller Mobilisierungskampagnen seit 1943 nicht wesentlich änderte.

Nach Kriegsbeginn kam ein weiterer Grund hinzu. Die latente Unzufriedenheit in der Bevölkerung sollte, aus Angst vor einem zweiten November 1918, nicht unnötig ge-

schürt werden. Deshalb erhielten Frauen, deren Männer zur Wehrmacht eingezogen waren, relativ großzügig bemessene Unterhaltszahlungen, die nur unwesentlich geringer waren als der Lohn, den sie zu erwarten hatten, wenn sie eine Arbeit aufnahmen. Wollte das Regime seinen Eroberungskrieg zu diesem Zeitpunkt überhaupt führen, so blieb ihm nur das Ausschöpfen der Arbeitskräftereservoirs der überfallenen und besiegten Länder, was in der Durchführung hinauslief auf Zwangsarbeit für die Kriegsgefangenen der gegnerischen Armeen und die Zivilisten der besetzten Staaten — und eine langsame *Vernichtung durch Arbeit* für alle diejenigen Insassen der Konzentrationslager, die trotz der brutalen Haftbedingungen noch arbeitsfähig waren.²³

Die Entwicklung der Ausländerbeschäftigung 1939 bis 1943

Das Vorgehen in Polen war der Testlauf für die Verschleppung der Menschen aus den anderen besetzten Ländern in den folgenden Jahren. In kurzer Zeit baute die Wehrmacht einen Apparat auf, der die Verteilung von Kriegsgefangenen organisierte. In großen Sammellagern hinter der Front wurden die Gefangenen interniert und in die Stammlager im Reich transportiert. Dort wurden sie einem Betrieb zugewiesen und anschließend am Ort in kleinere Lager gelegt. In Baden gab es zwei große Stammlager, eines in Villingen, und das andere zunächst in Baden-Baden und von März 1942 an in Offenburg. Von den 20 000 bis 30 000 Gefangenen, die in diesen Stammlagern oder Stalags, wie sie im Wehrmachtsjargon hießen, registriert waren, lebten nur rund 1000 im Lager selbst. Die meisten wurden, nach Nationen getrennt, in kleinen Außenlagern für 10 bis 70 Mann in der Nähe ihres Arbeitsplatzes einquartiert. Dem Offenburgener Stalag V C unterstanden gut 500 solcher Außenlager in Baden.²⁴

Nun beschränkte sich das Zwangsarbeiterprogramm des NS-Regimes nicht auf Kriegsgefangene. Noch während die Wehrmacht in Polen vorrückte, erfaßten mobile deutsche Arbeitsämter in deren Troß die polnische Zivilbevölkerung. Sie versprachen gute Löhne und Sozialleistungen und den zahlreichen Arbeitslosen eine großzügige Unterstützung. Aber wer sich bei den Arbeitsämtern der Besatzungsmacht registrieren ließ, merkte bald, daß damit sein Einverständnis verbunden war, sich nach Deutschland deportieren zu lassen. Immer weniger Polen waren unter diesen Umständen bereit, sich freiwillig zu melden, und wer keine Arbeit hatte, verzichtete lieber auf die Unterstützung — die ohnehin bald unter das Existenzminimum gesenkt worden war —, als sich bei den deutschen Behörden zu melden. Deshalb gingen die Besatzer dazu über, ganze Viertel, Straßen und Plätze abzuriegeln, alle Passanten zu verhaften, zu selektieren und die Geeigneten nach Deutschland zu verschleppen.²⁵

Auch für die Verschleppung der Zivilbevölkerung gab Polen das Muster ab für das Vorgehen in den später besetzten Ländern. Mit ähnlichen Methoden gingen die deutschen Besatzer seit Ende 1941 auch gegen die Zivilbevölkerung in der Sowjetunion vor. Seit Anfang 1942 rollten die Güterzüge aus der Sowjetunion ins Reich, überfüllt mit Menschen, die einem ungewissen Schicksal im Land des Feindes entgegensahen.²⁶

Die Zustände in diesen Deportationszügen illustriert ein Eintrag im Kriegstagebuch des Rüstungskommandos Freiburg vom August 1942: „*Hinsichtlich Qualität haben die Firmen in St. Georgen nur ein Menschenmaterial erhalten, das, soweit es nicht*

wegen körperlicher Gebrechen, Krätze, Tuberkulose oder wegen Ansteckungsgefahr für die deutschen G.[efolgschafts] A.[ngehörigen] wieder sofort zurückgeführt werden mußte, sich zum Anlernen für fein- und feinstmechanische Fertigung trotz erdenklicher Mühe seitens der Betriebsleitungen durchaus nicht eignet.“²⁷ Eine Augenzeugin beschrieb die Ankunft eines Menschentransports aus der Sowjetunion auf dem Freiburger Hauptbahnhof: „Ich wollte mich am Hauptbahnhof nach der Ankunft eines Zuges erkundigen, als ich in der Halle eine Gruppe von ca. 60 Frauen jeden Alters mit Kindern und Säuglingen, zusammengedrängt von Soldaten mit Gewehren bewacht, stehen sah. Mehrere saßen oder lagen auf dem Boden. Die Menschen machten einen stumpfsinnigen, uninteressierten, erschöpften Eindruck, waren total verdreckt und ungepflegt, und viele hatten nur Lumpen um die Füße gewickelt. Soweit man die Haare sehen konnte, die meisten trugen Kopftücher, waren sie ungekämmt und verfilzt. Von der Gruppe ging ein unbeschreiblicher Gestank aus, so daß die ganze Wahrnehmung einen abstoßenden, ekligen Eindruck erweckte, was auch bei jedem Beobachter festzustellen war. Und genau dies wurde damit auch bezweckt!“²⁸

Noch unmenschlicher als die Behandlung der Zivilbevölkerung war die der Kriegsgefangenen aus der Sowjetunion. Bis Ende 1941 gerieten mehr als 3 Millionen Soldaten der Roten Armee in deutsche Kriegsgefangenschaft, fast zwei Drittel von ihnen verhungerten, erfroren oder kamen durch Seuchen ums Leben. Die übrigen litten in einem solchen Maß an Unterernährung und Krankheiten, daß die meisten von ihnen nach der Ankunft in Deutschland bei Bauern untergebracht wurden, die sie, wie man sagte: „aufpäppeln“ — mit anderen Worten: für die Arbeit in der Industrie einsatzfähig machen — sollten.²⁹ Im Januar 1942 trafen 150 russische Kriegsgefangene für die Sägerei Himmelsbach in Freiburg, das Aluminiumwalzwerk Wutöschingen und andere Firmen ein. Zwei von ihnen starben kurz nach der Ankunft, alle anderen mußten, nachdem sie wenige Tage gearbeitet hatten, ins Lazarett gebracht werden, da eine Fleckfieberepidemie ausgebrochen war.³⁰

Die Verschleppung von Arbeitssklaven wurde immer perfekter organisiert. Unter der Leitung des Generalbevollmächtigten für den Arbeitseinsatz, Fritz Sauckel, war seit 1942 mit der *Geschäftsgruppe Arbeitseinsatz* ein gigantischer Apparat zur Ausbeutung von Arbeitskräften in Deutschland und in den besetzten Gebieten entstanden. Firmen, die Arbeiter benötigten, meldeten ihren Bedarf den Arbeitsämtern, die die eingehenden Anträge sammelten und an die Reichsanstalt für Arbeit in Berlin weiterleiteten. Diese stellte minuziöse Statistiken zusammen, nach denen Sauckels Organisation Aushebungspläne aufstellte, die Wehrmacht, Gestapo, SS und SD in enger Zusammenarbeit ausführten.³¹ Nach ihrer Ankunft in Deutschland wurden die Zwangsverpflichteten in Lager gesteckt, in denen alsbald Vertreter des Arbeitsamts erschienen und sich die Arbeiter für die Rüstungsindustrie und die anderen kriegswichtigen Wirtschaftszweige wie die Bahn und die Landwirtschaft herausuchten.

1943 erreichten die Deportationen ihren Höhepunkt. Nach der Kapitulation der 6. Armee in Stalingrad eroberte die Rote Armee die besetzten Gebiete der Sowjetunion Schritt für Schritt zurück. Damit wurde das Reservoir an russischen Arbeitern für die deutsche Wirtschaft immer kleiner. Andererseits nahm ihr Bedarf an Rüstungsarbeitern aber ständig zu, weil sie zum einen die Rüstungsproduktion steigerte und zum andern die Wehrmacht zum Ausgleich ihrer enormen Verluste ständig neue Jahr-



Abb. 3 Lörrach, Oktober 1942: Russische Kriegsgefangene auf dem Marsch vom Bahnhof in das



Abb. 4 Lager in der Schwarzwaldstraße auf dem Gelände der Tankstelle Olex.
(Fotos: Stadtarchiv Lörrach)

gänge, vor allem unersetzliche Facharbeiter, einzog. Deshalb verschärften die deutschen Behörden die Aushebungen in Frankreich, Belgien und Holland. Auch dort wurde unter dem Druck der Ereignisse an der Ostfront die freiwillige Anwerbung zugunsten der lückenlosen Erfassung ganzer Jahrgänge aufgegeben, und schließlich waren auch in diesen Ländern Razzien, Verhaftungen auf offener Straße und anschließende Deportation der Verhafteten an der Tagesordnung.³²

„Völkergemeinschaft im Lager“ Die Utopie einer faschistischen Nachkriegsordnung für Europa

Die nationalsozialistische Presse pries das erzwungene Zusammenleben vieler Nationen als Ausweitung der Volksgemeinschaft in den internationalen Kontext. „*Völkergemeinschaft im Lager*“ lautete der Titel eines Artikels, den die NS-Zeitung *Der Alemanne* im Juni 1943 veröffentlichte. Am Beispiel eines Gemeinschaftslagers bei Wien wurde vorgeführt, wie sich die Nationalsozialisten „*ein geglücktes Experiment*“ – so der Untertitel – der Völkerverständigung vorstellten.³³

Betont wurden die Ordnung und Sauberkeit, aber auch die ärztliche Fürsorge und die Beibehaltung der nationalen Küchengewohnheiten, die unter deutscher Führung ermöglicht wurden. Zum Schluß warf das Blatt einen Blick in die Zukunft: „*Das kommende Europa der Ordnung, der Sicherheit und der friedfertigen Arbeit, hier ist es auf kleinem Raum verwirklicht. Man arbeitet Schulter an Schulter, man lernt einander kennen, man versteht einander und man findet, daß man, alle nationalen Eigentümlichkeiten in Ehren, miteinander sehr gut auskommen kann. Das aber ist es, was die Achsenmächte wollen und wofür sie kämpfen: Arbeit, Ruhe, Ordnung! Daß das keine blutleere Utopie ist, dafür sind solche Arbeitslager ein verheißungsvoller Beweis.*“³⁴

Mit der Wirklichkeit in den Ausländerlagern hatte diese Propaganda wenig Ähnlichkeit, aber eine Utopie war das Zwangsarbeitsprogramm der deutschen Führung in der Tat – eine Utopie, die der Welt einen Vorgeschmack auf das gab, was sie nach einem deutschen Sieg erwartete: eine „*europäische Großraumwirtschaft*“ unter deutscher Hegemonie, in der andere Länder nur insofern eine Existenzberechtigung hatten, als sie zur politischen und wirtschaftlichen Vormachtstellung des Großdeutschen Reichs beitrugen. Eine Welt, in der Völker nach rassistischen Merkmalen sortiert und in eine Hierarchie minder- und höherwertiger Menschen gepreßt worden wären, auf Gedeih und Verderb der wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Herrschaft des Deutschen Reichs ausgeliefert. Um, wie es hieß „*Gefahren für Rasse und Volkstum des deutschen Volkes*“ abzuwehren, erließ Heinrich Himmler als Chef der deutschen Polizei 1942 eine Verordnung, in der der Wert der einzelnen Nationen exakt differenziert war.³⁵

Ganz oben in der Hierarchie standen die germanischen Völker, die Holländer, Flamen und Dänen. Ihnen folgten die Angehörigen verbündeter und befreundeter Staaten wie Italiener, Spanier und Ungarn. Als nächste die Arbeiter der besetzten Gebiete im Westen, vor allem Belgier und Franzosen, anschließend die der besetzten Gebiete im Südosten wie Griechen und Serben. Noch unter diesen standen die Böhmen und Mähren, unter diesen wiederum die Angehörigen der ehemaligen baltischen Staaten.

Es folgten schließlich die Ukrainer und Weißrussen, die Polen, und ganz am Ende die Russen.³⁶

Stellvertretend für die vielen Sonderbestimmungen, die für Ausländer galten, seien die für die Zivilarbeiter aus Polen und der Sowjetunion hervorgehoben. Im März 1941 erließ die badische Landesbauernschaft umfangreiche Reglementierungen, die in Arbeit und Freizeit der Arbeiterinnen und Arbeiter aus Polen rigoros eingriffen und ihre vollkommene Rechtlosigkeit institutionalisierten. Sie durften die Ortschaften, in denen sie arbeiteten, nicht verlassen, von 9 Uhr abends bis 6 Uhr morgens bestand ein Ausgehverbot. Sie durften keine öffentlichen Verkehrsmittel, noch nicht einmal Fahrräder benutzen. Es war ihnen verboten, sich nach Feierabend zu versammeln. Der Besuch von Kirchen, Theatern, Kinos und anderen kulturellen Veranstaltungen war ihnen untersagt. In der Wohnung ihres Arbeitgebers hatten sie nichts zu suchen, ja, sie sollten nach Möglichkeit in Ställen und Scheunen schlafen. „*Irgendwelche Hemmungen*“ verfügte die Landesbauernschaft, „*dürfen dabei nicht hindernd im Wege stehen.*“ Darüber hinaus hatte der Bauer das Recht auf körperliche Züchtigung und war angehalten, Arbeitsunwilligkeit und Sabotageversuche, selbst „*freches Benehmen*“, umgehend anzuzeigen. Streng verboten war den Polen auch, sexuelle Beziehungen zu deutschen Frauen zu unterhalten. Für Verstöße gegen diese Anordnungen war die Gestapo zuständig.³⁷

Ein drakonisches Strafsystem hielt auch die Arbeiter aus der Sowjetunion in ständiger Angst; ein Versehen, ein kleiner Fehler konnte den Tod bedeuten. Mit Konzentrationslager bedroht waren eigenmächtiges Verlassen des Arbeitsplatzes, Langsamarbeiten, Streik oder andere Verstöße gegen die faschistische Arbeitsordnung, aber auch sexuelle Beziehungen zu anderen Ausländern oder Ausländerinnen. Unweigerlich die Todesstrafe zogen kommunistische Propaganda, Sabotage — und der Begriff war sehr dehnbar —, Flucht und sexuelle Beziehungen zu Deutschen nach sich.³⁸

Zahlreiche ausländische Arbeiter wurden für Handlungen in die Konzentrationslager eingeliefert, die von Widerstand weit entfernt waren, wie jener zwanzigjährige Russe bei der Freiburger Firma Hellige, der sich weigerte, wie seine anderen Landsleute in Holzschuhen zu arbeiten.³⁹ Andere kamen für Taten, die sie niemals begangen hatten, vor die Sondergerichte — schon eine Anklage bedeutete hier fast das sichere Todesurteil.

Stellvertretend sei der Fall des 21 Jahre alten ukrainischen Landhelfers Michael J. in Durbach geschildert. Er stand 1944 vor dem Sondergericht Freiburg, weil er angeblich den Bauernhof seines Arbeitgebers niedergebrannt hatte. Für diese Anschuldigung fanden sich weder Beweise noch Indizien. Seinen Unschuldsbeteuerungen schenkte das Gericht unter Vorsitz von Landgerichtspräsident von Frankenberg keinen Glauben. Stattdessen bemühte es die russische Literatur, um nachzuweisen, „*daß die Reaktionsweise solcher Ostländer eine von der unseren gänzlich verschiedene*“ sei, weshalb oft aus nichtigen Anlässen schwere Verbrechen begangen würden. Außerdem unterstellte das Gericht dem Angeklagten eine politische Motivation, mit der aberwitzigen Begründung, daß er sich nur deshalb freiwillig zum Arbeitseinsatz nach Deutschland gemeldet habe, um dem deutschen Volk „*bei sich bietender günstiger Gelegenheit Schaden zuzufügen*“. Michael J. starb am 29. März 1944 in der Strafanstalt Stuttgart unter der Hand des Scharfrichters.⁴⁰

Ähnlich wie die Juden hatten die Parias unter den Ausländern diffamierende Kennzeichen zu tragen: die Polen ein „P“ und die Russen ein Abzeichen mit der Aufschrift „Ost“, die sie sofort als Ausländer erkennen ließ, von denen jeder deutsche Volksgenosse Abstand zu halten hatte.⁴¹ Abgesehen von diesen Diskriminierungen ließ man die Ausländer, vor allem die Russen und Polen, die niedrigsten und schwersten Arbeiten ausführen. Die Vorstellung von Arbeit als Strafe bestimmte in der ersten Zeit die Zuteilung des Arbeitsplatzes und wurde nur unter dem Druck des Arbeitermangels schließlich fallengelassen.⁴²

Arbeitsbedingungen

Einen Einblick in die Arbeitsbedingungen der ausländischen Arbeiter gibt der Bericht des Holländers Pieter Hendriks, der im August 1943 nach Offenburg deportiert wurde. Dort teilte ihn das Arbeitsamt als Metallhilfsarbeiter einem Rüstungsbetrieb zu. Zunächst hatte er Eisenträger mit Stahlbürsten zu entrostern, nach kurzer Zeit wurde er aber zur Strafe in die Transportabteilung versetzt, weil er versucht hatte, seinen eigenen Beitrag zum Krieg der Deutschen gegen sein Land möglichst klein zu halten. Die Transportabteilung bestand ausschließlich aus Russen, mit denen er rasch Kameradschaft schloß. *„Nachdem ich einige Zeit in der Transportgruppe gearbeitet hatte“, berichtet Hendriks, „wurde ich in die Lackiererei versetzt, wo ich in einem unbelüfteten Raum Werkstücke entrostern mußte, die dann mit synthetischer Farbe besprüht wurden. Die Farbe war abwechselnd rot oder grün, und die Arbeit wurde von den Russen verrichtet. Nur der Chef der Abteilung hatte eine Schutzmaske und hielt sich während des Sprühens in einer abgeschlossenen Kabine auf. Nach Ablauf des Arbeitstags kamen beim Husten und Schneuzen rote und grüne Farbstücke mit heraus. Unsere Gesichter und Hände reinigten wir mit gestohlenem synthetischem Benzin.“*⁴³

Unterschiedlich wie die Behandlung war auch die Entlohnung der Zwangsarbeiter. Für die Höhe des Lohns waren die Staatsangehörigkeit und der Status — Zivilist oder Kriegsgefangener — ausschlaggebend. Westliche Kriegsgefangene bekamen anfangs rund 10 Prozent, später bis zu 20 Prozent des Tariflohns; sowjetische Kriegsgefangene höchstens die Hälfte, im Extremfall 2 bis 3 Pfennige in der Stunde. Damit waren sie die billigsten Arbeitskräfte überhaupt. Allen Kriegsgefangenen wurde ihr Lohn allerdings nicht in Reichsmark, sondern in Lagergeld ausgezahlt, einer Ersatzwährung, die außerhalb des Lagers nur in wenigen Geschäften angenommen wurde.⁴⁴

Auch bei den Zivilarbeitern beuteten die Nationalsozialisten die Russen am intensivsten aus. Formell erhielten sie zunächst die üblichen Tariflöhne, doch nach Abzug einer progressiven Steuer bis zu drei Vierteln des Lohns blieb netto kaum etwas übrig. Erst als die Behörden einsehen mußten, daß sie unter diesen Umständen niemals die volle Arbeitsleistung erwarten konnten, hoben sie die Löhne für die Russen schrittweise an, ohne ihnen allerdings jemals den vollen Lohn zu zahlen. Außerdem nahmen sie ihnen für die Unterkunft im Lager und für Verpflegung den größeren Teil des ausbezahlten Lohns wieder ab.⁴⁵

Einzig die Westarbeiter wurden nach den geltenden Tarifsätzen entlohnt, das waren in der Metallindustrie 60 bis 70 Pfennige in der Stunde. Allerdings waren ihre Aus-

gaben für Unterkunft und Verpflegung höher als die der Russen, außerdem mußten sie Steuern, Sozialabgaben, Beiträge für die Deutsche Arbeitsfront und anderes zahlen, wofür sie niemals eine Gegenleistung beanspruchen konnten. Wer im Lager verpflegt wurde, erhielt keine Lebensmittelmarken mehr, so daß er zwar Geld hatte, dafür aber kaum etwas kaufen konnte.⁴⁶

Um die Löhne der ausländischen Arbeiter zu einem guten Teil zurück in die Kassen des Staates und der Banken zu lenken, bot die Deutsche Bank den Zwangsarbeitern aller Länder Lohntransfers in die Heimat und vermögenswirksame Sparverträge an — eine Art „Vermögensbildung in Zwangsarbeitnehmerhand“. Die eingezahlten Gelder — es handelte sich um Milliardenbeträge — wurden in Wirklichkeit zum Begleichen von Besatzungsschulden und für Staatsaufträge an die Rüstungskonzerne zweckentfremdet. Kaum ein Zwangsarbeiter sah seine Ersparnisse jemals wieder.⁴⁷

Arbeitszeiten von 10 bis 12 Stunden brachten die Menschen an den Rand der Erschöpfung, vor allem die Polen und Russen, bei denen die unzulängliche Ernährung einen guten Teil dazu beitrug. Denn selbst beim Essen wurde nach Staatsangehörigkeit differenziert: Holländer und Franzosen durften in die Kantine, wo sie zwar an besonderen Tischen von den Deutschen getrennt saßen, aber wenigstens das gleiche Essen erhielten. Russen und Polen blieb die Kantine versperrt, mittags wurde ihr Essen in großen Kannen angefahren: es bestand aus warmen Wasser mit Kohlrüben-



Abb. 5 Mittagessen in der Betriebskantine von Stahlbau Müller in Offenburg. In der Mitte der Tisch der Arbeiter aus Holland und Frankreich. (Foto: Stadtarchiv Offenburg)

stückchen darin, dazu ein kleines Stück „Russensbrot“ aus Zuckerrübenmehl und anderen Ersatzstoffen.⁴⁸

Der Schriftsteller Vitalij Sjomin, der als Fünfzehnjähriger aus Rostow zur Zwangsarbeit ins Ruhrgebiet verschleppt wurde, beschreibt den vielstufigen Druck, der durch solche Maßnahmen erzeugt wurde: *„Die schmutzigste Suppenbrühe und die schmutzigste Arbeit war uns Russen zugedacht und vorbehalten. Die Polen bekamen etwas mehr Brot und Zigaretten. Der Unterschied bemaß sich nach Grammen. Wichtig war nicht die Menge, wichtig war der Unterschied. Bisweilen tauchten Unklarheiten auf: wie soll man zum Beispiel die Balten einstufen? Doch einem jeden war seine Stufe zugeteilt. Je sauberer die Suppe, desto leichter die Arbeit, desto sanfter die Behandlung.“*⁴⁹

Lageralltag

Zwangsarbeit — das bedeutete für die meisten Ausländer jahrelanges Leben in Lagern. Im Nazireich gab es zehntausende von Zwangsarbeiterlagern. Allein in Baden lebten im Juni die 40 000 Zivilarbeiter der Industrie in mehr als 800 Lagern, dazu müssen die Lager für die Arbeiter der anderen Branchen und rund 1000 Kriegsgefangenenlager gerechnet werden.⁵⁰ Nur wer in der Landwirtschaft oder in einem kleinen Geschäft arbeitete, mochte das Glück haben, eine Kammer im Haus bewohnen



Abb. 6 Das Lager für Zivilarbeiter aus dem Westen auf der Kronenwiese in Offenburg. Links im Hintergrund die Spinnerei und Weberei, die während des Krieges Munitionsteile und andere Rüstungsgüter montierte. (Foto: Stadtarchiv Offenburg)

zu dürfen. Die Mehrzahl fristete ihr Leben in allen möglichen Unterkünften, die bei Bedarf schnell zu Lagern gemacht wurden.

Das konnten Klassenzimmer sein wie in Mannheim, wo 16 Schulen zu Ausländer- und Konzentrationslagern zweckentfremdet wurden.⁵¹ Das konnten die Säle von Gasthäusern sein wie in Offenburg, wo in der *Michelhalle* Italiener, in der Schankstube der *Landwirtschaftlichen Halle* und im Saal des *Bären* französische Kriegsgefangene einquartiert wurden.⁵² Oder man richtete ein Nebenhäuschen eines Bauernhofs her wie in Eimeldingen für die polnischen Kriegsgefangenen.⁵³ Oft waren es auch leerstehende Fabrikanlagen oder andere ungenutzte Gebäude, in denen die Ausländer einquartiert wurden.⁵⁴ Waren größere Gruppen von Ausländern unterzubringen, wurde ein eigenes Barackenlager gebaut, so etwa in Friedrichshafen, wo die Ausländer der Dornier-Werke in sieben verschiedenen Lagern lebten, deren größtes bei Kriegsende aus 63 Baracken bestand.⁵⁵ In der Regel errichteten größere Firmen ihre eigenen Lager, oder die Gemeinden bauten Sammellager für die Firmen am Ort. Der Bau und Betrieb des Lagers war ein Posten des außerordentlichen Haushalts, mit dem sich Überschüsse erzielen ließen, weil die Firmen die Kosten des Lagers an die Gemeindeverwaltungen zurückzahlten. Die Stadtverwaltung von Offenburg beispielsweise rechnete mit der Amortisation ihrer Ausgaben für das Westarbeiterlager auf der Kronenwiese in drei Jahren und für 1944 mit einem Gewinn von 40 000 Mark.⁵⁶ Nur der Kriegsverlauf machte diese Rechnung zur Makulatur.

Wie sah der Alltag in diesen Lagern aus? Enge, überfüllte Stuben, in denen 20 Mann, Russen auch bis zu 36 Mann, in doppel- und dreistöckige Betten gepfercht waren. Bescheidene Einrichtungen: ein Tisch, Stühle und Bänke, ein Spind, mehr gab es nicht. Als Wohnung war diese Unterkunft nicht zu bezeichnen, aber das war gar nicht beabsichtigt. „Im Lager wird nicht gewohnt“, schreibt Vitalij Sjomín, „das Lager ist die Fortsetzung der Fabrik. Der Mensch arbeitet in der Fabrik, dann wird er ins Lager befördert, damit er sich wieder für die Arbeit rüsten kann. Er erhält und verzehrt seine Ration, liegt auf der Pritsche und hegt die wahnsinnige, endlos aufgestachelte Hoffnung, irgendwo eine Zigarettenkippe aufzutreiben und den Tabaksqualm in die Lungen einzusaugen.“⁵⁷ Und dann die hygienischen Verhältnisse, die meist katastrophal waren: überall Läuse, Flöhe und Wanzen, so daß, wer Gelegenheit dazu hatte, es vorzog, in abgestellten Eisenbahnwagen oder im Freien zu schlafen, um dem Ungeziefer zu entgehen.⁵⁸

Am unerträglichsten waren die Lebensverhältnisse in den Lagern für die russischen Arbeiter und Arbeiterinnen. Im August 1942 besichtigte der Freiburger Amtsarzt das Russenlager in der Habsburgerstraße, in dem damals 160 Menschen hausten. In einem Gutachten schilderte er die hygienischen Verhältnisse, die dort herrschten: Die Leute besaßen nur die Kleider, die sie am Leib trugen, auch zur Arbeit. Sie litten unter Läusen und Flöhen, die bei vielen Hautkrankheiten verursacht hatten. Die Waschgelegenheiten waren völlig unzureichend, weshalb sich die meisten nebenan im Gewerbekanal wuschen. Es standen nur 3 Toiletten zur Verfügung, die jeden Morgen völlig verunreinigt waren. In der Küche fehlten Kochkessel, die Köche trugen keine Arbeitskleidung, noch nicht einmal eine Schürze. Deshalb war der Krankenstand überdurchschnittlich — trotzdem war kein Arztzimmer vorhanden: die Kranken wurden im Büro des Lagerverwalters untersucht.⁵⁹

Russen kamen grundsätzlich nur in größere Sammellager und blieben von der deutschen Bevölkerung und den anderen Ausländern abgesondert. Im Gegensatz zu den Arbeitern aus den westlichen Staaten war es ihnen nicht erlaubt, Gasthäuser und Kinos zu besuchen. Wie für die Polen galt auch für sie die Ausgangssperre, nur zweimal im Monat konnten sie am Sonntagnachmittag das Lager für einige Stunden verlassen. Am Morgen wurden sie von bewaffneten Wachmannschaften vom Lager zur Arbeit geführt und mußten, wenn sie keine Spät- oder Nachtschicht hatten, bis 21 Uhr im Lager zurück sein.⁶⁰ Es bedarf keiner großen Phantasie, sich vorzustellen, welche Auswirkungen diese Zustände auf das körperliche und seelische Befinden der Insassen solcher Lager hatten.

Deutsche und Ausländer

Die Arbeiter aus dem Westen hatten zwar freien Ausgang und wurden in der Regel in Wirtschaften oder bei kulturellen Veranstaltungen geduldet, aber es war ihnen verboten, den Landkreis, für den sie ihre Aufenthaltserlaubnis erhalten hatten, zu verlassen. Sie durften nur zwei — überdies zensierte — Briefe im Monat nach Hause schreiben. Immerhin galten für sie höhere Verpflegungssätze als für die russischen Arbeiter, aber das Essen in den Lagern war monoton und arm an Nährstoffen. Am besten konnte sich ernähren, wer unregelmäßige Arbeitszeiten hatte, Schichtarbeit in Betrieben oder Fahrdienst bei der Bahn: Er erhielt die für Deutsche üblichen Lebensmittelmarken und konnte sich selbst verpflegen.⁶¹

Die Lager der Westarbeiter waren nicht bewacht, und so verbrachten sie ihre Freizeit mit Ausflügen in die Umgebung, in Wirtschaften, im Kino, im Schwimmbad und in der Badeanstalt. Oder mit Musizieren. Wie viele ihrer Landsleute hatten einige Holländer in Offenburg von zu Hause Musikinstrumente mitgebracht: eine Gitarre, eine Klarinette, eine Mundharmonika und eine Trommel. An einem Sonntag besuchten sie ein Restaurant, in dem deutsche Offiziere verkehrten. Auf dem Podium stand ein Klavier, die Musiker erhielten die Erlaubnis, Tanzmusik zu spielen. Ihre Kollegen tranken Wein, die Musiker spielten zunächst nur deutsche Lieder, aber schnell wurden sie kühner und intonierten *In the Mood*, den *Tiger Rag* und andere Jazz-Standards. Bald begannen die Gäste, mit den Füßen den Rhythmus zu stampfen. Aber nicht lange; ein Feldweibel stand auf und schrie: „*Hinaus mit der Negermusik!*“ Damit war die Session zu Ende. Der Wirt drohte den Musikern mit der Polizei und warf sie hinaus — die Rechnung blieb offen, der Zwischenfall glücklicherweise ohne ernstere Folgen.⁶²

Wie sich das Verhältnis zwischen Zwangsarbeitern und Einheimischen letztlich gestaltete, hing von einer Reihe von Faktoren ab. In der Regel war es dort am besten, wo Einzelne sich begegneten. Vitalij Sjomín über seine eigenen Erfahrungen und die seiner Kameraden: „*In Deutschland war es dort leichter, wo weniger Menschen waren. Wenn man einander öfter in die Augen blickt, bekommt man endlich Lust, dem anderen auch mal zuzulächeln, ihn nach etwas zu fragen, sein Lächeln zu erwidern. Und die Folgen entgleiten dann bald der Kontrolle.*“⁶³

Am verlangten Abstand zu den Ausländern ließen es die *Volksgenossen* häufig fehlen; viele Geistliche machten keinen Unterschied zwischen russischen, polnischen oder deutschen Christen. Der katholische Pfarrer Weitzel aus Staufen erhielt drei-

zehnmal Besuch von der Gestapo, weil er Ukrainer zum Gottesdienst zugelassen hatte. Nach dem letzten Besuch verabschiedete sich der Beamte mit der Drohung, er „werde im Wiederholungsfalle zugreifen, und zwar nicht sachte.“⁶⁵ Nicht immer blieb es bei Drohungen. Ein anderer katholischer Priester, Gustav Osswald aus Immingen, hatte sich mit kriegsgefangenen Polen in Gegenwart eines Wachmannes unterhalten und ihnen Rosenkränze und zwei Schachteln Zigaretten geschenkt. Dafür nahm ihn die Gestapo fest.⁶⁵ Vor allem die deutschen Frauen sollten zu den Ausländern Abstand halten, dafür sorgten brutale Strafen für sexuelle Beziehungen mit Ausländern. Aber nicht zu allen Ausländern wurden Beziehungen gleich verfolgt. Auch hier galt die Hierarchie des Rassismus. Verboten war der deutschen Frau, einen Angehörigen der slawischen Völker zu lieben, erlaubt dagegen, wenn auch nicht wohl gelitten, wenn er Holländer war. Verboten wiederum, aber mit mildereren Strafen sanktioniert, wenn er französischer Kriegsgefangener oder italienischer Zivilarbeiter war. Rolf Hochhuth verdanken wir die Kenntnis des mittlerweile bekanntesten Falles, der Liebe zwischen einer Soldatenfrau aus Brombach zu einem polnischen Kriegsgefangenen. Eine Freundin der Frau denunzierte die beiden, der Pole wurde in Anwesenheit aller Polen der Umgebung und vieler Ortsbewohner in einem Steinbruch gehängt, die Frau kam für Jahre in ein Konzentrationslager.

Aus vielen Gemeinden werden ähnliche Fälle berichtet. Als Hochhuth in Brombach recherchierte, fragte ihn der damalige Polizei-Wachtmeister, der den Polen verhaftet hatte, warum er ausgerechnet nach Brombach komme, solche Geschichten seien doch allerwärts passiert, in Grenzach, im Wehratal.⁶⁶ Oder in Offenburg. Dort standen Ende 1942 mehrere junge Frauen vor Gericht, die sich in ihrem Betrieb in französische Kriegsgefangene verliebt hatten. Die Ledigen unter ihnen kamen mit Gefängnisstrafen bis zu 10 Monaten davon. Härter traf es die verheirateten Frauen, deren Urteile auf ein bis zwei Jahre Zuchthaus lauteten. Strafverschärfend fiel ins Gewicht, wenn eine Frau Kinder hatte, ihr Mann an der Front stand, oder sie aus der Beziehung mit dem Ausländer ein Kind erwartete.⁶⁷

Verweigerung, Flucht, Widerstand

Zwangsarbeit, das bedeutete nicht nur Arbeit unter Zwang, Demütigung und Lebensgefahr. Jeder Handgriff half überdies mit, den Krieg zu verlängern, trug dazu bei, die eigenen Landsleute zu unterdrücken, zu verschleppen und zu töten. Jeder Zentner Kohle, den ein Zwangsarbeiter in den Heizkessel einer deutschen Lokomotive schaufelte, festigte die deutsche Herrschaft über Europa, jede Granate, in die er einen Zünder schraubte, konnte seine eigene Familie treffen. Die ausländischen Arbeiter waren auf diese Weise unfreiwillige Handlanger des Nationalsozialismus und unterstützten einen Krieg, der gegen sie selbst gerichtet war — und hatten dafür Opfer zu bringen, die weit über die der deutschen Zivilbevölkerung hinausgingen.

Auf dieses Dilemma antworteten viele Zwangsarbeiter mit unterschiedlichen Formen von dissidentem Verhalten. Oft nutzten sie die Gelegenheit, Sand in das Getriebe der deutschen Kriegsmaschine zu streuen, auch wenn sie dadurch den Ausgang des Krieges nicht wesentlich beeinflussen konnten und sich selbst in Lebensgefahr brachten — denn der Vorwurf der Sabotage hatte unweigerlich Konzentrationslager und

wahrscheinlich den sicheren Tod zur Folge. Welche Möglichkeiten standen ihnen überhaupt zur Verfügung?

Am unauffälligsten war es, langsam zu arbeiten und Pausen zu machen, wenn sie nicht beaufsichtigt waren. Oder sie arbeiteten mit Absicht ungenau und sorgten damit für erhöhten Ausschuß und Verschleiß. Oder sie machten Fehler bei der Montage, etwa bei Zündern für Bomben und Granaten.

Eine häufige Form der Dissidenz war die Flucht. Zivilarbeitern stand in der ersten Zeit das Recht zu, nach Hause in Urlaub zu fahren. Viele kehrten nicht mehr an ihren Arbeitsplatz zurück. Fast 70 Polen und Tschechen, die von ihren Firmen beim Ausbau des Schluchseewerks beschäftigt wurden, benutzten 1940 die Osterurlaubsreise zur Flucht. Auch viele ihrer Landsleute im Erzbergwerk Blumberg setzten sich über die Schweizer Grenze bei Singen ab. Denen, die dabei aufgegriffen wurden, brachte das eine Anzeige wegen Landesverrats ein. Trotzdem hielt die Fluchtbewegung über das günstige Grenzgebiet bei Schaffhausen unvermindert an.

Im Westen war das Elsaß das Fluchtziel, vor allem für die Franzosen, die hier untertauchten und sich in ihre Heimat oder zum Maquis durchschlugen, wobei sie sich auf die Hilfe vieler Elsässer verlassen konnten.⁶⁸ Für Angehörige anderer Nationen bot dieser Weg allerdings keine große Chance. Oft sprachen sie nicht Französisch, und ohnehin hätten sie erst noch mehrere andere Grenzen bis in ihre Heimat überwinden müssen. Als Mitte 1943 immer öfter auch Holländer, Belgier und Franzosen die Urlaubsreise benutzten, um sich endgültig abzusetzen, strichen die deutschen Behörden im folgenden Jahr dieses Recht endgültig. Aber Tausende ließen weiterhin nichts unversucht, um sich abzusetzen und nach Hause durchzuschlagen. Seit Ende 1943 waren es Monat für Monat 45 000 Zwangsarbeiter, die eine ungewisse Flucht ihrem augenblicklichen Schicksal vorzogen.⁶⁹

Zu ihnen gehörten Piet Hendriks und Franz Fesevur aus Den Haag, die nach mehreren Zwischenfällen mit der Betriebsleitung von Stahlbau Müller in Offenburg und mit der Polizei Anfang 1944 ihren Arbeitsplatz verließen und sich als Zeltarbeiter einem Zirkus anschlossen, der von Offenburg über Ettenheim, Hausach und Haslach nach Waldshut zog. Dort wollten sie die Schweizer Grenze hinter sich bringen. Aber in einen Streit zwischen den Artisten und der Direktion griff die Polizei ein. Da Hendriks und Fesevur keine gültigen Papiere hatten, kehrten sie nachts in das Lager nach Offenburg zurück. Ein Freund, der als Kuppler bei der Bahn arbeitete, führte sie zu einem Güterzug, der mit Braunkohle für die Schweiz beladen war. Sie versteckten sich unter der Kohle. Schon in der Gegend von Freiburg hörten sie, daß ein Rad ihres Wagens schleifte, und bevor der Zug die Grenze erreicht hatte, wurde der Wagen abgekuppelt, weil das Rad sich endgültig festgefahren hatte.

Hundert Meter vor der Grenze wurden sie in Weil von deutschen Bahnarbeitern aus den Kohlen gezogen. Trotz ihrer Bitten, sie laufenzulassen, übergaben die Arbeiter sie der Polizei, und so landeten sie im Lörracher Gestapogefängnis, wo sie verhört und mißhandelt wurden. Nach drei Wochen Untersuchungshaft wurden sie wegen Arbeitsvertragsbruch zur üblichen Strafe von 56 Tagen *Arbeitserziehungslager* verurteilt. Solche Lager hatte die SS seit 1940 zur Abschreckung der deutschen, später vorwiegend der ausländischen Arbeiter überall in Deutschland eingerichtet, die für Baden zuständigen befanden sich in Niederbühl bei Rastatt und in Karlsruhe.

In Niederbühl schufteten Fesevur und Hendriks unter den Schikanen der Wachen in einem Betrieb der SS, in dem geraubte Waren aus ganz Europa gehortet und umgeschlagen wurden, darunter kistenweise Delikatessen, die zu berühren den sicheren Tod der ausgehungerten Häftlinge bedeutet hätte. Beim geringsten Anlaß wurden die ohnehin erbärmlichen Essensrationen gekürzt, wurde geprügelt oder in Arrest gesteckt. Für die Bewachung dieser Lager war die Gestapo zuständig, die die Insassen zu ebenso harten wie sinnlosen Arbeiten zwang: etwa Steine quer über den Appellhof in die gegenüberliegende Ecke und, wenn die Arbeit beendet schien, sie wieder zurück zu schleppen. Als ein Mithäftling der beiden Holländer einen Fluchtversuch unternahm, wurde er erschossen, seine Leiche auf einem Wagen in das Lager zurückgeschafft und zur Abschreckung im Hof aufgestellt.

Im September erschien ihr ehemaliger Meister aus Offenburg und holte sie ab. Aber damit waren die Schikanen nicht zu Ende, die Werksleitung revanchierte sich nun ihrerseits für den Fluchtversuch: Hendriks und Fesevur mußten täglich von sieben Uhr morgens bis neun Uhr abends als Lastenträger arbeiten, ihre Köpfe blieben geschoren. Der Zutritt zur Kantine wurde ihnen verweigert, das Essen gekürzt, und der Lohn praktisch gestrichen. Ohne die Solidarität ihrer Arbeitskollegen wären sie verloren gewesen, denn sie waren von der Haft krank, geschwächt und abgemagert. Nach Protesten, an denen sich auch ein Parteimitglied beteiligte, wurden die Sanktionen nach einigen Wochen ausgesetzt. Mehr Glück als Hendriks und Fesevur hatten kurz darauf zwei ihrer Stubenkameraden mit derselben Fluchtmethode: nachdem sie in der Schweiz angekommen waren, schickten sie ihren Kameraden in Offenburg eine Ansichtskarte, die fortan die Wand der Holländerstube schmückte.⁷⁰

Flucht war der individuelle Versuch, sich der Zwangsarbeit zu entziehen. Ungleich schwieriger und gefährlicher war es dagegen, zu bleiben und den Widerstand gegen das NS-System zu organisieren. Trotz aller Fährnisse kam es aber immer wieder zu Widerstandshandlungen ausländischer Arbeiter, wenn auch organisierter Widerstand die Ausnahme blieb. Die wichtigste dieser Organisationen war die *Brüderliche Vereinigung der Kriegsgefangenen (BSW)*, die Offiziere der Roten Armee Ende 1942 in einem Kriegsgefangenenlager in München gegründet hatten. Das Programm der Gruppe forderte die Bewaffnung aller Ausländer in Deutschland, den gewaltsamen Sturz des NS-Regimes, Hilfeleistung für die erwarteten alliierten Truppen und Verübung von Sabotageakten. Unter den russischen Kriegsgefangenen fand die BSW bald zahlreiche Anhänger. Durch Versetzungen und freiwillige Meldungen gelang es den Mitgliedern, ihre Organisation über Bayern hinaus auszudehnen. Roman Petruschel, einer der Mitbegründer, wurde im September 1943 zur Flak nach Karlsruhe versetzt und kam wegen einer Blinddarmoperation nach wenigen Wochen nach Rastatt ins Lazarett, wo er unter den Kriegsgefangenen und den im Lazarett beschäftigten Zivilarbeitern zahlreiche Mitglieder warb.

Das Rastatter Lazarett wurde zur Keimzelle der Organisation in Baden. Bald entstanden ein Stabskomitee, dem das russische Sanitätspersonal angehörte, und außerdem Kurier- und Anlaufstellen, die Verbindungen mit dem Stalag in Offenburg hielten und die illegale Arbeit auf das Arbeitskommando des Flak-Regiments in Karlsruhe ausdehnten. Dem Rastatter Ortskomitee des BSW war ein Kampfbataillon russischer Offiziere angegliedert. Der häufige Wechsel in der Belegung des Laza-

retts ermöglichte den Aufbau von Verbindungen zu anderen badischen Städten. Mitte 1944 hatte die BSW zahlreiche Ortskomitees, unter anderem im Karlsruhe, Heidelberg, Mannheim und Offenburg. Außerdem nahm die BSW Kontakte zu ähnlichen Gruppen in Wien, Innsbruck und Prag auf. In München gelang es ihr, Kontakte zur Antinazistischen Deutschen Volksfront, einer Widerstandsgruppe deutscher Kommunisten, herzustellen. In einem gemeinsamen Flugblatt forderten ADV und BSW den Sturz der Hitlerdiktatur und die Beendigung des imperialistischen Kriegs und der Menschheitsvernichtung.

Die weitverzweigte Tätigkeit der Organisation war der Gestapo nicht verborgen geblieben. Seit 1943 gelang es ihr, die BSW zu infiltrieren, im März 1944 nahm sie in Baden die ersten Mitglieder fest, und zwischen Mai und Juli verhaftete sie über 360 Angehörige des BSW und des Kampfbataillons. Im Herbst war die Organisation im ganzen Reich endgültig zerschlagen, ihre Mitglieder wurden in die Konzentrationslager Dachau und Mauthausen eingeliefert und dort ermordet.⁷¹

Aber der Funke des Aufstands glomm vielerorts weiter, besonders nach der Landung der Alliierten: Im August und September 1944 wurden im Raum Freiburg etwa zwanzig Ausländer verschiedener Nationalität von der Gestapo verhaftet, denen Arbeitsvertragsbruch, Wehrkraftzersetzung, deutschfeindliche Äußerungen, Mitgliedschaft in einer illegalen Organisation, Fluchtbegünstigung und dergleichen vorgeworfen wurde; bei einem russischen Arbeiter fand man ein Gewehr und Munition; vom Lilienhof bei Ihringen wurden 18 Russen versetzt, weil sie revoltiert hatten. Gegen Ende des Krieges stellten die deutschen Behörden unter den Ausländern eine große Unruhe fest, deren Ursache ihnen verborgen blieb und die sie nur als Anzeichen einer Verschwörung deuten konnten.⁷²

KZ-Häftlinge in der badischen Rüstungsindustrie

Die Bemühungen von Rüstungsdienststellen und Arbeitsämtern, Arbeitskräfte in die Rüstung zu schleusen, ließen sich bald nur noch durch den rücksichtslosen Einsatz der Häftlinge der Konzentrationslager durchführen. Vorreiter hierbei waren die Betriebe der Flugzeugindustrie, in denen KZ-Häftlinge zur Jahreswende 1943/44 bereits so zahlreich waren wie Kriegsgefangene und russische Zivilarbeiter in anderen Rüstungsbereichen.⁷³ In Baden waren das in erster Linie die Werke der Daimler-Benz AG in Mannheim, Gaggenau und Obrigheim, und die Dornier-Werke in Friedrichshafen.

Im Mannheimer Benz-Werk war im September 1944 fast jeder zweite Arbeiter ein Zwangsarbeiter, darunter mehr als 1000 KZ-Häftlinge.⁷⁴ Auch im Hauptwerk Gaggenau arbeiteten 1500 bis 2000 Häftlinge, die von den Lagern Schirmeck-Vorbruck und Natzweiler-Struthof geliefert wurden. Sie waren in Außenlagern in Weisenbach, Rotenfels, Neuenbürg und Rastatt untergebracht und führten Räumungsarbeiten auf dem zerstörten Teil des Werksgeländes sowie Transportarbeiten aus. Unter ihnen waren Widerstandskämpfer, französische und britische Kriegsgefangene, die wegen Flucht, Sabotage und anderen Delikten in das sogenannte Sicherungs-Verwahrungslager Schirmeck-Vorbruck im Elsaß eingeliefert worden waren. Fast 500 der Häftlinge waren Frauen.⁷⁵



Abb. 7 Die ehemalige KZ-Baracke beim Sportplatz in Haslach/Kinzigtal.
(Foto: Manfred Hildenbrand, Hofstetten)

Die zahlreichen Luftangriffe gefährdeten zunehmend den Nachschub an Kriegsgeräten. Deshalb gingen die großen Rüstungsbetriebe dazu über, ihre Produktion unter Tage zu verlagern. So entstanden unter Deutschlands Erde riesige Stollensysteme, von abertausenden KZ-Häftlingen unter unvorstellbaren Bedingungen Meter für Meter vorangetrieben, unter der Aufsicht brutaler SS-Wachen, ohne zureichende Ernährung, in Nässe und Kälte, Tag und Nacht. Ein unterirdisches Werk des Gaggenauer Benz-Werks entstand im Vulkan-Stollen in Haslach im Kinzigtal. Dort hausten fast siebenhundert Häftlinge eng zusammengepfercht in einem ehemaligen Wehrmachts-Lagerschuppen, den 30 SS-Leute bewachten. Die Arbeitszeit in dem eiskalten und nassen Stollen betrug 12 Stunden am Tag, und die dürftige Ernährung und schlechte Behandlung hatten Krankheiten wie Ruhr, Typhus und Tuberkulose zur Folge, an denen bis Dezember 192 Häftlinge starben.

Noch schlimmer wurden die Zustände, als im November 1944 weitere 650 Häftlinge aus Schirmeck-Vorbruck herangeschafft wurden. Für sie wurde nicht erst eine Baracke zur Verfügung gestellt, für die nächsten fünf Monate hausten sie zusammengepfercht wie Tiere auf faulendem Stroh im Stollen, ohne sanitäre Anlagen, ohne Frischluft und von Läusen zerfressen. Mehr als die Hälfte war ständig krank, dann brach eine Flecktyphusepidemie aus. Insgesamt starben von den dreizehnhundert Häftlingen der beiden Lager vierhundert an Seuchen, Unterernährung und Kälte, oder sie wurden erschossen.⁷⁶

Ein anderes Verlagerungsprojekt von Daimler-Benz war das Projekt *Goldfisch* in Obrigheim am Neckar. In die dortige Gipsgrube *Friede* verlagerte das Genshagener Daimler-Werk 1944 seine Flugmotorenproduktion. Auch hier gruben tausende von KZ-Insassen und andere Zwangsarbeiter Stollen in die Erde und bauten die Produktionsanlagen auf. Rings um das Werk entstand eine Kette von einem Dutzend Lagern, in die die Arbeiter gepfercht wurden. Obrigheim war das größte Verlagerungsprojekt des Konzerns, die Zahl der Häftlinge ging gegen 3000. Sie waren als Hilfsarbeiter beim Straßen- und Gleisbau tätig, beim Barackenbau, beim Stollenausbau, beim Bau der Außenanlagen und Versorgungseinrichtungen sowie bei verschiedenen Belade- und Transportkommandos.⁷⁷

Nicht nur der Daimler-Benz-Konzern beutete gegen Ende des Krieges in Baden Häftlinge als Arbeitssklaven aus. Etwa zur gleichen Zeit ließen die Friedrichshafener Dornier-Werke einen Verlagerungsbetrieb im Überlinger Stollen bauen. Häftlinge aus Dachau und Mauthausen hatte der Dornier-Konzern schon seit 1943 bei der V2-Versuchsanlage in Raderach und bei verschiedenen Firmen des Konzerns in Friedrichshafen beschäftigt. Nach dem verheerenden Luftangriff auf Friedrichshafen im April 1944 beschloß die Firmenleitung, drei Produktionsanlagen im Molassefelsen von Überlingen bombensicher unterzubringen. Nach etlichen Verzögerungen entstand im September das Außenlager Überlingen, für das Dachau 800 Häftlinge zur Verfügung stellte.

Das Lager bestand aus drei Wohnbaracken von je 120 Quadratmetern, in jeder hausten bis zu dreihundert Häftlinge. Zum Schlafen erhielten sie einen Papiersack, der mit Spreu gefüllt war. Das Lager war mit Stacheldraht umgeben und von vier Wachtürmen gesichert. Die Ausdehnung der Stollenanlage vermittelt einen Eindruck von der Arbeit, die hier geleistet wurde: sie hatte acht Eingänge, teilweise mit Gleisanschluß; ihre Gesamtlänge betrug über vier Kilometer, drei Längsstollen wurden von 17 Querstollen gekreuzt, die zwischen 2 und 25 Metern breit und zwei bis zehn Meter hoch waren; einige der Kreuzungspunkte waren hallenförmig ausgebaut. Die Zahl der Arbeiter, die beim Bau des Stollens umkamen, ist nicht genau bekannt, aber es müssen über 100 gewesen sein. 97 von ihnen sind nach dem Krieg auf dem KZ-Friedhof Birkenau beigesetzt worden.⁷⁸

In der letzten Phase des Krieges wurden KZ-Häftlinge dann auch bei der Ausbesserung der zerstörten Eisenbahnanlagen beschäftigt. Da Waffen, Munition und Truppen mit der Bahn befördert wurden, war die Instandsetzung des Streckennetzes für das Regime dringend erforderlich. Die verbliebenen Arbeiter der Reichsbahn reichten dafür aber Ende 1944 nicht mehr aus, deshalb stellte die SS in den Konzentrationslagern arbeitsfähige Häftlinge zu speziellen Baubrigaden von jeweils 500 Mann zusammen und transportierte sie in eigens zu diesem Zweck ausgestatteten Güterzügen an ihre Einsatzorte.⁷⁹

Zwischen Weihnachten 1944 und April 1945 waren drei dieser SS-Baubrigaden und ein Bauzug des Konzentrationslagers Flossenbürg in Offenburg stationiert.⁸⁰ Dieser traf Ende März 1945 ein. Unter den 635 Häftlingen waren Juden, die die Vernichtung des Warschauer Ghettos überlebt hatten und anschließend über Treblinka nach Flossenbürg und dort in den Bauzug verlegt worden waren. In Offenburg wurden sie in eine Kaserne einquartiert. Wie die anderen KZ-Häftlinge vor ihnen sollten sie die



Abb. 8 Zerstörte Gleisanlagen auf dem Offenburger Bahnhofsgelände nach dem Bombenangriff vom 27. November 1944. (Foto: Stadtarchiv Offenburg)

zerstörten Gleisanlagen des Offenburger Bahnhofs instandsetzen. Aber noch wenige Tage vor dem Ende des Kriegs wurden viele von ihnen Opfer des immer verzweifelteren braunen Terrors.

Einer, der überlebte, Siegfried Nissenbaum, ist heute Mitglied im Oberrat der Israeliten Badens. Sein Vater erkrankte kurz nach der Ankunft in Offenburg und kam ins Lazarett. Als Siegfried Nissenbaum ihn abends besuchen wollte, fand er ihn nicht mehr. Ein Arzt gab vor, die Kranken seien ins Offenburger Krankenhaus verlegt worden, aber ein Mithäftlingklärte Siegfried Nissenbaum auf: *»Die Kranken seien umgebracht worden und lägen noch im Keller. Ich war so verzweifelt, daß mir alles egal war; ich stellte die zwei wachhabenden SS-Leute zur Rede und sagte, sie hätten meinen Vater umgebracht. Daraufhin schleppten sie mich ebenfalls in den Keller und zeigten mir einen Berg von etwa 40 Leichen, die offensichtlich mit der Axt erschlagen worden waren. Sie drohten mir, wenn ich noch ein Wort sagen würde, sei ich als nächster dran. Es war mir nicht möglich, noch irgend etwas zu tun. Kurz darauf wurden die blutüberströmten Leichen auf Leiterwagen geworfen und auf den Offenburger Friedhof transportiert, wo sie am Zaun einfach abgeladen wurden. Der Friedhofswärter hat sie dann in ein Massengrab gelegt.«⁸¹*

Das Ende der Zwangsarbeit in Baden

Drei Tage später, am 15. April, marschiert die französische Armee in Offenburg ein, Anfang Mai ist Baden vollständig besetzt.⁸² Mehr als die deutsche Bevölkerung begrüßen die Ausländer die Besatzungsmacht, die ihnen nach Jahren der Hoffnungslosigkeit endlich die Freiheit bringt. Nicht jeder erlebt die Befreiung in dem Ort, in dem er ursprünglich arbeitete: nach den Angriffen auf Freiburg und Offenburg Ende November 1944 wurden die Rüstungsbetriebe aus der Rheinebene evakuiert, die Lager leerten sich, weil die Firmen ihre Arbeiter mitnahmen.⁸³ Manche flüchteten und kamen für einige Monate noch in anderen Betrieben im Schwarzwald unter.⁸⁴ Viele schlugen sich in den letzten Kriegstagen in die Schweiz durch, die nach Jahren nun endlich bereitwillig ihre Grenzen für Flüchtlinge öffnete.⁸⁵

Nachdem das Ende der Zwangsarbeit gekommen war, schickten die Franzosen ihre Landsleute umgehend in die Heimat zurück, wenige Tage später auch die Holländer und Belgier. Die Arbeiter aus dem Osten mußten noch länger auf die Heimkehr warten und wohnten bis dahin weiter in Lagern: der Badische Bahnhof in Basel, die Vaubankaserne in Freiburg und die Offenburger Ihlenfeldkaserne waren für die nächsten Monate Sammellager für alle, die auf die Repatriierung warteten.⁸⁶

Das Kapitel Zwangsarbeit ist auch 45 Jahre nach Kriegsende noch nicht abgeschlossen: 700 000 Polen haben nie einen Pfennig Entschädigung für ihre Leiden erhalten, und wenn auch manche Firmen versuchten, den Fleck auf ihrem Namen mit Geld auszuwaschen, wiedergutmachen lassen sich die körperlichen und seelischen Folgen der Zwangsarbeit nie.⁸⁷ Alfons van Buiten aus den Haag leidet seit Kriegsende unter seinen Erlebnissen: *„Ich habe Ärzte aufgesucht, Spezialisten, Heilpraktiker, Magnetiseure, nichts zu machen. Nur mit Medikamenten kann man weiterleben. Es gibt Monate, da geht es gut, aber es gibt auch Monate, da hat man's schwer damit. Meistens um diese Zeit, Anfang des Herbstes, wenn die Blätter herunter kommen, und wenn die Blätter dann wiederkommen, das ist die schlimmste Zeit. Das wird man nie mehr los ...“*⁸⁸

Anmerkungen

¹ Beschluß, 12. 9. 1940: Stadtarchiv Offenburg (StadtAO) 5/6.460.

² Oberbürgermeister Dr. Wolfram Rombach an Arbeitsamt Offenburg, 3. 8. 1940: StadtAO 5/6.447; Abt. II an Arbeitsamt Offenburg, 3. 8. 1940: StadtAO 5/6.447; Abt. II an Ernährungsamt A/Kreisbauernschaft, 8. 7. 1941: StadtAO 5/6.460.

³ Monatliche Lohnlisten und Kostenforderungen für das Kommando 6054; Abt. II an Kartenausgabestelle, 10. 9. 1940: StadtAO 5/6.460.

⁴ Katholisches Stadtpfarramt Waldkirch an Erzbischöfliches Ordinariat Freiburg, 30. 11. 1939: Erzbischöfliches Archiv Freiburg (EAF) 47/40.

⁵ Landrat des Kreises Villingen an den badischen Innenminister, 25. 7. 1941: Staatsarchiv Freiburg (StAF), Landeskommissär Konstanz. Fasz. 1679.

⁶ Katholisches Pfarramt Brenden an Erzbischöfliches Ordinariat Freiburg, 28. 11. 1941: EAF 47/40.

⁷ K. H. ROTH, Der Weg zum guten Stern des „Dritten Reichs“: Schlaglichter auf die Geschichte der Daimler-Benz AG und ihrer Vorläufer (1890–1945), in: Das Daimler-Benz-Buch. Ein Rüstungskonzern im „Tausendjährigen Reich“. Hg. von der Hamburger Stiftung für Sozialgeschichte des 20. Jh., Nördlingen 1987, S. 27–373, hier S. 341.

⁸ F. KUHN, Jahresbericht 1940 des Denkmalpflegers für Urgeschichte im Landkreis Lörrach, in: Das Markgräflerland I, 1941. S. 24–29, hier S. 24.

- ⁹ W. GÖCKEL, Lörrach im Dritten Reich, in: Das Markgräflerland 2, 1990, S. 31–85, hier S. 77; F. SCHÜLIN/H. FEHSE, Ortsgeschichte/Ortssippenbuch von Eimeldingen. Mit Beiträgen von H. JACOB und O. WITTMANN, Bd. 1, 1979, S. 60–68, 70 u. 220; F. SCHÜLIN, Rötteln Haagen. Beiträge zur Orts-, Landschafts- und Siedlungsgeschichte, o. J. (1965), S. 242; H. KÜBLER, Die letzten 50 Jahre, in: Arbeitsgemeinschaft für Geschichte und Landeskunde des Markgräflerlandes (Hg.), Ortsgeschichte von Egringen, o. J. (1958), S. 88; F. SCHÜLIN, Haltingen 767 bis 1967. Beiträge zur Orts-, Landschafts- und Siedlungsgeschichte, 1967, S. 260; A. BAUER, Beiträge zur Ortsgeschichte der letzten Jahrzehnte, in: F. SCHÜLIN/A. EISELE, Efringen Kirchen. Beiträge zur Orts-, Landschafts- und Siedlungsgeschichte, 1962, S. 108–109; F. SCHÜLIN, Binzen. Beiträge zur Orts-, Landschafts- und Siedlungsgeschichte, 1967, S. 195–199; F. SCHÜLIN/H. SCHÄFER, Istein und der Isteiner Klotz. Beiträge zur Orts-, Landschafts- und Wehrgeschichte, 1961, S. 351 u. 354.
- ¹⁰ U. BAUMANN/E. MÜNZING, Angst, Neid und schlechtes Gewissen. Freiburg und seine Personnes Déplacées. Ein Beitrag zum Wettbewerb der Körber Stiftung „Alltag im Nachkriegsdeutschland“, vervielf. geb. Manuskr., Freiburg 1985.
- ¹¹ Stadtverwaltung Freiburg an Service de Documentation, 14. 1. 1950: Stadtarchiv Freiburg (StadtAF) C 5/770.
- ¹² ARBEITSGEMEINSCHAFT „GESCHWISTER SCHOLL“ (Hg.), Fremdarbeiter in Waldkirch und Umgebung zur Zeit des Nationalsozialismus. Schriften zur neueren Waldkircher Stadtgeschichte, Bd. 3, o. J. (1989), S. 17–19, 34, 103–105.
- ¹³ Präsident des Landesarbeitsamts Südwestdeutschland an Gauleitung Baden, 4. 12. 1942: Generallandesarchiv Karlsruhe (GLA) 465d 92.
- ¹⁴ B. BOLL, „... für praktisch jedermann die reine Sklaverei.“ Erinnerungen ehemaliger Zwangsarbeiter aus Holland an ihren Alltag in Offenburg 1943/44, in: Allmende 21/22, 1988, S. 50–82.
- ¹⁵ M. SCHMID, „Unsere ausländischen Arbeitskräfte“ Zwangsarbeiter in den Werken und Barackenlagern des Daimler Benz Konzerns. Ein Überblick, in: Daimler Benz Buch 1987, S. 559–591, hier S. 572/73.
- ¹⁶ Anzahl der Ausländer in RüBetrieben (Baden, Betreuung Straßburg), Stand 31. 8. 1942: Bundesarchiv Militärarchiv (BA/MA) RW 20 5/38.
- ¹⁷ P. KOPPENHÖFER, „In Buchenwald war die Verpflegung besser“ KZ Häftlinge bei Daimler Benz in Mannheim, in: Daimler Benz Buch 1987, S. 514–542, hier S. 515/518.
- ¹⁸ ROTH (wie Anm. 7) S. 342.
- ¹⁹ M. BOSCH, Als die Freiheit unterging. Eine Dokumentation über Verweigerung, Widerstand und Verfolgung im Dritten Reich in Südbaden, 1985, S. 258.
- ²⁰ Landesarbeitsamt Südwestdeutschland an Gauleitung Baden, 4. 12. 1942: GLA 465d 92.
- ²¹ Zentrale Stelle der Landesjustizverwaltungen Ludwigsburg (ZStL): Dokumentensammlung 233 Verschiedenes; Beschäftigtenmeldungen in BA/MA RW 20 5/13 bis 18, RW 20 5/36, RW 20 5/39, RW 20 5/56.
- ²² U. HERBERT, Der „Ausländereinsatz“. Fremdarbeiter und Kriegsgefangene in Deutschland 1939–1945 ein Überblick, in: Beiträge zur nationalsozialistischen Gesundheits- und Sozialpolitik, Bd. 3, 1986, S. 13–54, hier S. 13.
- ²³ U. HERBERT, Fremdarbeiter. Politik und Praxis des Ausländer Einsatzes in der Kriegswirtschaft des Dritten Reiches, 1985, passim.
- ²⁴ ZStL Vorgänge 406 AR 1122/71, 406 AR Z 254/72 und 410 AR 1623/65.
- ²⁵ Vgl. CH. SCHMINCK GUSTAVUS, Zwangsarbeit und Faschismus. Zur „Polenpolitik“ des „Dritten Reichs“, in: Kritische Justiz 13, 1980, S. 1–27 und 184–206.
- ²⁶ HERBERT (wie Anm. 23) S. 157–161.
- ²⁷ Kriegstagebuch des Rüstungskommandos (RüKdo) Villingen, 22. 8. 1942: BA/MA RW 21 21/3.
- ²⁸ Verfolgung, Widerstand, Neubeginn in Freiburg 1933–1945. Eine Dokumentation. Hg. von der Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes/Bund der Antifaschisten, Kreis Freiburg. Redaktion: H. BÜTTNER, H. KAUFMANN, INGE KAUFMANN, E. SEHRER. o. J. (1980), 2. erw. Aufl. 1989, S. 212.
- ²⁹ HERBERT (wie Anm. 23) S. 147–152.
- ³⁰ Kriegstagebuch des RüKdo Villingen, 31. 1. 1942: BA/MA RW 21 21/3.
- ³¹ HERBERT (wie Anm. 23) S. 152–154, 157–161.
- ³² Ebd. S. 251–263.

- 33 Der Alemanne, Juni 1943; abgedruckt in: Arbeitsgemeinschaft Geschwister Scholl 1989, S. 29.
- 34 Ebd.
- 35 Merkblatt der Staatspolizeileitstelle Dresden, 16. II. 1942, in: Dokumentation — Ausgrenzung - Deutsche, Behörden und Ausländer, in: Beiträge zur nationalsozialistischen Gesundheits- und Sozialpolitik, Heft 3, 1986, S. 131—141, hier S. 136—138.
- 36 Ebd.
- 37 Landesbauernschaft Baden an alle Kreisbauernschaften, 6. 3. 1941: Dok. 086-EC, IMT Bd. 36, S. 132 ff.
- 38 Merkblatt für sowjetrussische Arbeitskräfte: StAF, Landeskommissär Konstanz, Generalia, Fasz. 1685.
- 39 VVN (wie Anm. 28) S. 214.
- 40 H. WÜLLENWEBER, Sondergerichte im Dritten Reich. Vergessene Verbrechen der Justiz, 1990, S. 180—182.
- 41 Reichsgesetzblatt 1940, Teil I, S. 556; HERBERT (wie Anm. 23) S. 264—266.
- 42 HERBERT (wie Anm. 23) S. 88.
- 43 BOLL (wie Anm. 14) S. 62.
- 44 StadtAO 5/6.427, 5/6.447, 5/6.460.
- 45 HERBERT (wie Anm. 23) S. 172 ff.
- 46 BOLL (wie Anm. 14) S. 54, 62 u. 64; vgl. HERBERT (wie Anm. 23) S. 207/208.
- 47 K. H. ROTH, Dreifache Ausbeutung der Fremdarbeiter. Eine Dokumentation über Ökonomie und Politik des Lohnersparnistransfers in der „europäischen Großraumwirtschaft“ 1940—1944, in: Mitteilungen der Dokumentationsstelle zur NS-Sozialpolitik, Heft 7/8, 1985, S. 69—100.
- 48 BOLL (wie Anm. 14) S. 63; HERBERT (wie Anm. 23) passim, vor allem S. 148, 163, 171.
- 49 VITALI SJOMIN, Zum Unterschied ein Zeichen, 1989, S. 71/72.
- 50 Gauhauptamtsleiter der Gauleitung Baden R. Roth an Gaustabsamtsleiter Schuppel, 17. 7. 1944: Dok. 804-D, IMT Bd. 35, S. 634—647, hier S. 646.
- 51 KOPPENHÖFER (wie Anm. 17) S. 518.
- 52 BOLL (wie Anm. 14) S. 51/52.
- 53 SCHÜLIN 1979 (wie Anm. 9) S. 66.
- 54 SJOMIN (wie Anm. 49) passim.
- 55 O. BURGER, Zeppelin und die Rüstungsindustrie am Bodensee, Teil 2, in: 1999 Heft 2, 1987, S. 52—87, hier S. 64.
- 56 StadtAO 5/6.513.
- 57 SJOMIN (wie Anm. 49) S. 9.
- 58 BOLL (wie Anm. 14) S. 67.
- 59 Gutachten von Obermedizinalrat Dr. Pfunder, 4. 8. 1942: StadtAF C4/XII/10/1.
- 60 Landrat des Kreises Offenburg an die Bürgermeister des Landkreises, 10. 6. 1942: StadtAO 5/6.461.
- 61 BOLL (wie Anm. 14) S. 53/54.
- 62 Interview mit A. van Buiten, 8. II. 1988: Videoaufzeichnung im Privatarchiv des Verfassers.
- 63 SJOMIN (wie Anm. 49) S. 249.
- 64 Katholisches Stadtpfarramt Staufen an Erzbischöfliches Ordinariat, 2. 10. 1942: EAF 47/40.
- 65 Lagebericht des Generalstaatsanwalts Karlsruhe für die Monate Dezember 1939 und Januar 1940, zitiert nach: J. SCHADT, Verfolgung und Widerstand unter dem Nationalsozialismus in Baden (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Mannheim, Bd. 3), 1976, S. 291 f.
- 66 R. HOCHHUTH, Eine Liebe in Deutschland, 3. Aufl. 1986, S. 138.
- 67 Offenburg Tageblatt, 4. 11. 1942.
- 68 BOSCH (wie Anm. 19) S. 261—264 und 271/272.
- 69 HERBERT (wie Anm. 23) S. 310.
- 70 Interview mit P. Hendriks, 7. II. 1988; Interview mit A. van Buiten, 8. II. 1988; Interview mit F. J. Fesevur, 9. II. 1988; Interviews mit H. Chr. Hagg, 29. 6. und 10. 11. 1988: Videoaufzeichnungen im Privatarchiv des Verfassers. Vgl. BOLL (wie Anm. 14) S. 70—75.
- 71 Reichssicherheitshauptamt/Amt IV: Meldung wichtiger staatspolizeilicher Ereignisse. Nr. 1, 4. 8. 1944; Nr. 4, 28. 7. 1944; Sonderbeilage zu Nr. 5, 29. 9. 1944: Deutsches Institut für Zeitgeschichte (DIZ), Mikrofilm MA 442/2; Gestapo-Bericht „Aufdeckung des BSW“: Institut für Marxis-

- mus-Leninismus beim ZK der SED — Zentrales Parteiarchiv NJ 1434; J. BRODSKI, Die Teilnahme sowjetischer Patrioten an der antifaschistischen Widerstandsbewegung in Süddeutschland (1943–1944), in: *Der Deutsche Imperialismus und der Zweite Weltkrieg*, Heft 3, 1960, S. 67–100; HERBERT (wie Anm. 23) S. 316–318; A. STREIM, Die Behandlung sowjetischer Kriegsgefangener im Fall Barbarossa. Eine Dokumentation, 1981, S. 142–152.
- ⁷² Lagebericht des Arbeitsamtes Freiburg für August und September 1944: StAF Bestand US-Gewahrsam, Nr. 68.
- ⁷³ R. FRÖBE, „Wie bei den alten Ägyptern“. Die Verlegung des Daimler-Benz-Flugmotorenwerks Genshagen nach Obrigheim am Neckar 1944/45, in: *Daimler-Benz-Buch* 1987, S. 392–470, hier S. 400.
- ⁷⁴ SCHMID (wie Anm. 15) S. 570.
- ⁷⁵ Ebd. S. 572/573 und 576; U. BÖHM/H. BÖTTCHER/R. DEUTER/M. WEINGARDT, Sicherungslager Rotenfels. Ein Konzentrationslager in Deutschland. 1989.
- ⁷⁶ M. HILDENBRAND, Der „Vulkan“ in Haslach im Kinzigtal. Hartsteinwerke — Konzentrationslager — Munitionslager — Mülldeponie, in: *Die Ortenau* 57, 1977, S. 313–336; DERS., Das mittlere Kinzigtal zur Stunde Null — Kriegsende und Besatzung 1944/45, in: *Die Ortenau* 65, 1985, S. 251–273.
- ⁷⁷ M. SCHMID, Außenkommandos im Neckartal, in: J. ZIEGLER, *Mitten unter uns. Natzweiler-Struthof: Spuren eines Konzentrationslagers*, 1986, S. 183–271, hier S. 208 ff.
- ⁷⁸ BURGER (wie Anm. 55) S. 74–87.
- ⁷⁹ INTERNATIONALER SUCHDIENST (Hg.), *Verzeichnis der Haftstätten unter dem Reichsführer-SS (1933–1945). Konzentrationslager und deren Außenkommandos sowie andere Haftstätten unter dem Reichsführer-SS in Deutschland und deutsch besetzten Gebieten*, 1979, S. XXVII.
- ⁸⁰ Ebd. S. 317 und 322–324.
- ⁸¹ Bericht von Sigmund Nissenbaum anlässlich einer Gedenkstunde auf dem jüdischen Friedhof Offenburg am 27. 4. 1981, in: *Mitteilungsblatt des Oberrates der Israeliten Badens* Nr. 6, Juni 1981; Liste der zwischen dem 23. 12. 1944 und dem 12. 4. 1945 auf dem Friedhof Offenburg beerdigten Ausländer: StadtAO 5/6.736.
- ⁸² H. RIEDEL, Halt! Schweizer Grenze! Das Ende des Zweiten Weltkrieges im Südschwarzwald und am Hochrhein in dokumentarischen Berichten deutscher, französischer und Schweizer Beteiligten und Betroffener, 1983, hier bes. S. 123–162.
- ⁸³ R. D. MÜLLER, Politik der „Verbrannten Erde“? Südbaden in der Kriegswirtschaft 1944/45, in: R.-D. MÜLLER/G. R. ÜBERSCHÄR/W. WETTE, *Wer zurückweicht wird erschossen! Kriegsalltag und Kriegsende in Südwestdeutschland 1944/45*, 1985, S. 38–48, hier S. 42.
- ⁸⁴ Vgl. die Berichte von H. Chr. Hagg, P. Hendriks, F. J. Fesevur, A. van Buiten und D. van Beijeren in: BOLL (wie Anm. 14) S. 86–90.
- ⁸⁵ RIEDEL (wie Anm. 82) S. 194–223.
- ⁸⁶ M. ZAHN, *Die Chronik des Deutschen Hauptzollamts Basel*, geb. vervielf. Manusk., 2 Bde., Bd. 2, S. 105; BAUMANN/MÜNZING (wie Anm. 10) S. 12; StadtAO: Ratsprotokoll vom 10. 9. 1946; vgl. *Offenburger Tageblatt*, 4. 5. 1955.
- ⁸⁷ *Badische Zeitung*, 6. 3. 1990; U. HERBERT, Blühende Völkergemeinschaft. Über die Entschädigung ausländischer KZ-Häftlinge und Zwangsarbeiter, das Londoner Schuldenabkommen und die Kunst der juristischen Interpretation, in: *Journal Geschichte* 1, 1988, S. 55–62.
- ⁸⁸ Interview mit A. van Buiten, 8. 11. 1988.

Buchbesprechungen

Themen der Landeskunde. Veröffentlichungsreihe aus dem Alemannischen Institut Freiburg im Breisgau. Hg. von KONRAD SONNTAG. Heft 1–5, Konkordia Verlag GmbH, Bühl/Baden.

An den landeskundlich Interessierten wendet sich die neue Reihe des Alemannischen Instituts mit dem Ziel, „grundlegende und allgemeinverständliche Darstellungen“ aus den Bereichen Geographie, Geschichte, Sprachforschung und Volkskunde im südwestdeutschen Sprachraum zu vermitteln. Diese „kleine Publikationsreihe“ schließt damit eine Lücke in den Veröffentlichungen des Alemannischen Instituts. Die ansprechende äußere Aufmachung der bisher erschienenen Hefte und die sorgfältige Edition ist dem Geschäftsführer des Alemannischen Instituts, Konrad Sonntag, sowie dem Verlag Konkordia zu danken.

Einiges Band dieser Reihe ist der alemannische Siedlungsraum. Besonderes Interesse dürfen die Beiträge von Gerhard W. Baur, dem Akademischen Direktor und Leiter des Arbeitsbereichs Badisches Wörterbuch, über die alemannische Mundart beanspruchen. Heft 2, 3 und 5 dieser Reihe wurden unter seiner Ägide bearbeitet und herausgegeben:

Alemannische Mundartliteratur seit 1945 in Baden und im Elsaß. Bearb. von GERHARD W. BAUR. Heft 2, Bühl/Baden 1987.

Die Sammlung der in Baden und im Elsaß — zum Teil in französischer Übersetzung — erschienenen Gedichte, Geschichten und Erzählungen in alemannischer Mundart wird dankenswerterweise ergänzt durch Angaben über Bezugsmöglichkeiten bzw. einen Hinweis, wenn sie vergriffen sind.

Alemannisch-schwäbische Mundartliteratur nach 1945. Formen — Entwicklungen — Tendenzen diesseits und jenseits des Rheins. Hg. von GERHARD W. BAUR. Heft 3, Bühl/Baden 1989.

Mundartliteratur des westoberdeutschen Sprachgebiets nach 1945 ist Thema dieses Heftes; es bezieht außer dem südbadischen und elsässischen Raum auch Schwaben und die deutsche Schweiz ein. Aus einer Vortragsreihe entstand ein Überblick über die nach 1945 erschienene Dialektliteratur. Vier Autoren stellen in einem Streifzug durch ihre Mundartdichtung Tendenzen und Entwicklungen dar, wobei der Bogen von Gedichten und Liedern bis zu Romanen, Theaterstücken, Hörspielen und Filmen reicht. Bezeichnend für die neuere Dialektliteratur ist die Aufnahme aktueller politischer und gesellschaftlicher Themen, die zu einer Befreiung aus den traditionellen Zwängen der Heimatdichtung führen.

Mundart und Schule in Baden-Württemberg. Hg. von GERHARD W. BAUR. Heft 5, Bühl/Baden 1990.

Muul, Schnorre, Gosche (71) heißt es im Dialekt (Donaueschingen), Mund in der Hochsprache. Sofern der unterschiedliche Funktions- und Verwendungsbereich berücksichtigt wird, sind — so Baur — beide Ausprägungen der deutschen Sprache einander gleichwertig (7). Mit diesem Thema fassen die sieben Autoren ein heißes Eisen an, gelten doch Dialektsprecher als benachteiligt im Berufsleben. Neben grundlegenden Diskussionsbeiträgen zur Kontroverse Sprachbarriere — Sprachförderung durch Mundart werden Möglichkeiten aufgezeigt, wie die Mundart in den Schulunterricht einbezogen werden kann und auch soll. Aber nicht nur Germanisten, sondern auch Historiker sollten mundartkundig sein, wie aus Baur's Projektarbeit über Flurnamen hervorgeht.

EBERHARD NAUJOKS, Stadt und Industrialisierung in Baden und Württemberg bis zum Ersten Weltkrieg (1800–1914). Heft 1, Bühl/Baden 1987.

Nach dem oberen Neckarraum untersucht E. Naujoks nun den Industrialisierungsprozeß im Großherzogtum Baden und im Königreich Württemberg. Die unterschiedliche politische Ausgangslage hat neben vielen anderen Faktoren den Rhythmus der Entwicklung bestimmt, in welchem sich die Industrialisierung zuerst im liberaleren Baden, dann in Württemberg vollzog, wie Naujoks zunächst darlegt. Wichtige Impulse erhielt die Industrialisierung durch einen Innovationsschub im Gefolge der Kontinentalsperre, die jedoch bald gebremst wurden durch Schwierigkeiten in der Kreditbeschaffung, unzureichende Verkehrserschließung und restriktive Gewerbepolitik. Erst nach dem Eintritt in den Zollverein setzte sich die Entwicklung fort. In Württemberg war das Gewerbe aufgrund des landwirtschaftlichen Defizits stärker ausgebildet (29); daher traf die schwere Krise nach 1847 Württemberg mit seinen vielen Klein- und Mittelbetrieben stärker als Baden. Mehrere Faktoren mußten zusammenkommen, um den Take-off in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu ermöglichen: die Einführung der Gewerbefreiheit 1862, das Freizügigkeitsgesetz, eine Vielzahl von technischen Erfindungen und nicht zuletzt die Verkehrserschließung durch Eisenbahn und Dampfschiff. Nach dem Übergang vom manuellen zum maschinellen Betrieb nahm die Industrialisierung eine Dynamik an, die die Mentalität der Biedermeierzeit schnell verschwinden ließ. Wirtschaftsliberalismus prägte das Großherzogtum, so daß sich der Abstand zum eher konservativen Königreich vergrößerte. Bis zum Ersten Weltkrieg war der Vorsprung Badens jedoch aufgeholt (114). Vom Großen zum Kleinen — im zweiten Teil zeigt E. Naujoks exemplarisch an einigen herausragenden Industriestädten, wie deren Gewerbe- und Wirtschaftsentwicklung von einem vielfältigen Beziehungsgeflecht — Wachstum der Bevölkerung, Wanderungsbewegung vom Land zur Stadt usw. — beeinflußt wurde.

In Baden wuchs Mannheim zur führenden Industriestadt heran, begünstigt durch seine Verkehrslage am Rhein. Industrie und Handel blühten, aus der einstigen „Gartenstadt“ wurde eine Arbeiterstadt (58), die vor dem Ersten Weltkrieg die höchste Zahl von Arbeitern in der Industrie beschäftigte. Gut die Hälfte dieses Potentials, 24 100, erreichte Pforzheim, das mit seiner Uhren- und Schmuckindustrie einen Sonderweg ging. Obwohl deren Produkte wegen ihres Luxuscharakters (65) besonders krisenanfällig waren, wurde nach der Umstellung auf maschinellen Betrieb und der Verwendung des (billigeren) Dublee statt Münzgold ein ständiges Wachstum erreicht. Der Süden blieb weit hinter dem Norden Badens zurück. Selbst die Residenzstadt Karlsruhe weist zur selben Zeit nur eine Arbeiterschaft von 16 100 auf, obwohl sie ebenfalls um ein Vielfaches angewachsen war. Weder Beamtenstadt (74) noch Industriestadt — sie blieb Landeshauptstadt mit zentralen Funktionen (72). Freiburg als größter Hauptproduktionsort Südbadens — Uhren und Textil — beschäftigte vor dem Ersten Weltkrieg jedoch nur 5120 Arbeiter. Ob die Universitätsstadt nach dem Zweiten Weltkrieg wirklich „eine Industriestadt im modernen Sinne geworden ist“ (76), wäre zu überprüfen.

In Württemberg verursachte die rasante Entwicklung des Umschlagplatzes Mannheim die Umwandlung Heilbronn von einer Handels- zu einer Industriestadt; der einst für Württemberg wichtigste Neckarhafen geriet in Rückgang. Erst in den 90er Jahren brachte der Kraftfahrzeugbau (83) den Aufschwung. In Esslingen setzte die Hochkonjunktur der Textil- und Metallfabriken wie auch der bekannten Maschinenfabrik nach der Gründerkrise um 1885 ein (91). Anders bei Heidenheim, einer kleinen Stadt im toten Winkel, deren Textilfabriken — später auch Maschinen- und Papierfabriken — erst nach der Anbindung an das Eisenbahnnetz Mitte der 60er Jahre florierten (92). Zwanzigtausend Einwohner zählte die Residenz Stuttgart um 1800; sie war aufgrund ihres ungünstigen Standorts noch weit davon entfernt, eine Industriemetropole zu sein. Mit der 1848 entstandenen Zentralstelle für Gewerbe und Handel (101) war der erste Schritt zur Förderung der Industrie getan. Ein ganz neuer Industriezweig ent-

stand: die Konfektionsindustrie. Bis ins 20. Jahrhundert hinein hatte jedoch der Handel vorrangige Bedeutung. — Ausführliche Literaturhinweise und Anmerkungen bereichern diese Vergleichsstudie, die durch ein Namen- und Sachregister vervollständigt wird. Gewünscht hätte man sich die eine oder andere Graphik, die das reichhaltige Zahlenmaterial übersichtlicher dargeboten hätte.

NORBERT OHLER, Von Grenzen und Herrschaften. Grundzüge territorialer Entwicklung im deutschen Südwesten. Heft 4, Bühl/Baden 1989.

„Der Reiz dieser alten Kulturlandschaft besteht gerade in ihrer Vielgestaltigkeit“ (89), betont N. Ohler und weist damit einen neuen Weg, den sog. „Flickenteppich“ zu sehen. Dieses Bild läßt außer acht, daß die vielen Kleinstaaten zusammengehalten wurden durch den Überbau des Heiligen Römischen Reichs. Wie es nun zur Herausbildung all dieser Territorialherrschaften kam, wird in thesenhafter Kürze (7) mit Schwerpunkt im Mittelalter für Realschullehrer auf einer Fortbildungstagung skizziert. Die Problematik der Grenzziehung bei Herrschaftsgebieten wird deutlich, wenn man das Überlappen von geographischen, rechtlichen, sprachlichen oder gar biologischen Merkmalen (eindrucksvoll!) betrachtet, ganz zu schweigen von der Fragwürdigkeit sog. „natürlicher“ Grenzen (16), wie sie beispielsweise ein Fluß oder ein Gebirge darstellt. Nur die Abgrenzung eines Gebietes schafft jedoch die Voraussetzung für die Bildung von Territorialherrschaft. Kommt zur Herrschaft über das Land noch die Herrschaft über Menschen hinzu, so kann sich aus dieser „Grund-Herrschaft“ schließlich die Landesherrschaft entwickeln. Diese etablierte sich vor allem dann, wenn die Zentralgewalt geschwächt war (33).

Die Kirche trug viel zur Ausbildung von Landesherrschaft bei, da sie bereits über abgegrenzte — und effizient geleitete — Verwaltungsbezirke verfügte aufgrund ihres territorial, nicht personal begründeten Rechts. Es konnte nicht ausbleiben, daß die mächtige Kirche mit der weltlichen Herrschaft in Kollision geriet, wie der Investiturstreit zeigte. Durch den Machtverlust des Königs gewannen dann die Landesherrschaften an Einfluß, wie Ohler am Geschlecht der Zähringer zeigt. Sie waren unter anderem wegen ihrer zahlreichen Städtegründungen von Bedeutung für den Südwesten. Als zweites Beispiel für Landesherrschaft wurden die Markgrafen von Hachberg ausgewählt, nicht zuletzt weil die gut erforschten Quellen auch Einblick in den Alltag von Burgherr und Bauer erlauben.

Weitere Territorialherrschaften bildeten die Städte, die auf historischen Karten nur durch einen Punkt (!) erkennbar sind, also wesentlich weniger ins Auge fallen als die flächigen Territorien (58). Einige von ihnen, vor allem Reichsstädte, verfügten jedoch über ein beachtliches Machtpotential. Der Zusammenschluß von Städten führte allerdings nicht zur Herausbildung von staatlicher Herrschaft. Dies gelang dafür auf außergewöhnliche Weise in der Schweiz: Aus einer genossenschaftlichen Bewegung heraus entstand in der Schweizerischen Eidgenossenschaft ein stabiler Staat (66). Das „am meisten geschlossene Territorium im deutschen Südwesten“ (67) schufen schließlich die Grafen von Württemberg aus einem Sammelsurium von Gütern und Rechten.

Politische Ereignisse wirkten auf all die im Verlauf der Jahrhunderte entstandenen kleinen und großen Staatsgebilde ein und veränderten sie. Im Kleinen trennte die Reformation die Bürger von Dorf zu Dorf, im Großen schuf Napoleon mit seiner radikalen „Flurbereinigung“ (75) neue Grenzen. Der Herrschaft der Klöster versetzte die Säkularisierung den Todesstoß, den Städten, Ritter- und Adelherrschaften nahm die Mediatisierung ihre Selbständigkeit. Nach den Eingriffen durch die beiden Weltkriege schuf die Verwaltungsform 1971 einen *fait accompli*, der einstige Grenzen zwischen Württemberg und Baden völlig verwischte. Aber: „Grenzen von Territorien bedeuten keine Schranken . . .“ (92). — Lebendig wird diese Abhandlung zur Landesgeschichte durch die zahlreichen Kartendarstellungen, die die Entwicklung „ein-

sehbar“ machen, so daß die grenzübergreifenden Gemeinsamkeiten des südwestdeutschen Raums ins Blickfeld treten. Ausführliche Literaturhinweise regen zu weiterem Studium an.
Ursula Huggle

Die Bestände des Generallandesarchivs Karlsruhe, Teil 1: Selekte, Nachlässe und Sammlungen (A-U), bearb. von MARIE SALABA und HANSMARTIN SCHWARZMAIER (Veröffentlichungen der Staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg Bd. 39/1) Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart 1988. 180 S.

Die Bestände des Generallandesarchivs Karlsruhe, Teil 3: Haus- und Staatsarchiv sowie Hofbehörden (46–60), bearb. von HANSMARTIN SCHWARZMAIER und HILTBURG KÖCKERT (Veröffentlichungen der Staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg Bd. 39/3) Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart 1991. 141 S.

Mit den beiden genannten Bänden sind Teil 1 und Teil 3 der 10teiligen Beständeübersicht des Generallandesarchivs Karlsruhe erschienen. Diese neu konzipierte Beständeübersicht knüpft an den „Krebs“, die zweiteilige Beständeübersicht aus den Jahren 1954 und 1957, an. Die Übersicht führt aber auch ältere Traditionen des ehemaligen Großherzoglichen Badischen Generallandesarchivs aus den Jahren 1901–1911 fort, damals eine der ersten Veröffentlichungen dieser Art eines staatlichen Archivs. Ziel ist es, dem Benutzer einen Überblick über die Bestände und deren Inhalt zu vermitteln, ohne einen Abdruck der Findmittel oder nur eine Auflistung der Bestände zu geben. Dies erweckt nicht nur hohe Erwartungen beim Leser, sondern stellt auch an die Bearbeiter entsprechende Anforderungen. Das Generallandesarchiv gibt dem Archivbenutzer mit diesen Bänden schon zum dritten Mal innerhalb eines Jahrhunderts Hilfsmittel an die Hand, die es erlauben, eine Archivreise effektiv vorzubereiten. Die Übersicht ist somit auch ein Indiz für den Wandel im Berufsethos der Archivars vom Gralhüter archivalischer Schätze zum benutzerorientierten Beamten eines effektiven Dienstleistungsbetriebes. Die Beständeübersicht beschreibt die Archivbestände in der Reihenfolge des Bestandaufbaues in einer einheitlichen Vorgehensweise. Dieses „Beschreibungsformular“ umfaßt den Umfang des Archivgutes, Laufzeit, Angaben zu detaillierteren Repertorien und Erschließungshilfen, Zitierweise, Literatur- und Veröffentlichungshinweise sowie eine inhaltliche Beschreibung. In vielen Fällen, z. B. Nachlässen, werden weitere zusätzliche Hinweise über Erwerbungsart oder in anderen Fällen zur Bestandsgeschichte gegeben. Die inhaltliche Beschreibung reicht in Ausnahmefällen von der Nennung einzelner sehr wichtiger Stücke über die Kurzbeschreibung kleinerer Komplexe eines Bestandes bis zur Überblicksbeschreibung des gesamten Bestandes. Die hierbei angewandte Form der Beschreibung richtet sich nach der Bedeutung des Bestandes, dem Umfang und den vorhandenen Bestandsrepertorien. Komplettiert wird jeder Teilband der Beständeübersicht mit einem Orts- und Personennamenindex. — Die Karlsruher Archivbestände bestehen aus einer heterogenen Masse von Pertinenz-, Provenienz-Beständen und Sammlungen, die einerseits in eine durchlaufende Nummernfolge, andererseits in ein Literierungssystem eingepaßt sind. Mit der Systematisierung und Beschreibung hatte bereits die Übersicht von Krebs gewisse Schwierigkeiten, die jedoch pragmatisch gelöst wurden. Krebs mußte vielfach Kompromisse bei der Tektonik wie auch bei der Beschreibung der Bestände eingehen. Beides erwies sich im Laufe der Zeit als große Hürde für den Archivbenutzer und soll nun in der neuen Beständeübersicht verbessert werden. Gerade die Lücken des „Krebs“ und die Neuzugänge galt es in der neuen Übersicht zu schließen und zu beschreiben. Als Beispiel sind an erster Stelle die Sammlungen zu nennen, denen Krebs in seiner Beschreibung nur etwa 12 Seiten widmete.

Teil 1 der Karlsruher Beständeübersicht beschreibt auf 180 Seiten die nur geringfügig korrigierte Gliederung der Selekte und Sammlungen der Kaiser-, Papst- und Privaturkunden, der Fotos, Karten, Pläne, Bilder, Druckschriften, Deduktionen, Flugschriften, Reproduktionen aus fremden Archiven, der Tonträger und des unschriftlichen Sammelgutes. Wenn man be-

denkt, daß Krebs zwar den Urkundenselekten mehr Raum gewidmet hatte, die Sammlungen F—N aber nur in insgesamt neun Zeilen als vorhanden erwähnt, die Sammlungen O—U gar nicht beschrieben hatte, kann man die Leistung des ersten Bandes erst in angemessener Form würdigen. Der Überblick beschreibt gerade die zuletzt genannten und bisher zu Unrecht vernachlässigten Bestände auf insgesamt etwa 80 Seiten. Damit wird der Forschung vielfach erstmals die Möglichkeit gegeben, sich einen Eindruck von dem vorhandenen Archivgut zu verschaffen und in Archivbeständen, die bis dahin oft nur als Geheimtip bekannt waren, nach Materialien zu suchen und diese auszuwerten. Das traditionelle und längst schon überholte Bild des mediävistischen Archivars erfährt durch dieses Bändchen ebenfalls seine Korrektur: nicht nur die von Krebs beschriebenen Urkundenselekte sind bedeutendes Archivgut, sondern ihnen als Archivgut ebenbürtig werden die Nachlässe, Bildmaterialien und nichtschriftlichen Informationsträger vorgestellt.

Teil 3 beschreibt die als Haus- und Staatsarchiv bezeichneten Bestände des Generallandesarchivs, die eine überaus wechselhafte Vergangenheit hinter sich haben und den Kern der staatlichen „altbadischen“ Überlieferung enthalten. Die Beständeübersicht beschreibt neben dem sechsteiligen Haus- und Staatsarchiv die politischen Nachlässe, das Oberstkammerherrenamt, das Oberhofmarschallamt, das Oberstallmeisteramt, den Oberhofverwaltungsrat, die Generalintendanz der Civilliste, die Generaldirektion des Hoftheaters sowie Landes- und Staatstheaters, die Gartendirektion, die Generaladjutantur, das Geheime Kabinett, die Markgräfliche Verwaltung sowie das Geheime Kabinett der Großherzogin Luise. Diese Bestände sind jedoch nicht das Pendant zu den altwürttembergischen Beständen des Hauptstaatsarchivs Stuttgart, denen die sogenannten „neuwürttembergischen“ Bestände gegenüberstehen. Die Karlsruher Bestände wurden überwiegend nach dem Pertinenzprinzip erst im Verlauf des 19. Jahrhunderts zusammengestellt. Diese Grundinformation zur Bestandsgeschichte macht deutlich, daß hier eine Überblicksbeschreibung wie sie nun mit dem Teil 3 vorliegt, unverzichtbar ist und an sie enorme Anforderungen gestellt sind. Im Vergleich zu Krebs ist die neue Übersicht etwa sechsmal umfangreicher, optisch erheblich übersichtlicher und in vielen Details präziser geworden, ohne die alten Erschließungsmaßstäbe über Bord zu werfen.

Abschließend ist den ersten beiden Teilen der Beständeübersicht ein Lob auszusprechen. Die Konzeption der einzelnen Bände ist knapp und gut. Doch kann in einigen Punkten das ehrgeizige und löbliche Werk sicherlich noch verbessert werden. Da die Karlsruher Bestände vielfach aufgrund ihres Pertinenzprinzips bei den Altbeständen gefürchtet sind, wäre hier beispielsweise eine erhebliche Verbesserung der Situation durch die summarische Angabe der Provenienzen in Kurzform zu erreichen. Ein Provenienzindex mit Verweisung auf die Bestandsbezeichnungen in dem als II. Teil konzipierten Gesamtindex würde das Gesamtwerk zusätzlich aufwerten. Wenn auch die Provenienzen im einzelnen meist nur durch Spezialisten, oftmals wohl überhaupt nicht mehr wieder herzustellen sind, wäre durch die Indizierung der Provenienzen wenigstens ein bedeutender Schritt in diese Richtung auf dem Papier zu erreichen. Eng damit zusammenhängend ist die in der Konzeption der zehn Bände nicht berücksichtigte Archiv- und Bestandsgeschichte des Generallandesarchivs. Ihre Aufnahme in den Generalindex und Zusatzband ist wünschenswert und sollte unter keinen Umständen zugunsten einer landeseinheitlichen Beständeübersichts-Konzeption geopfert werden. Nur in diesem Fall kann die alte Gesamtübersicht von Krebs tatsächlich abgelöst und ersetzt werden. Verzichtet man auf diesen Teil, so ist zumindest der erste Band des Krebs für den Benutzer auch weiterhin unverzichtbar. Dennoch ist wohl die Bezeichnung der neuen Beständeübersicht als „neuer Krebs“ eine Untertreibung. Es wäre zu hoffen, daß viele andere Archive diesem Beispiel einer gelungenen Beständeübersicht folgen mögen und ein solches Projekt nicht nur als lästige Arbeit, sondern als eine Aufgabe des Archives im Sinne des Benutzers ansehen würden.

Dieter Speck

PETER-JOHANNES SCHULER, Notare Südwestdeutschlands. Ein prosopographisches Verzeichnis für die Zeit von 1300 bis circa 1520. Text- und Registerband (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B Forschungen 90. und 99. Band). W. Kohlhammer Verlag, Stuttgart 1987. 538 und 272 S.

Peter-Johannes Schuler, bekannt durch seine Dissertation „Geschichte des südwestdeutschen Notariats. Von seinen Anfängen bis zur Reichsnotariatsordnung von 1512“, legt mit dem prosopographischen Verzeichnis der Notare Südwestdeutschlands ein Nebenprodukt seiner arbeitsintensiven Forschungen vor. Zwischenzeitlich hatte er schon das Bildmaterial der Signetkartei unter dem Titel „Südwestdeutsche Notarszeichen“ publiziert.

Das eigene umfangreiche personengeschichtliche Material ergänzte Schuler im vorliegenden Verzeichnis durch Sammlungen von Karl Siegfried Bader (Zürich) und Karl Mommsen (Basel). Obwohl versucht wurde, alle in südwestdeutschen Quellen ermittelten öffentlichen Notare zwischen 1300 und 1520 zu erfassen, kann das Werk — worauf der Autor selbst hinweist — natürlich keine lückenlose Datensammlung bieten. Auch zukünftig wird man neue Notare oder zusätzliches Material zu genannten Personen entdecken. Unter Notaren versteht Schuler nur die „notarii publici“ sowie die bischöflichen Notare und grenzt diese Personengruppen von den zahlreichen Schreibernotaren ab.

Die einzelnen Notarsbiographien sind alphabetisch geordnet und fortlaufend nummeriert. Erfreulicherweise wurden alle Namensformen als selbständige Lemmata aufgenommen. Die einzelnen Biographien sind nach einem festen Schema aufgebaut: Zunächst wird die Tätigkeit als Notar, Schreiber und Prokurator erfaßt. Dem schließen sich Angaben über die persönlichen Lebensumstände, gegebenenfalls über den Besitz sowie literarische Tätigkeiten an. Abschließend stellt Schuler die Quellenbelege über die notarielle Tätigkeit im weitesten Sinne zusammen. Die Verzeichnisse, Register und Stammtafeln sind vom prosopographischen Teil abgetrennt und in einem eigenen Band zusammengefaßt. Das Sachregister enthält in erster Linie nur Stichworte, die die Tätigkeit der öffentlichen Notare im weitesten Sinne erfassen. Zusätzlich führt Schuler im „Verzeichnis der ungedruckten Quellen“ des Registerbandes alle Archivbestände auf, die von ihm systematisch durchgesehen wurden. Als Schwerpunkt treten dabei das Generallandesarchiv Karlsruhe, das Staatsarchiv des Kantons Basel-Stadt sowie das Stadtarchiv Freiburg i. Br. hervor. Ein umfassendes Literaturverzeichnis sowie Stammtafeln einzelner Notarsfamilien runden das Bild ab. Man kann sich nur weitere derartige prosopographische Verzeichnisse wünschen.

Jürgen Treffeisen

HOLGER KRUSE, WERNER PARAVICINI, ANDREAS RANFT (Hg.), Ritterorden und Adelsgesellschaften im spätmittelalterlichen Deutschland. Ein systematisches Verzeichnis (Kieler Werkstücke Reihe D: Beiträge zur europäischen Geschichte des späten Mittelalters 1) Verlag Peter Lang, Frankfurt am Main, Bern, New York, Paris 1991. 522 S., 1 Karte.

Das Werk ist eine umfassende Materialsammlung und ein bisher nicht gekannter Leitfaden durch die diffuse Thematik der Ritter- und Adelsgesellschaften. Seine Zielsetzung und sein Werdegang werden im Vorwort ausführlich erläutert, obwohl allein schon der Umfang des Materialteils für sich sprechen könnte. Zum einen möchte der Titel an die zusammenfassenden Darstellungen der Adelsorganisationen aus der Mitte des 19. Jahrhunderts anknüpfen, andererseits aber auch neueste Forschungsergebnisse verarbeiten, alle (aus der Literatur) bekannten Materialien aufbereiten und als Basis für weitere Forschungen zur Verfügung stellen. Damit erhebt das vorliegende Buch den Anspruch eines Standardwerkes. Trotz aller Schwierigkeiten wird dieser Anspruch sicherlich vollkommen zu Recht erhoben. — Die Zusammenstellung der Rittergesellschaften ist das Ergebnis einer mühevollen Vorarbeit, die ihren Ausgang in einem Seminar hatte, zu Staatsexamens-, Magister- und weiteren Forschungsarbeiten am Kieler Historischen Seminar führte. Ein Beispiel für die Verquickung von Forschung und Lehre und

wie aus einer Seminarveranstaltung überdurchschnittlich interessierte Studenten unter fachkundiger Anleitung mehr als beachtliche Leistungen erbringen können. Fraglich, ob sich sonst überhaupt jemand an eine so mühevollen und arbeitsintensive Tätigkeit gewagt hätte. Das Forschungsobjekt waren weltliche Rittergesellschaften, die zumindest ein Gesellschaftszeichen, gemeinsame Kleidung und Namen als Gemeinsamkeiten aufwiesen. Da jedoch vielfach die Übergänge zu anderen Organisationsformen ähnlicher oder gleicher gesellschaftlicher Gruppierungen, z. B. Trinkstuben, Patriziergesellschaften, geistlichen Ritterorden, aber auch Landfrieden, Einungen usw. sehr problematisch sind, dürfte in vielen Bereichen die Arbeit korrekturbedürftig sein oder werden, sobald einschlägige Untersuchungen vorliegen. Gerade diese anzuregen, ist jedoch eines der Anliegen der Materialsammlung. Diese Feststellung sollte aber die vorliegende Arbeit nicht abwerten oder schmälern, sondern im Gegenteil fordert sie gerade zu Korrekturen, Ergänzungen und zur Diskussion auf. Vielfach können die notwendigen Folgerungen nicht aus dem vorgestellten Material, sondern nur aus Archiven oder regionalen Quelleneditionen geschlossen werden. Die dazu notwendigen umfangreichen Detailrecherchen und wissenschaftlichen Arbeiten konnte und kann das Kieler Projekt jedoch niemals alleine leisten.

An die Einführung zur Entstehung, zu Bearbeitungskriterien und Zielsetzung, schließt sich als Hauptteil ein fast 500 Seiten starker Katalog der Gesellschaften an. Das Verzeichnis beschreibt nach einem immer gleich angewandten Schema 92 Gesellschaften. Es verfügt zusätzlich über einen Index der Gesellschaftsnamen, -zeichen und Patrone sowie eine ausklappbare Karte, die die Verteilung der Gesellschaften über das Reichsgebiet veranschaulicht. Auf eine Systematisierung und Klassifizierung wurde bewußt verzichtet, da sie nach einigen Versuchen bereits in den Vorarbeiten als äußerst problematisch erkannt wurden. Verzichtet wurde leider auf die Darstellung der Gesellschaftszeichen, um das Erscheinen des Verzeichnisses nicht noch länger hinauszuzögern. Zu hoffen ist jedoch, daß dieses wichtige, aber auch sehr aufwendige Hilfsmittel für weitere Identifikationen in einer späteren Auflage zu ihrem Recht kommen kann. Die inhaltliche Beschreibung des Katalogteiles umfaßt pro Gesellschaft im Idealfall 37 Abschnitte, die sich allgemeinen Angaben, der Organisation, Rechtsformen, Mitgliedschaftsformen, Verpflichtungen, diversen sonstigen Informationen und Literaturhinweisen widmen. Auch hier zeigt sich, wie praxisorientiert das Werk ist, da das Beschreibungsformular sich als ausklappbare Tafel am Ende Werkes befindet und so jederzeit nebenher beim Studium des Textes als Arbeitshilfe zur Verfügung steht. Zwar betont die Sammlung immer wieder, nur Material bereitzustellen zu wollen, doch ist bei einigen Gesellschaften das Material bereits soweit aufbereitet und teilweise ausgewertet, daß die vorliegende Form schon in gewisser Weise lexikalischen Charakter besitzt.

Das vorgelegte Werkstück, so die Selbstbezeichnung, bildet das Forum für weitere Arbeiten und spricht den Leser zur unmittelbaren Mitarbeit an. Hoffentlich erhält das erfreuliche Unternehmen ein entsprechendes Echo und den notwendigen Zuspruch. Als symptomatisch für die notwendige Hilfe durch Außenstehende können die Mitgliederlisten der Gesellschaften und die Identifikation der einzelnen Mitglieder gelten, die meist nur durch Spezialisten zu entschlüsseln sind, da vielfach Nachschlagewerke fehlen. Wünschenswert wäre auch, daß die vorsichtig angedeuteten, projektierten Untersuchungen zu Abzeichen und Bildevisen, Turnieren und Adelsreisen ebenso wie das Korpus der Statuten nicht nur Vorhaben sind, sondern tatsächlich als Folgearbeiten der vorliegenden Unternehmung realisiert werden könnten. — Das vorliegende Repertorium der Adelsgesellschaften stößt in eine Lücke vor, die schon längst hätte geschlossen werden sollen. Der immense Aufwand dieses ersten Versuchs, die Rittergesellschaften als Materialsammlung zusammenzutragen, hat sich rundherum gelohnt. Jetzt gilt es abzuwarten, ob sich die Hoffnung der Bearbeiter auf entsprechende Reaktionen erfüllt, um so die Forschungen in dieser Richtung weiter vorantreiben zu können. Es dürften nach zahlrei-

che Gesellschaften als ungehobene Schätze in Archiven oder regionalen Publikationen vergraben sein, die es zu heben und zu bearbeiten gilt. Mit dieser beachtlichen Materialsammlung ist erstmals die Grundlage für eine vergleichende Forschung gegeben. Ebenso wurde ein bedeutender Beitrag zur Elitenforschung und zur Erforschung der Korporationen geleistet. Kurz, die Materialsammlung sollte in keiner historisch-wissenschaftlich orientierten Bibliothek fehlen.

Dieter Speck

Barockschloß Ebnet bei Freiburg i. Br. (Oberrheinische Quellen und Forschungen 2). Verlag Schnell u. Steiner. München/Zürich 1989. 136 S., zahlr. Abb.

Das fraglos schönste unter den zahlreichen Schlössern und Herrenhäusern des Breisgaus hat mit dieser Publikation eine angemessene Würdigung erfahren. Anlaß ist die über zehnjährige denkmalpflegerische Bemühung um das Schloß Ebnet. Mit erkennbarer Freude und nicht ohne Süffisanz gibt der heutige, engagierte Hausherr, Nikolaus von Gayling, 26. Herr auf Ebnet seit 1348, in seinem Geleitwort Einblick in die Arbeiten, die er bescheiden auch als „kleine und beispielhafte Einführung in die praktische Denkmalpflege“ verstanden wissen will. An Rekonstruktion und Renovierung des barocken Ensembles von Schloß und Park haben, wie auf S. 130 zu lesen ist, annähernd 50 Fachfirmen mitgewirkt. Zwölf Autoren, unter ihnen, neben dem Hausherrn, der Freiburger Denkmalpfleger W. Stopfel, der Wormser Architekt H.-M. Schärf, der Ebnetter Schloßarchivar P.-R. Zander sowie die Kunsthistoriker I. Krummer-Schroth, H. Brommer und H. Wischermann geben in 19 Beiträgen einen Überblick über nahezu alle Aspekte des Anwesens, darunter auch numismatische, genealogische, heraldische und botanische. Namenregister, Stammtafeln und eine Literaturliste beschließen das Werk. Der übersichtliche zweispaltige Druck des mit zahlreichen, vielfach farbigen Abbildungen ausgestatteten querformatigen Bandes läßt die Lektüre nicht nur zum intellektuellen, sondern auch zum ästhetischen Vergnügen werden. Dem Leser teilt sich so zwanglos mit, was W. Stopfel (S. 10) feststellt: „Viele glückliche Voraussetzungen trafen hier zusammen, die die Arbeiten an Schloß Ebnet . . . zu einem exemplarischen Beispiel sinnvoller Denkmalpflege machen.“

Klauspeter Wilke

Historische Beiträge zur Geschichte von Hecklingen und der Herrschaft Lichteneck. In: Die Pforte. Hg. von der Arbeitsgemeinschaft für Geschichte und Landeskunde in Kenzingen e. V. 7. und 8. Jahrgang Nr. 13 bis 16, 1987/88.

Schlicht und einfach präsentiert sich der Doppeljahresband der „Pforte“, bis man ihn aufschlägt und zunächst von dem reichhaltigen und ausgezeichneten Bild- und Kartenmaterial in Bann geschlagen wird. Was von einigen der 17 Autoren und 3 (!) Autorinnen an Abbildungen zusammengetragen wurde, könnte auch die anspruchsvollste Stadtgeschichte zieren, um wie viel mehr die Geschichte des Dorfes Hecklingen und seiner jahrhundertelangen Herrschaft Lichteneck. Zu häufig sollte man allerdings nicht im Büchlein blättern — es ent-blättert sich sonst.

Facettenreich präsentiert sich diese Ortsgeschichte, bedingt durch die Zusammensetzung des Teams: Schüler und Studierende, Burgenkundler und Historiker haben neben Hecklinger „Heimatsforschern“ (23) und interessierten Laien diesen Band gestaltet. Man erfährt zwar nicht genau, wann Hecklingen zum ersten Mal urkundlich erwähnt wurde — im 13. Jahrhundert (18), im Jahr 1112 (222) oder 1147 in einer päpstlichen Bulle (64) —, aber dem Vergnügen an einzelnen Beiträgen tut dies keinen Abbruch. Sehr gründlich wurden die Anfänge der Burg Lichteneck erforscht, deren Erbauung K. B. Knappe den Freiburger Grafen zuschreibt aufgrund der damaligen politischen Situation (73). Rund 400 Jahre später kündigt von der möglicherweise festungsartig ausgebauten Burg nur noch eine Ruine (124). Aus reichhaltigen Quellen können die Autoren schöpfen: aus Zinsrödeln und Berainen, aus dem Garnier'schen

Hausbuch und dem „Raisbüchlein“ des Zisterzienserpaters Conrad Burger. Auch wenn der sozialgeschichtliche Aspekt etwas zu kurz kommt, erfährt man doch, daß das „Küchenmensch“ (131) für einen Lohn von zehn Gulden im Jahr zu arbeiten hatte, während die vergnügungssüchtige Gräfin Maria von Hennin in einer einzigen Nacht etliche tausend Mark in einer Spielbank durchbrachte (186). Um Geld geht es auch bei der Zehntablösung, die für einige Bauern sogar mit der Pfändung des Herbstes endete (166). Und das kam die Hecklinger Rebauern sauer an! Damit soll nicht gesagt sein, daß der Hecklinger Wein immer „essigsauer“ (224) gewesen sei: 1976 wurde bei einem Ruländer ein Rekordmostgewicht von 204° Öchsle gemessen (231)! Mit dem Adel und ihren herrschaftlichen Domizilen beschäftigen sich mehrere Studien: den Herren von Tübingen, die sich nach ihrer Niederlassung im Breisgau von Lichteneck nannten (78), und den Grafen von Hennin, einem aus Frankreich stammenden Adelsgeschlecht (138). Weitere kleine Beiträge nebst einer Zeittafel vervollständigen das von R. Foerster redigierte Heimatbuch. Ursula Huggle

KLAUS WEBER, Brauchtum in St. Peter. Hg. v. der Gemeinde St. Peter, St. Peter 1990. 222 S; mit einer Übersichtskarte über die Gemarkung und die volkskundlichen Sehenswürdigkeiten.

KLAUS WEBER, St. Peter im Wandel der Zeit. Hg. v. der Gemeinde St. Peter, St. Peter 1992. 383 S.

Mit der Pfarrchronik, die vorbereitet wird, wollen die beiden von Klaus Weber veröffentlichten Bücher eine Einheit bilden. Der bewährte Heimatforscher hat damit seiner Gemeinde kostbare Geschenke zum 900jährigen Jubiläum im Jahr 1993 gemacht. Lebenslanger Forscherfleiß ermöglichte es Klaus Weber, sachkundig und flüssig über die Eigenheiten des Brauchtums und der Geschichte St. Peters zu schreiben.

Wer Inhaltsverzeichnis und Stichwortliste des ersten Bandes aufschlägt, wird angeregt, die zwölf Kapitel mit der schönen, zutreffend illustrierenden Bebilderung (Fotograf Raimund Schreiber, St. Peter) nicht nur durchzusehen, sondern sie genau zu lesen. An ungewohnten Zeichnungen wie „Anstoß“, Bündelistag, Ehrengesell, Geheimnistafeln, Heugaus, Kastenstuhl, „Katz“ (Gefängnis), Klotzpeife, Ochsenhädel, Schnupftuch, Solbaum, Stiefelhund, Tanzvögte, Zwchl, um nur einige zu nennen, herrscht kein Mangel. Interessanteste Lektüre wartet. Das Brauchtum im Jahreskreis und im Lebenslauf wird mit Berichten über das Leben in der Bauernstube, über Tanzveranstaltungen und über „neues Brauchtum seit Kriegsende“ ergänzt. Klaus Weber informiert über bäuerliches Arbeitsrecht, Volkstracht, Trachtenhandwerk wie auch über Hofkapellen, Hausglocken, Bildstöcke, Kleindenkmäler, Weg- und Hofkreuze.

Erfreulich ist, daß es ihm nicht um eine Flucht in falsch verstandene Idylle früherer Zeit geht. Vielmehr will Klaus Weber frühere Lebensformen verstehbar machen und den Blick für Gegebenheiten und Abläufe schärfen. Obwohl er selbst beklagt, daß er nur Schwerpunkte setzen und so manches wegen Umfangbeschränkung des Buchs nicht berücksichtigen konnte (darunter „auch die Mundart“), wird doch jeder, der sich mit der Schwarzwälder Volkskunde befaßt, Klaus Webers empfehlenswertes Buch über Brauchtum in St. Peter beachten müssen, bei dessen Entstehung der Heimatgeschichtliche Arbeitskreis St. Peter durch das Erfassen, Renovieren und Fotografieren von Wegkreuzen und Bildstöcken mitgewirkt hat.

Etwas untertrieben nennt Klaus Weber sein Buch „St. Peter im Wandel der Zeit“ den „Versuch eines Nichtfachmanns“. Er bereichert damit die lange Liste der historischen Literatur über Abtei und Gemeinde St. Peter mit einem Werk, das zwar keine allumfassende Ortschronik ist, weil es sich auf einige wesentliche Teilgebiete der einheimischen Geschichte beschränken mußte. Klaus Weber griff aber bewußt neue Themen auf und behielt dabei die Schicksale der Einwohnerschaft im Auge. Verdienstvoll ist, daß er die Zeit von der Klösteraufhebung (1806) bis heute miteinbezog. Was sich vom Anspruch her so sympathisch bescheiden verstan-

den wissen möchte, ist aber in Wirklichkeit eine sehr überlegt konzipierte Kloster- und Gemeindegeschichte, um die St. Peter sicher von mancher anderen Gemeinde beneidet werden dürfte. Klaus Weber legt damit die Frucht einer lebenslangen, intensiven Beschäftigung mit der Geschichte St. Peters vor.

Sein Buch ist in neun Kapitel eingeteilt. Er stellt die Zähringer Herzöge als Gründer St. Peters und die Gemeinde unter der Herrschaft des Klosters (bis 1806) vor. Kriege und Notzeiten, das Leben der Gemeinde im 19. und 20. Jahrhundert, die Schulgeschichte, Heilkunde und ärztliche Versorgung, eine kleine Vereinschronik und „Vom Kommen und Gehen der Familien“ sind Darstellungen, die durch statistische Angaben ergänzt werden. Wenn auch wichtige Teilbereiche der Ortsgeschichte zum Leidwesen des Autors ausgeklammert bleiben mußten, so hat doch die lange Reihe der Veröffentlichungen über St. Peter durch die beiden besprochenen Bücher Klaus Webers eine würdige gemeindehistorische Ergänzung erfahren.

Hermann Brommer

ALFONS KIND, Malteserstadt Heitersheim im Rückspiegel — Bauern/Handwerker/Geistesmänner. Selbstverlag, Bad Krozingen 1991. 44 S. mit Abb. (Erhältlich über Kurbuchhandlung Bad Krozingen)

Besonders reizvoll sind die Kapitel, die sich mit dem alten Heitersheimer „Poetenwinkel“ beschäftigen. Um 1800 scharten sich um den letzten Kanzler der Heitersheimer Malteser, Josef Albrecht von Ittner, so erlauchte Geister wie Johann Peter Hebel, Johann Georg Jacobi, Josef Maria Christof von Laßberg, Gottlieb Konrad Pfeffel. Darüber hinaus hält die Broschüre sehr viel fest von altem Brauchtum in den verschiedensten Bereichen, vor allem von Bauern und Handwerkern, die mit Können und Fleiß ihr Gewerbe verrichten. Auffallend: die lebendige und stets realitätsnahe Erzählweise des nunmehr 91jährigen Oberschulrats i. R. Alfons Kind.

Lothar Böhnert

MANFRED LANGE, Äbte/Vögte/Bergleute — Gewerbechronik der Gemeinde Münstertal/Schwarzwald. Schillinger-Verlag, Freiburg 1991. 160 S., mit Abb. und Karten.

Bereits mit seinen bisherigen Veröffentlichungen leistete Manfred Lange wichtige Beiträge zur Erforschung der geschichtlichen Vergangenheit der Gemeinde Münstertal/Schwarzwald. Doch mit seinem jüngsten Werk setzt er einen unübersehbaren Glanzpunkt. 190 Fotografien, über 160 Faksimile-Pressetexte vorwiegend aus der Zeit vor und um 1900 sowie über 80 Grafiken, Pläne und Skizzen dokumentieren das Münstertäler Gewerbe im Wandel der Zeit. — Der eigentlichen Gewerbechronik vorangestellt ist eine interessante Abhandlung über das Wassereinzugsgebiet des Neumagen. Der Jahresablauf im Münstertal und der Lebensweg der Münstertäler wurde seit jeher entscheidend beeinflusst von der Wasserflut, aber auch Wassernot des Neumagen. Wichtig waren außerdem die Wasserkraft und die daraus abgeleiteten Wasserrechte. — Insgesamt stellt die Gewerbechronik über 40 Berufsbilder vor, übersichtlich gruppiert um bestimmte Sachgebiete: Stein und Erz, Wasser und Holz, Mensch und Tier, Dienst und Leistung. Nicht vergessen wurde aber auch eine Zusammenstellung ausgestorbener Berufe wie: Büglerin, Laufmädchen, Melker, Schirmflicker, Siebmacher, Zapfenpflücker, Zierreisigsammler oder Schermuser (Maulwurfänger). Abgerundet wird das Buch mit Kapiteln über „Handwerksgeräte — früher und heute“, „Alte badische Maße“, „Alte alemannische Begriffe“ und „Alte Familien- und Hofnamen“. Eine Zeittafel sowie ein Literatur-Verzeichnis erleichtern jedem Leser den Zugang zu dem umfassenden Werk.

Lothar Böhnert

ERNST M. WALLNER, Zastler. I. Eine Holzhauergemeinde im Schwarzwald. II. Ein Schwarzwalddorf im Wandel. Selbstverlag der Gemeinde Oberried. Ortsteil Zastler, 1991. 164 S., 16 Bildtafeln. (Zu beziehen über das Verkehrsamt Oberried oder die Ortsverwaltung Zastler.)

Seit 1980 genießt Zastler den Sonderstatus der „Gemarkung alter Art“. Auf diese Weise ist

es für die rund 350 Ortsansässigen leichter zu ertragen, daß ihre Gemeinde im Zug der Reform der 70er Jahre der Gebietskörperschaft Oberried zugeordnet wurde. Was die Pfarrorganisation angeht, war diese Entwicklung schon im 18. Jahrhundert vorweggenommen worden. In Zastler, das im buchstäblichen Sinn im Schatten des Feldbergs liegt, ist das Bewußtsein für die eigene gemeindliche Identität noch sehr lebendig. Das läßt sich auch an der Tatsache ablesen, daß der Ortsteil 1991 eine Publikation herausbrachte: eine dorfgeographische Untersuchung von Ernst M. Wallner. Unter dem Titel „Ein Schwarzwalddorf im Wandel“ stellt er die Entwicklung der Siedlung Zarten seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs dar. Es geht darin um den Ausbau der Talstraße, um die Modernisierung und Sanierung von Wohngebäuden, Schulhausneubau, Wasserversorgung, das Erschließen von Neubaugebieten und um das damit verbundene Bevölkerungswachstum und die veränderte Bevölkerungsstruktur. Viele Zartener sind inzwischen Pendler, außerdem ist der Tourismus ins Tal eingezogen.

Das zentrale Stichwort in Wallners Untersuchung heißt „Reprivatisierung“. Seit dem 19. Jahrhundert waren in Zastler nämlich nicht nur die Wälder, sondern auch fast alle Häuser Eigentum des badischen Staates und als dessen Nachfolger des Landes Baden-Württemberg. Die Bewohner von Zastler waren als Holzhauer bei der staatlichen Forstverwaltung beschäftigt und wohnten als Pächter in staatseigenen Häusern, die von den Liegenschaftsämtern verwaltet wurden. Gleich nach dem Krieg hatte der Bürgermeister Alfred Sandmann von Zastler versucht, diesem Zustand entgegenzuwirken und verschiedene Objekte vom Staat für die Gemeinde zu erwerben. Ein Beispiel ist der Stollenbacher Hof. Auch Privatleuten sollte Gelegenheit gegeben werden, ihr gepachtetes Häuschen als Eigentum zu erwerben — ein Prozeß, der langsam in Gang kam, dabei aber hitzige Debatten in der staatlichen Verwaltung auslöste, woran verschiedene Ressorts beteiligt waren: Landwirtschaft und Forsten, Innen- und Finanzministerium und deren nachgeordnete Behörden. Auch der Landtag von Baden-Württemberg befaßte sich 1960/61 mit dem „Fall Zastler“ und nahm Zuflucht zu dem oben angedeuteten Kompromiß. An Restitution der Hofgüter von einst war nicht gedacht, nur an privaten Haus- und Baugrundbesitz. Schon damals lag eine geographische und sozialgeschichtliche Publikation von Ernst Wallner vor, die den Parlamentariern als Informationsgrundlage dienen konnte. Unter dem Titel „Eine Holzhauergemeinde im Schwarzwald“ war sie 1953 in der Reihe der Veröffentlichungen des Alemannischen Institutes erschienen. Der damalige Leiter des Instituts Friedrich Metz hatte persönlich das Vorwort geschrieben und die Vielseitigkeit des Textes gelobt, da über das Siedlungsgeographische und Forstpolitische hinaus die Bevölkerungsgeschichte sehr plastisch herausgearbeitet wurde, nicht nur bezüglich der lebenspraktischen Fakten wie der Erwerbsstruktur, sondern auch mit Herz für die Gemütswerte: Wallner beschrieb zum Beispiel eingehend das Brauchtum, da er von Hause aus auch Volkskundler ist. — Die jetzt erschienene Publikation über Zastler, die vom derzeitigen Ortsvorsteher Gustav Zähringer und Ratschreiber Rolf Schilz betreut und gefördert wurde, enthält in einem Band Wallners frühere und die heutige Untersuchung, diese in Antiqua, jene in Fraktur gesetzt. Im älteren Teil geht Wallner zuerst auf die naturräumlichen Gegebenheiten ein. Sie sind am Nordostabhang des Feldbergs nicht ohne Dramatik, jedoch nicht so rauh und karg wie der Ortsunkundige befürchten könnte. Im ausgehenden Mittelalter wurde das Tal besiedelt. Sechzehn Bauerngüter entstanden längs des Zastlertals. Zwischen den Bauernhöfen lagen kleine Tagelöhnerhäuschen. Als im 19. Jahrhundert die landwirtschaftlichen Betriebe an der Ertragsgrenze in eine Existenzkrise gerieten, begann das Aufkaufen der Güter durch den Staat. Die landwirtschaftlichen Flächen wurden zum großen Teil aufgeforstet.

Das Interesse des Autors Wallner an Zastler, das für die Gemeinde ein Glücksfall war, hat nicht nur wissenschaftliche Gründe: Er hat sich im Winter 1944/45 mehrere Monate hier aufgehalten. Wallner ist Jahrgang 1912, stammt aus Siebenbürgen und hat seit seiner Studienzeit landeskundlich gearbeitet. Dadurch kam er früh in Kontakt zu Friedrich Metz. Seit 1967

wohnt Wallner, der an der Pädagogischen Hochschule in Heidelberg gelehrt hat, in Kirchzarten. Daher nahm er den alten Kontakt zu Zastler wieder auf. Er hat ein faktenreiches und leenswertes Buch geschrieben, dem man wünscht, daß es auch außerhalb des Zastlertals beachtet wird. Ein wichtiges Ergebnis seiner Studie ist, daß die beharrlich wirkenden Kräfte noch spürbar sind, anders gesagt, daß die Alteingesessenen in Zastler noch das Sagen haben.

Renate Liessem-Breinlinger

WOLFGANG RITZEL, Johann Peter Hebel. Waldkircher Verlagsgesellschaft, Waldkirch 1991, 183 S.

Ritzel stellt mit diesem Werk eine Biographie Johann Peter Hebels, der insbesondere als Poet bekannt wurde, vor. Die Gliederung des Buches in sechs verschiedene Schaffensbereiche Hebels macht jedoch deutlich, daß seine kreative Vielfalt über das dichterische Werk weit hinausging. Der Autor, aus Baden stammend und daher ebenfalls mit der alemannischen Sprache, die für Hebels poetisches Werk charakteristisch ist, vertraut, bringt dem Leser die Person Hebels durch die Erläuterung seines persönlichen Umfeldes und des geschichtlichen Hintergrundes nahe. Eine wichtige Rolle in diesem Buch spielt die Brieffreundschaft Hebels zu Hitzig, da die Briefe eine Hilfe zur Ergründung von Hebels Denkweise bilden. Ritzel erläutert damit den Charakter des Dichters und die Besonderheiten der damaligen Zeit. Darüber hinaus gewährt der Briefwechsel Einblick in den sogenannten Proteuskult, den Hebel mit Hitzig pflegte, indem er immer neue Wortschöpfungen und -spiele mit ihm austauschte. Auch wird Hebel als „Kirchenmann“ besprochen, wobei auch hier die Briefe an Hitzig die wichtigste Informationsquelle über Mentalität und Glaubensrichtung des Dichters bilden. Hebels „Volkschriftstellerei“, womit sein individueller Schreibstil gemeint ist, zeigt sich vor allem im „Hausfreund“, einem Kalender, der sowohl „Lustige Geschichten“ als auch lehrreiche Erzählungen enthält. Hebel gibt darin seine Naturerlebnisse wieder, erzählt Geschichten oder schreibt kleine Rätsel. Ritzel versucht hierbei das breite Spektrum an Interessengebieten aufzuzeigen, das nicht nur die Literatur, sondern auch Mineralogie, Botanik und andere Naturwissenschaften umfaßte.

Die Besprechung der dichterischen Qualitäten Hebels beinhaltet die mundartliche Sprache, Reimformen und den davon abhängigen Inhalt der Gedichte. Ritzel geht auf Einzelheiten im Schreibstil Hebels ein, deutet Aussagen und erschließt dem Leser somit manche Erkenntnisse. Zahlreiche Zitate in alemannischer Sprache verdeutlichen den Stil Hebels, andere erläutern Gedanken und Hintergründe. Eine Gegenüberstellung von alemannischen Gedichten und ihren Übersetzungen ins Hochdeutsche soll die Anschaulichkeit und Singularität der mundartlichen Sprache beweisen.

Ritzels Bemühungen gehen dahin, den Leser nicht nur mit der poetischen, schriftstellerischen, kurzum künstlerischen Seite Hebels vertraut zu machen, sondern auch den Menschen und seinen Charakter herauszuarbeiten. Ein weiterer wichtiger Aspekt in Ritzels Biographie ist das breitgefächerte Angebot von Informationen über Hebels Lebenswerk. Es umfaßt Gebiete, die den meisten Lesern wohl noch unbekannt gewesen sind. Dazu gehören etwa die theologischen Ambitionen Hebels, seine Begeisterung für die Naturforschung, geschichtliche Studien oder sein politisches Interesse. All diese Themen sind bislang in der Hebel-Literatur zu kurz gekommen, obwohl gerade sie zur Ergründung von Hebels Anschauungen und zum Verständnis seiner Person eine nicht zu unterschätzende Grundlage bilden.

Ritzels Ausführungen leben von Originalzitaten aus Hebels Gedichten, Aufsätzen und Briefen, die zwar als Einführung in die mundartliche Sprache dienen, aber für Nichtkenner oft zu unüberwindlichen Lesehürden werden. Der ins Detail gehende Stil Ritzels trägt ebenfalls dazu bei, das „Einlesen“ in diese Lektüre zu erschweren. Obwohl nicht immer spannend und mitreißend geschrieben, kann diese Biographie einem ausdauernden und sehr interessierten Leser durchaus wichtige Informationen über Hebels Werk und Person liefern. Detlef Vogel

MARIA SCHAETTGEN, Hansjakob und das Schwarzwälder Brauchtum. Mit Zeichnungen von Wilhelm Hasemann, Curt Liebich und Richard Schilling. Waldkircher Verlag 1991. 128 S.

Wirkt ein Buch über Pfarrer Heinrich Hansjakob und das Schwarzwälder Brauchtum im Zeitalter der Vermassung der Menschen und Kulturen wie ein Anachronismus? Oder will uns die Autorin nur das zeigen, was unterzugehen droht? Es darf jedenfalls als Glücksfall betrachtet werden, daß die heute über 90jährige Maria Schaettgen, die sich als ehemalige Leiterin des Hansjakobmuseums und Hansjakobarchivs im Haslacher „Freihof“ größte Verdienste erworben hat, ihre volkskundlichen Studien, Erfahrungen und Hansjakob-Kenntnisse so gebündelt zur Verfügung stellt. Sie hat in ihrer Jugend Hansjakob persönlich gut gekannt. Sich mit dem Werk dieses Haslacher Volksschriftstellers und Freiburger St. Martin-Stadtpfarrers auseinanderzusetzen, war ihr zeitlebens ein besonderes Anliegen. — Meist im mittleren Schwarzwald um Kinzig, Wolf und Elz angesiedelt, überliefern die Themen Hansjakobscher Schriften uns Nachgeborenen eine Fülle volkskundlicher Nachrichten und Schilderungen. Mit der Selbsthaftigkeit des Menschen begann die Eigenart des Gemeinschaftslebens, wie es sich im Kreislauf des Jahres widerspiegelt. Eingeteilt in fünf Kapitel, stellt Maria Schaettgen dar, was im 19. Jahrhundert die Schwarzwälder Bauern und Kleinbürger bei Freud und Leid bewegte. Sie gibt wertvolle Quellenzeugnisse zur Volkskunde im Jahreslauf von Martini bis Martini, beschreibt das Besinnliche der langen Winterabende, läßt die Frühjahrs- und Sommerbräuche wieder lebendig werden und schließt mit einer Zusammenfassung über die Poesie des Schwarzwalds, in der Bauerntum, Handwerk und Zünfte eine Rolle spielten. Spezielle Themen wie etwa die Flößerei blieben zum Teil unberücksichtigt; sie werden eigenen Veröffentlichungen vorbehalten. — Erneut wird bewußt gemacht, daß Hansjakob aus genauester Kenntnis der Lebensverhältnisse und Gewohnheiten der Menschen im mittleren Schwarzwald Wesentliches zur Überlieferung Schwarzwälder Volkskunde und badischer Kulturgeschichte beigetragen hat. Es ging ihm nicht um das Heraufbeschwören der „guten alten Zeit“ als nostalgisches Romantisieren, sondern vielmehr um die Erhaltung eines Lebens „im Geist der Vorfahren“, religiöser Sitten und altüberlieferten Brauchtums. Deshalb auch sein Einsatz für das Tragen der alten Volkstrachten! Hansjakob wußte zu gut, daß auch in früheren Zeiten nicht alles Gold war, was Goldglanz ausstrahlte. Daß ausgerechnet er, zusammen mit der Volkskunde, im sogen. 3. Reich „völkisch“ und pseudowissenschaftlich mißbraucht wurde, stellte damals ein abgefeimtes Täuschungsmanöver der Ideologen jenes verhängnisvollen Regimes dar. Dr. Helmut Bender begrüßt deshalb in seinem Nachwort zu dem neuen Buch zurecht, daß Maria Schaettgen „im vorliegenden Band eine unverfälschte Anthologie und Dokumentationsgrundlage der Hansjakobschen Bemühungen um das Volkskundliche“ vorgelegt habe.

Hermann Brommer

Das Schicksal der Freiburger Juden am Beispiel des Kaufmanns Max Mayer und die Ereignisse des 9./10. November 1938. Mit Beiträgen von ROLF BÖHME und HEIKO HAUMANN. (Stadt und Geschichte. Neue Reihe des Stadtarchivs Freiburg i. Br., Heft 13). Schillinger Verlag Freiburg i. Br., 1989, 76 S., zahlr. Abb.

Als Beitrag zur Erforschung der Geschichte der jüdischen Bürger Freiburgs versteht sich das vorliegende, etwas umständlich betitelte 13. Heft der vom Stadtarchiv edierten Reihe „Stadt und Geschichte“. Auch Heft 12 galt diesem Thema. Die neue Publikation gliedert sich in zwei sich inhaltlich ergänzende Teile: Die Gedenkreden von Oberbürgermeister Dr. Böhme und Professor Dr. H. Haumann zur 50. Wiederkehr des Novemberpogroms vom 9./10. November 1938 (S. 6—26) und die von H. Haumann verfaßte Biographie des Freiburger Kaufmanns Max Mayer (1873—1962), aus dessen Nachlaß — seit 1988 im Freiburger Stadtarchiv verwahrt — im Gedenkjahr eine anschauliche Ausstellung erarbeitet worden war. Mit ihr sollte exemplarisch an die Geschichte der Freiburger Juden von der Wiedermehrung als Bürger nach 1862

bis in das „Dritte Reich“ erinnert werden; sie verdeutlichte eindrucksvoll an einem Einzelschicksal die anfängliche Integration in die deutsche Gesellschaft und deren Zerstörung durch die Nazis. Das bewußte Judesein („Mein Jude-sein ist meine Trutzburg“, so eine Formulierung Mayers 1938 in einem Brief an seine Tochter, die Schriftstellerin Lotte Paepcke) gab, wie Haumann feststellt, Max Mayer die innere Kraft, die schweren Erschütterungen des Lebens zu überstehen. Diese Zielsetzungen der Ausstellung haben sich, wie der Rez. aus eigener Anschauung bei mehreren Besuchen mit Schülern seines Geschichtsunterrichts feststellen konnte, auch der jüngeren Generation gut vermitteln lassen. Zahlreiche Abbildungen in der Schrift stützen die Erinnerung an die Ausstellung; Anmerkungen und ein umfangreiches Quellen- und Literaturverzeichnis mit über 70 Titeln runden das Heft ab. Klauspeter Wilke

BERTHOLD HAMELMANN, Helau und Heil Hitler. Alltagsgeschichte der Fasnacht 1919–1939 am Beispiel der Stadt Freiburg (Alltag und Provinz Bd. 2) Edition Isele, Eggingen 1989. 384 S.

Einen beträchtlichen Teil seiner Arbeit widmet Hamelmann der Zeit zwischen 1919 und 1933, also einer Periode, in der die Nationalsozialisten noch keine Gelegenheit hatten, Einfluß auf das Fasnachtsgeschehen zu nehmen. Es dauerte lange, bis man nach dem I. Weltkrieg wieder zu normalen Verhältnissen wie im Frieden zurückkehren konnte. Nicht allein die Geldknappheit war es, die den Organisatoren von Faschingsveranstaltungen immer wieder Fesseln anlegte, vielmehr versuchten vor allem die Kirchen aus religiösen und sittlichen Gründen die Einschränkung oder gar das Verbot solcher Lustbarkeiten zu erwirken. Die Behörden, so geht aus den Schilderungen des Autors deutlich hervor, sahen sich dabei hin- und hergerissen zwischen den Ansprüchen der mächtigen Kirchen und den Bedürfnissen vieler Menschen, den grauen Alltag einmal zu vergessen. Zögernd gaben die Kirchengewaltigen schließlich ihren Widerstand in der zweiten Hälfte der 20er Jahre auf — die katholischen eher, die protestantischen etwas später. Kaum zur „Normalität“ zurückgekehrt, bestimmten ab 1933 die Nationalsozialisten Organisation und Ablauf von Karneval, Fasnacht, Fastnacht oder Fasnet. Widerstandslos ließen das die Fasnachtsvereine mit sich geschehen: entledigten sich zum Beispiel eiligst ihrer jüdischen Mitglieder, und hatten, auch was die Gestaltung der Umzüge betraf, keinerlei Hemmungen, sich den neuen Machthabern zu fügen. Geschickt verstanden es die Nationalsozialisten, so berichtet Hamelmann in einem zweiten Teil in allen Einzelheiten, regionale Besonderheiten und Brauchtum bei den Umzügen in den Vordergrund zu rücken, wobei natürlich der deutliche Hinweis auf germanische Tradition nicht fehlen durfte.

Dies funktionierte dann auch zur vollen Zufriedenheit der damaligen Machthaber. Lustbarkeiten solcher Art waren nach 1933 ja schon deshalb wichtig, weil sich aus Freude Kraft entwickeln sollte. Als die Gefolgsleute Hitlers allerdings versuchten, selber lustig und witzig zu werden, schlug dies gleich fehl. Es gehört sicherlich zu den Stärken der Arbeit, daß der Autor diese Phase deutlich schildert. Feiner Spott war offensichtlich nicht das Metier von Rechtsradikalen. Ihre Bemühungen in Fasnachtszeitungen und Anzeigen wirkten deshalb diffamierend und beschämend. — Insgesamt gesehen ist der Band verständlich geschrieben und enthält eine ganze Reihe anschaulicher Skizzen und Tabellen. Die detaillierte Art der Darstellung mag in manchen Passagen vielleicht nicht jedermanns Interesse finden, für weitergehende Forschungen auf diesem Gebiet wird sie gleichwohl nützlich sein. Detlef Vogel

ROSEMARIE BECK, ROLAND MEINING, Brunnen in Freiburg. Rombach Verlag, Freiburg i. Br. 1991. 136 S., zahlr. Abb.

Rosemarie Beck, als Gästeführerin für die schönen Ecken ihrer Stadt besonders sensibilisiert, beschreibt die Freiburger Brunnen. Am Anfang des Buches stehen allgemeine Ausführungen zum Thema Wasser. Dabei werden auch Kulturbauten im Zusammenhang mit Wasser sowie dessen Symbolik erklärt. Es gelingt der Autorin, Historisches zur Wasserversorgung in Frei-

burg seit der Stadtgründung zusammenzustellen. Das Freiburger Brunnenwesen, Kanäle, Bächle, Mühlen und Kanalisation werden ebenso berücksichtigt wie das Problem der Abwässer.

Der Hauptteil des Buches widmet sich den einzelnen Brunnen. Rosemarie Beck äußert sich zum historischen Hintergrund (wann erbaut, Vorläufer, Umbauten, Verlegungen), zur Ausstattung sowie zu kunstgeschichtlichen Aspekten, so daß bei jedem einzelnen Brunnen eine individuelle Geschichte sichtbar wird. Dabei beschränkt sich die Autorin nicht nur auf die alten Brunnen, wie z. B. Fisch- und Georgsbrunnen auf dem Münsterplatz oder den seit 1317 belegten Augustinerbrunnen, sondern berücksichtigt auch die in den 1980er Jahren entstandenen Wasserspeier (u. a. Riesenbrunnen unter der Stadtbahnbrücke, Gartenschlauch beim Berufsschulzentrum). Auch die Brunnen der eingemeindeten Orte fehlen nicht.

Roland Meining hat die Brunnen aus unterschiedlichsten Perspektiven photographiert. Auf einigen Photographien sehen wir einen Brunnen in der Gesamtanlage, auf anderen nur ein prägnantes Detail, oft werden auch beide Perspektiven gezeigt.

Das sehr gelungene Buch wird auch dem stadthistorisch interessierten Freiburger viel neues bieten und eröffnet ihm einen Aspekt seiner Stadt, der vielleicht nicht immer im Vordergrund des historischen Interesses steht.

Jürgen Treffeisen

Vereinschronik 1992

Vorstand

Stadtarchivdirektor Dr. HANS SCHADEK, 1. Vorsitzender
Stadtoberarchivrat Dr. ULRICH ECKER, 2. Vorsitzender
Stadtarchivinspektorin ANITA HEFELE, Schriftführerin
Oberverwaltungsrat ROLF SÜSS, Kassenführer

Veranstaltungen 1992

20. Januar Dr. Bernhard Oeschger: „Schwarzwaldleben — ein historischer Bilderbogen aus dem 19. und beginnenden 20. Jahrhundert“.
28. Januar Prof. Dr. Hans L. Trefousse: „Carl Schurz, der größte deutsche Einwanderer nach Amerika“.
9. März Jahresmitgliederversammlung.
Dr. Ulrich Ecker: „Jakobiner in Freiburg?“.
4. April Exkursion nach Mannheim und Schwetzingen unter der Leitung von Dr. Hans Schadek. Führung durch die Schloßanlage Schwetzingen; Besuch des Landesmuseums für Technik und Arbeit in Mannheim; Besichtigung des Mannheimer Schlosses und Führung in der renovierten Jesuitenkirche durch Herrn Prof. Dr. H. Zeidler.
18. Mai Klaus Meyer: „Caspar Fuchs (1671 — 1741), ein Maler aus Saugau, und das Hochaltarblatt in Wittnau“.
20. Juni Exkursion nach Speyer unter der Leitung von Dr. Hans Schadek in Zusammenarbeit mit den Sektionen Bad Krozingen und Staufeu. Besichtigung des Speyrer Domes und Führung in der Ausstellung „Das Reich der Salier 1024—1125“ im Historischen Museum der Pfalz.
27. Juni Halbtagesexkursion nach Merzhausen mit Besichtigung der barocken Pfarrkirche unter Leitung von Prof. Hermann Brommer sowie Führung in der neuen Kirche durch den Architekten Helmut Steinmann; Empfang im Merzhauser Rathaus, Besichtigung des Jesuitenschlosses oberhalb von Merzhausen.
12. September Exkursion nach Zürich und Königsfelden unter der Leitung von Dr. Hans Schadek. Führung in der Ausstellung „Die Stadt um 1300“ im Schweizerischen Landesmuseum in Zürich; Besichtigung der Klosterkirche in Windisch-Königsfelden.
19. Oktober Dr. Ulrich Ecker: „Geschichte von Stadt und Festung Freiburg im Barockzeitalter“.

9. November Feier zum 80. bzw. 75. Geburtstag des Ehrenvorsitzenden Prof. Dr. Berent Schweineköper und des langjährigen Ausschußmitglieds Dr. Franz Laubenger, veranstaltet vom Stadtarchiv Freiburg, dem Landesverein Badische Heimat und dem Breisgau-Geschichtsverein. Vortrag von Prof. Dr. Karl Schmid: „Auf der Suche nach der Zähringer Kirche in der Zähringerzeit“.
7. Dezember Dr. Peter Fäßler: „Das Land Baden unter französischer Besatzung — ein Musterland?“.

Kassenbericht 1991

	DM
1. Einnahmen	
Beiträge	22.688,00
Exkursionen	4.153,00
Zuschüsse und Spenden	13.100,00
Sonstige Einnahmen	5.336,00
Summe Einnahmen	45.277,00
 2. Ausgaben	
Jahrbuch	28.306,79
Exkursionen	4.455,25
Vorträge	837,57
Sonstige Ausgaben	1.669,51
Summe Ausgaben	35.269,12
 3. Jahresergebnis	+ 10.007,88

Mitglieder (Stand 1. 10. 1992): 780 (davon Ortsgruppe Bad Krozingen: 138, Staufen: 47, Waldkirch: 45 Mitglieder). Neuzugänge: 32, Austritt/Tod: 18/10 Mitglieder.

Mitgliederbeitrag: jährlich DM 36,— (Studenten, Schüler und Rentner DM 18,—). Die Ortsgruppen Bad Krozingen, Staufen und Waldkirch erheben besondere Beiträge. *Bankverbindung*: Sparkasse Freiburg 2028602 (BLZ 680 501 01).

Zeitschrift des Breisgau-Geschichtsvereins „Schau-ins-Land“: Mitglieder erhalten das Jahrbuch kostenlos.

